

Carl Gustav Doehmann's,

von

Pernau,

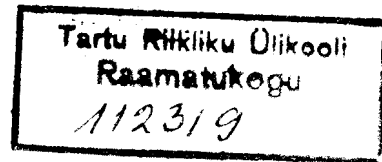
RELIQUIEN.

Aus seinen nachgelassenen Papieren.

Gesammelt

von

Heinrich Ischokke.



Erster Band.

Hechingen,

Verlag der F. E. Ribler'schen Hofbuchhandlung.

1836

Karl Gustav Jochmann, von Pernau.

(Mittheilungen zu dessen Lebensgeschichte,
vom Herausgeber.)

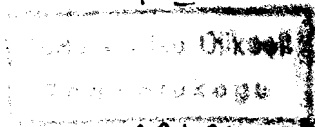


Nichts natürlicher, als der Wunsch eines Lesers, die Lebensverhältnisse des Mannes näher zu kennen, mit dessen Geist man sich befreundet hat; dem man nicht nur manche unterhaltungsreiche Stunde, oder Belehrung, sondern selbst Anregung zu eignen, höhern Gedanken und Ansichten verdankt. Der Wunsch setzt mich aber in einige Verlegenheit, weil ich, so lang' ich durch die Freundschaft dieses edeln Mannes glücklich war, mich damit begnügte, ihn zu kennen, ihn zu lieben. Indessen will ich von ihm erzählen, was ich weiß.

Pernau ist ein Städtchen in Liefland, am rigischen Meerbusen. Hier ward Jochmann am 10. Februar 1790 geboren. Für die Wissbegier des Knaben scheint, schon in seinem dreizehnten Altersjahr, die dortige Schule ein zu beschränktes Feld der Kenntnisse offen gehalten zu haben. Sein Vater vertraute ihn also einem Freunde, dem Staatsrath Kreuzing, in Riga an, um ihn die Domschule daselbst besuchen zu lassen. Nach vier Lehrjahren begab sich der siebenzehnjährige Jüngling an die Hochschule von Leipzig; besuchte dann noch Göttingen, Heidelberg und, der fran-



4. XIV A



29484

ibfischen Sprache mächtiger zu werden, Lausanne. Nach Riga zurückgekehrt, trat er, als Rechtsanwalt, in das Geschäftszelen. Er arbeitete mit Glück. Aber sei es, daß ihm zuweilen noch seine Jugend zum Vorwurf gereichte, oder daß er's bereute, sich zu früh an ein bleibendes Verhältniß im Leben gebunden zu haben: er ging im Jahr 1812 nach England, um auch in der englischen Sprache Gewandtheit zu gewinnen. Er besuchte Oxford und Edinburg; dann verlebte er ein volles Jahr, theils in London, theils auf dem Lande bei einem Prediger. Die Augen einer schönen Britin, nie hat er sie verrathen, entflammten ihn hier zur Liebe und Poesie. So hat er nie wieder geliebt. Und wie er dichtete, davon zeugen die schönen Stanzas in den nachfolgenden „Kleinigkeiten aus seinen Reiseblättern.“

Seinen Beruf, als Rechtsconsulent, betrieb er, nach der Heimkunft in Riga, zwar mit Beifall, aber ohne Freude. Nicht Geld-Ernten, nicht öffentliche Achtung, die ihm dafür zu Theil wurden, konnten ihn mit einem Beruf ausböhnen, der seinen Neigungen widerstrebte. Er dürstete nach unabhängigerm Leben, unter milderm Himmel, unter Völkern von vorgeschrittener Gesittung. Selbst die Zärtlichkeit einer Schwester, die er mit Innigkeit liebte, selbst die Freundschaft eines Herrn von Sengbusch, dem er bis zum Tode treu zugethan blieb, leistete ihm keinen Ersatz für das, was er vermißte, was seinem ganzen Seyn und Wesen zum unabwehrbaren Bedürfniß geworden war. Früher sein Ziel zu erreichen, arbeitete er in seinen Geschäften ohne Maß; und wahrscheinlich legte er, durch überspannte Anstrengung seiner Kräfte, den Grund zu einer Kränklichkeit, mit der er den übrigen Theil seines Lebens zu kämpfen hatte.

Inhaber eines Vermögens, welches ihm Unabhängigkeit und eine sorgenfreie Zukunft zusicherte, schied er endlich im April 1819 aus den Armen seiner rigischen Freunde. Freilich gelobte er ihnen damals, es solle nur Trennung von zwei

Jahren seyn. Aber dem Gelübde, welches ihm der Schmerz des Scheidens entriß, widersprach damals schon die Stimme seines Innern.

Er athmete freier und heiterer, als er Deutschlands Boden betrat; als er wieder der Unterhaltung mit den Weisen und Künstlern des Zeitalters genoß; und ungehemmt in Blüten und Früchten der Literatur schwelgen konnte. Doch bald fand er auch im damaligen Deutschland für sein Gemüth etwas Unwirthliches, Unheimathliches. Unter den düstern Fitzigen der heiligen Allianz wehte ihm schwüle, beengende Luft. Wohin er kam, begegneten ihm durch Partbeigeist aufgeregte Menschen. Es waren die Tage, da der Dichter Kogebue durch den Dolch Sands gefallen war. Er mochte nicht unter den Deutschen länger weilen.

Als Fremdling, und schon durch Grundsätze selbstständig in seinen Ansichten, ließ er sich vom Loben und Treiben des Augenblickes nicht im Urtheil irre machen. Wie er aber über jene Zeit urtheilte, das offenbart sich aus einem seiner Briefe, den er damals dem vertrauten Freunde E. H. v. Sengbusch nach Riga schrieb. Ich lasse ihn selber aus diesem Briefe sprechen.

Charand, den 11. Juni 1819.

Die Werthlosigkeit dessen, was man der Welt als Geschichte aufbinden will, ist oft der Gegenstand unserer Gespräche gewesen, und ich habe immer die Ueberzeugung gehabt, daß alle mit irgend einer obrigkeitlichen Erlaubniß, oder unter legend einer Censur, bekannt gemachten historischen Werke schon darum von einer aufgeklärtern Nachwelt verworfen und vergessen seyn werden, weil das Imprimatur ihnen die unzweideutigsten Stempel der Unglaubwürdigkeit aufdrückte. Daß aber das Uebel so groß wäre, wie es mir schon die seltenern, bisherigen Gelegenheiten, von Augenzeugen

oder ihren nächsten Umgebungen, darstellen, das freilich habe ich nicht gedacht.

Es mag auch wohl seyn, daß das gute Deutschland in dieser Hinsicht am ärmlichsten dasteht. Die Engländer haben Geschichtschreiber; die Italiener hatten dergleichen in den Zeiten ihrer Freiheit und ihres Ruhms. Die Franzosen haben wenigstens sehr reiche Sammlungen für eine Geschichte, nämlich Denkwürdigkeiten, die nur durch ihre Verborgenheit dem vergiftenden Einflusse der gleichzeitigen Autoritäten entgingen, und erst unter späten Nachkommen an's Licht traten. Nur in Deutschland giebt es, Dank der demüthigen Blindheit der Niedern, und der vornehmen Unwissenheit der Höhern! nur in Deutschland giebt es fast nichts, als Stammbäume und einen Haufen bedeutungsloser fürstlicher Familiengeschichten, in die des Volkes Geschichte zusammengeschrumpft ist. Ein Herbarium statt der Aussicht in eine reiche Landschaft!

Und diese Familiengeschichten, mit welcher devoten Lügenhaftigkeit sind sie verfaßt! Die Geschichte, die Schiller in seiner Begeisterung das Weltgericht nannte, wie ist sie doch in diesem Lande nichts anderes, als die Dienerin, oder (um in der sächsischen Hofterminologie zu reden) das Kammermensch jedes kleinen Dynasten, unter dessen Scepter oder Stoecke sich ihr vermeinter Priester bläht; das Mensch, dessen hauptsächlichste Bestimmung es ist, jeden Urath der Herrschaft sorgfältig zu beseitigen, damit er nicht ihr und den Getreuen aufköpfig sei, indem er sie an den Stoff erinnert, aus dem sie beiderseits gemacht sind.

Denkwürdigkeiten freilich verhalten sich zur Geschichte nur, wie das Ankleidezimmer zur Bühne, die Küche zum Speisesaale. Was wir haben, zeigen diese, wie wir dazu kommen, jene, und mit beiden mögen sie auch das gemein haben, daß sie nur zu oft die Lust an den Schauspielern und an den Gerichten verderben. Aber geben sie uns die Wahr-

heit, die ganze Wahrheit, so überwiegt dieses alles, — und denn, so lange uns die vornehmen Leute und die Adche so viel giftiges Zeug vorsehen, ist es da so übel, wenn die nähere Ansicht ihres Treibens uns manchmal den Appetit verdirbt? Dazu kommt, daß solche Denkwürdigkeiten in der Regel unterhaltender sind, als die Mehrzahl der eigentlich historischen Werke, weil der Verfasser sich eben nicht vornahm, gravitatisch zu seyn, und weil oft gerade die Planlosigkeit der Erzählung ihrer Mannigfaltigkeit Raum gab. Die Zeitgeschichte in ihrem ganzen Umfange sollen sie darstellen, nicht bloß die politische; und jede merkwürdige Erscheinung findet in ihnen ihren Platz. Ob eine dritte Eigenschaft, die solchen Sammlungen eigenthümlich ist, daß in ihnen nämlich des Erzählers Meinungen sich unverhohlener zu erkennen geben, auch gelobt zu werden verdient, das freilich hängt von der Persönlichkeit des Erzählers ab. Ich übrigens bemerke dieses Vorherrschen der Persönlichkeit, die meistens ähnliche Werke veranlaßt, besonders darum, weil das Gegentheil davon unter den Deutschen, den Mangel an dergleichen Nachrichten unter ihnen großen Theils erklärt. Zu besangen von Vorurtheilen, zu wenig bekannt mit der Welt, und zu wenig geachtet von ihrem Publikum, pflegen die deutschen Schriftsteller (mit wenigen Ausnahmen) ihre Meinungen nach den Ansichten, den Wünschen oder gar den Befehlen ihrer Gönner einzurichten, um diesen Meinungen aus der zweiten Hand die Thatfachen anzupassen, die sie zur öffentlichen Kunde bringen. In England, in Frankreich bedienen sich die Regierungen wohl der Schriftsteller, um Meinungen anzugreifen oder zu vertheidigen; aber das würde nicht geschehen, wenn nicht das Volk ihnen Zutrauen schenkte, indem es ihnen Selbstständigkeit zutraut; und der Verrath dieses Vertrauens selbst beweist sein Daseyn. Nur in Deutschland ist es (wie noch die neuern Verhandlungen über Zugendbündelerei u. dgl. darthun) üblich, daß sich die Schriftsteller hinter die Regierung

stecken, um ihren Ansichten Eingang zu verschaffen, und die Kühnheit selbst darf nur im Gewande der Schmeichelei erscheinen.

Die interessantesten Züge und Notizen werden hier eben so sehr durch den Kleinmuth der Schriftsteller, als durch einen bald größern, bald feinern Presszwang, der Publizität entzogen und bleiben Gegenstände nur des vertrautern Gespräches. Damit sie Ihnen nicht ganz entzogen werden, habe ich mir vorgenommen, Ihnen in meinen Briefen eine Art Zeitung im Manuscripte zu liefern, die, ohne allen Plan, alles enthalten soll, was an interessanten Notizen durch eigene Erfahrung oder aus glaubwürdigen Quellen zu meiner Kenntniß gelangt ist.

Zuerst und zum Beweise, daß meine Ansicht von dem Geiste der Zeitgeschichte in Deutschland wenigstens eben so sehr dem Aerger, als der Verachtung, ihren Ursprung verdankt, will ich Ihnen verkündigen, wer die Verfasser des Werkes Welt und Zeit sind. Herausgeber dieses Buches und Verfasser des größten Theiles seines Inhaltes, soll seyn ein Advokat in Frankfurt a. M., Jaffré. Ein tüchtiger Geschäftsmann außerdem, ziemlich bejahrt, und von nicht unbedeutendem Vermögen. Ein Mann also, von dem, verkündigte das nicht jede Zeile des Buchs, seine Verhältnisse ergeben würden, daß ihm nicht süglich Langeweile, Noth oder Unbesonnenheit, als Motive seiner Schriftstellerei untergeschoben werden können. Seine Mitarbeiter sind nicht bekannt. Wo solche Männer leben, da darf man an dem Siege der öffentlichen Meinung noch nicht verzweifeln. So ist denn also das erste Licht, das auf die legitime Erbärmlichkeit der Deutschen gefallen, nicht von den Lehrstühlen ausgegangen und nicht von den Universitäten überhaupt, sondern aus dem Geschäftskreise, der der Welt angehört und dem Leben, und nicht die Geistlichkeit hat es angezündet und nicht die Armee, die Herr Oken für geborne Landstände ansieht, sondern die Juristen haben es gethan, die er so bitter haßt. Ob denn die

Leute wirklich noch glauben, daß ihnen aus dem Schulstaube der Baum des Lebens erblühen werde, nachdem eben Oken, der kräftigste in diesem Staube, die Geistlichkeit und die Armee für nothwendige Stände erklärt, weil sie den Geist und das Gemüth repräsentiren! nachdem er die Kasten-Einrichtungen der Indier und der Egypter als das Ideal aller Staatsverfassung gerühmt, weil — man während ihrer Dauer die kolossalen Felsentempel bei Goa und Pyramiden gebaut!

Kohebie's tragisches Ende wird in Ihrer Gegend, wo sein Wirken nur für die Bühne von Bedeutung war, jetzt schon ziemlich vergessen sein. Wie aber diese Begebenheit auf die Gefühle der Deutschen gewirkt, haben Sie nicht gewußt, wenn Sie darüber nur in den öffentlichen Blättern Nachrichten suchen konnten. Mich führt zu diesem Gegenstande nicht nur die Merkwürdigkeit des Vorfalles selbst, als eines Zeichens der Zeit, sondern auch eine sehr natürliche Ideenverbindung. Kohebie's Reise in die Rheingegenden war, wie in mancher andern, so auch in der Hinsicht eine Entdeckungsbildung, daß er die unbekante Quelle jenes Buches „Welt und Zeit“ zu erforschen suchte, welche die Ufer des Rheins und des Mains mit Zerstörung und Segen zu überströmen drohte, wie die unbekante Quelle des Nils Egypten.

Die Zeitungen, so viel ich weiß, drücken über Kohebie's Ermordung nichts aus, als den Abscheu gegen die That (an sich ganz in der Ordnung) und höchstens ein schüchternes Bedauern über die Regierung und die Aufopferung einer so edeln Natur, als es die seines Mörders unstreitig ist. Wie aber das Volk — und von dieser Benennung nehme ich hier und für immer alle diejenigen aus, die, durch Geburt oder Dienste, den bevorrechteten Ständen angehören — über diese That denkt, erfahren Sie durch solche Lohnprodukte des Augenblicks nicht. Die Stimme, die ich in dieser Hinsicht — von Memel bis hieher, überall eine und die nämliche — gehört, eignet sich nicht für die Presse. Die Erscheinungen,

welche die öffentliche Stimmung so deutlich zu erkennen geben, als das lauteste Wort nur thun kann, eignen sich dafür noch weniger.

Keine Frage ist noch so oft an mich gerichtet worden, als die, wie man die Nachricht von Kozebue's Tode in Rußland aufgenommen? Nie aber wird sie mit dem geringsten Anscheine von Besorgniß, immer vielmehr mit einem so lauernden, lächelnden Wink gethan, als denke man mir ein recht widerliches Thema mit Posaunenbegleitung vorzuspielen. Freilich setzt es sehr falsche Vorstellungen von unserm Vaterlande und seinen Bewohnern voraus, wenn man glaubt, des Kozebue werde bei uns nur mit dem tiefsten Schmerze der innigsten Theilnahme, des Sand mit Abscheu und mit blutdürstiger Rachsucht gedacht; in der unglücklichen That selbst nur der erste Schlag einer ausgebreiteten Verschwörung, und überhaupt in dem ganzen Vorfalle eine Staatsache erkannt. Solche Gefühle sind vielmehr nur an den deutschen Höfen und bei den deutschen Niethgelehrten zu Hause; das Volk aber betrachtet ziemlich unverhohlen diese That als seine Sache. Vergebens würden Sie hier, wie ich in der Regel gethan habe, um Ihre Unbefangenheit zu behaupten, die Persönlichkeit jener Unglücklichen von der That trennen; dem Urtheile über einen dieser Gegenstände keinen Einfluß auf das über die andern einräumen, und ungeachtet sowohl der anerkannten Schlechtigkeit des Handwerks, das der Ermordete trieb, als der reinen und uneigennütigen Beweggründe des Mörders, die Schlechtigkeit der That aussprechen, vergebens darauf dringen wollen, daß eine solche That die unentbehrlichste Grundlage aller menschlichen Gesellschaft, die öffentliche Treue erschüttere, und daß es thöricht sei, eine bessere Ordnung der Dinge auf dem Wege erringen zu wollen, der zur Zerstörung jeder Ordnung führe. Man wird Ihnen antworten: „Die Ereignisse einer ungewöhnlichen Zeit ertragen den Maßstab des Compensiums nicht, am wenigsten sollte die Vergeltung ein anderes

Maß, als das der Beleidigung, und nur der verächtlichsten Dummheit dürfe zugemuthet werden, die öffentliche Treue gegen den Verrath zu beobachten, der ihr abgeschworen. Wo die Willkühr herrsche, da trete gegen ihre Diener billig Gewalt in die Schranken; und die Gesellschaft habe schon längst ihre Bande selbst gelöst, die ihren ersten Zweck, den Schutz aller Rechte, nicht mehr erreiche. Des deutschen Volkes Sache habe Sand geführt, die offenbar nicht länger die seiner Regierungen sei. Arglistig habe man in den Zeiten der Noth Rechte anerkannt, die man heimlich zu verabscheuen fortgefahren, und Versprechungen gethan, die man zu erfüllen niemals Willens gewesen. Daß man das edelste Vertrauen und die gerechteste Erwartung, nachdem man sie hundertfach getäuscht, noch mit dem Beifalle aller, die in dieses Volkes Unterdrückung ihr Wohlseyn finden, verhöhnt und dem wohlwollenden Beherrscher eines mächtigen Nachbarstaates, als Geselozigkeit und Empörung, verhaßt machen wollen, habe nur eine That vergeltender Verzweiflung zur Folge gehabt; eine That, bei der nichts zu bedauern sei, als daß ein so edles Leben an ein so verächtliches gesetzt worden. Einige hundert Menschen, dem Urheber dieser That gleich, seien nöthig, um Schuld und Rache auszugleichen.“ —

Das klingt gräßlich; aber Sie werden gestehen, gräßlicher noch ist, daß es nicht beantwortet werden kann von denjenigen, die ihr Gift eben so treulos anwandten, als Sand seinen Dolch. Die heftigsten Reibungen zwischen dem alten Besitzstande und dem neuen Rechtgeföhle haben in diesem unglücklichen Lande alles in Parteien geworfen, und geht es so fort, so fürchte ich, es wird bald jede Stimme Gehör finden, nur nicht die der Vernunft.

Mannheim ist das Ziel aller Ferienreisen gewesen, und nicht bloß Studenten, Personen aller Stände haben sich aus entfernten Gegenden Deutschlands hingedrängt, um Sand zu sehen. Sie haben es gethan, ungeachtet der Inquisition=

miene, welche die Behörden bei dieser Gelegenheit angenommen, ungeachtet der Nähe des aus seinem Schlafe aufgestörten Bundeštages, und ungeachtet des Verdachtes, der vergiftender als jemals, und je ungewisser desto schrankenloser, sein Wesen gerade jetzt und in jener Gegend treibt. Sie haben dadurch bewiesen, daß sie die öffentliche Meinung für stark genug hielten, um alle diese Gefahren zu überwiegen. Kozebue, sagen mir mehrere, die aus der Pfalz zurückgekehrt sind, sei überall, wohin er sich gewendet, und auch in Mannheim, der Gegenstand des öffentlichen Hasses gewesen; Sand, vom ersten Augenblicke an, der Liebling auch der Mannheimer. Allgemein bedaure man des letztern rasche That — gegen sich selbst. Hätte er einen Wagen bestellt gehabt, sich auf ein Pferd geworfen, so würde er Mannheim haben verlassen können ohne ein Hinderniß zu finden, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wäre. Dem Wunsche glaubend erzählt das Gerücht von einem Erbieten der Juristen-Fakultäten in Bonn und Heidelberg zu seiner Vertheidigung. Ich hoffe, es schenkt nur dem Mißtrauen Glauben, wenn es auch die Sage verbreitet, Struve (russischer Geschäftsträger in Carlsruhe und auch ein Deutscher!) habe bei seiner Anwesenheit in Mannheim zur Tortur gerathen. Auffallender scheint es mir, daß der Schleier des Geheimnisses, mit dem man den unglücklichen jungen Mann und alle seine Umgebungen nun schon so lange verhüllt, nicht ähnlichen Argwohn unmenschlicher Behandlung erweckt und stärkt; und ich kann mir diese Erscheinung nur erklären, indem ich glaube, daß die Leute, ihre eigne Stimmung bei den Beamten voraussetzend, es für unmöglich halten, daß sich unter diesen die zur Vollführung des finstern Werks nöthige Anzahl Henker finden sollte. Den Herren, die hauptsächlich Kozebue's politisches Publikum ausmachten, würden sie dergleichen eher zutrauen; aber zu viel Aufsehen dürfte es, meinen sie etwa, erregen, wollte man einen ganzen Hofstaat, oder die Herren-Bank einer der neuen Detail-Repräsentationen dazu delegiren.

Wie man übrigens im Ernste daran denken kann, Sand's Leben vor dem Richterstuhle zu retten (und es glauben an diese Möglichkeit sogar angesehenen Geschäftsmänner in Dresden), bleibt mir unbegreiflich. Der Richter, der (und ich denke, der Gewissenhafte kann nicht anders) keine Stimme hört, als die des Gesetzes; der die That und die Motive des Thäters, das geraubte Menschenleben und nicht den Abscheu, den der Besitzer desselben einflößt, berücksichtigt; ich denke, er kann und darf für Sand kein Urtheil haben, als ein — Todesurtheil. Ein anderes versprach sich auch Sand selbst nicht, der ihm durch freiwilligen Tod zu entgehen suchte, und verhüte nur Gott, daß nicht die Furcht zu einer Schändlichkeit verleite, zu einer geheimen Hinrichtung. Sand's Rettung aber würde nur auf zwei Wegen möglich seyn: durch eine Appellation an das Volk, an dessen freisprechender Stimme ich im geringsten nicht zweifeln würde, oder durch Vorschützung seines Wahnsinnes zur Zeit als er die That ausführte. Jene aber gehört nun einmal nicht zu den gültigen Rechtsmitteln, und diese Vertheidigung, der ohnehin die erwiesene, lange Beabsichtigung der That und die bedächtige Vorbereitung dazu widersprechen, dürfte gerade dem Sand selbst am unwillkommensten seyn, der sich, vermöge ihrer, eines vermeinten Verdienstes beraubt sehen müßte, für das er schon sein Leben freudig eingesezt hatte.

Bei keiner Gelegenheit hat sich wohl die Unzuverlässigkeit der öffentlichen Blätter und der Bühnen und die Albernheit ihrer Annäherung, Organe der öffentlichen Meinung zu seyn, so bloß begeben, als bei dieser. Nicht so laut, als diese Präntensionen, sind die Kritiken des Publikums; aber zahlreich und deutlich genug. So habe ich in zwei Kaffeehäusern in Berlin auf einem im „Gesellschafter“ befindlichen Bildnisse Kozebue's die Unterschrift: „Friede seiner Asche und Reue und Erkenntniß seinem Mörder“ durchstrichen gefunden; so wurde die Energie der Theater-Direktion in

Berlin, die gerade jetzt fast täglich Kozebuesche Sachen gab, nur von dem Publico der Logen des königlichen Ranges erkannt, — im Parterre aber war keines; und das klägliche Ende der in Königsberg versuchten Todtenfeier haben sogar die Zeitungen nicht verheimlichen können. Ich dachte, man gebe solche unzeitige Versuche auf, um wenigstens zur Erfüllung der ersten Hälfte jenes Wunsches im Gesellschafter etwas beizutragen.

Uebrigens muß man bekennen, daß der selige Herr Etatsrath sein Lebenlang ein Glückskind gewesen ist, das nicht einmal einen schlechten Streich begehen, dem nicht einmal ein äbles Ereigniß begegnen konnte, ohne zu seinem Glücke (ich möchte lieber sagen zu seiner Fortune) beizutragen. In einem Verrathe an dem häuslichen Glücke seines ersten Gönners findet er festen Fuß zu dem ersten Schritte auf einer unerwartet glücklichen Laufbahn. Katharine läßt ihn für ein Pasquill züchtigen und der Unfall macht seinen Namen zuerst, und nicht weniger als sein „Menschenhaß und Reue“, bekannt. Er behandelt seine ersten Weiber schlecht, und immer lebenswürdiger stiegen ihm zu, und seine empfindsame schlaffe Moral wirkt auf das ganze, zarte Geschlecht, wie der Giftthauch der Schlange auf die kleinen Vögel, indem er sie alle in ihren Rachen zieht. Man läßt ihn eine Spazierfahrt nach Sibirien machen, um ihn mit Auszeichnungen und Reichthum zu überhäufen. Der Haß Napoleons vermehrt die Gunst der Großen, und seine Popularität. Endlich, da er alles genossen hat, was Eitelkeit und Sinne zu befriedigen vermag, läßt er es sich einfallen, eine große bewegte Zeit mit seinem Hohne abkühlen zu wollen; — und ein unbekannter Jüngling opfert alle Wünsche und Hoffnungen, zerreißt alle Bande, die das jugendliche Herz so mächtig an das Leben fesseln, um ihn die nieerlassene Schuld der Natur schnell und schmerzlos bezahlen zu lassen, ihm alle Schwächen und den Ueberdruß des hinfalligen Alters zu ersparen, ihn der Beschimpfung eines

täglich wachsenden Volkshasses zu entreißen und seiner schriftstellerischen Celebrität eine welthistorische hinzuzufügen.

Von Herrn v. Kozebue führt mich eine Gedankenverbindung so natürlich, als die vom Bogen zum Pfeile, auf Herrn v. Stourdza. Dem wirklich scheint dieser Mann nur der Giftpfeil gewesen zu seyn, den kein anderer als Kozebue schleuderte, und nebenbei ein Bemitleidenswerther, der sich zu einer Duodezzeitleit verleiten ließ, um eine Narrheit in Folio zu begehen. Kränklich und hypochondrisch, wie er ohnehin ist, scheint ihn gleich anfangs das Gefühl seiner Unbesonnenheit, seiner Gehässigkeit und seiner Mittellosigkeit gegen die Stimme des allgemeinen Unwillens und die Angriffe gewandter und kenntnißvoller Gegner, zehnfach drückend gewesen zu seyn. Er kam nach Dresden, hauptsächlich wohl, um ärztliche Hülfe zu suchen. Hier führte er einige Wochen lang ein eingezogenes Leben, der Hinfälligkeit seines Körpers und der Unruhe seiner zerrissenen Seele zusagend. Des Grafen Bockholz bekannte Ausforderung machte ihn noch unglücklicher; sein Kleinmuth aber wuchs, als ihm Kozebue's Schicksal zu Ohren kam, und seine Angst stieg auf das Höchste, als ihm ein anonymes Brief den 23. April als den Tag seines eigenen, gewaltsamen Todes ankündigte. Jetzt blieb er noch vierzehn Tage nur den vertrautesten Bekannten zugänglich, bis er Dresden bei Nacht und Nebel, und mit einem, von dem russischen Gesandten unter falschem Namen ausgefertigten Passe, verließ. Er wohnte im Hôtel de Pologne, wo einer seiner Leib-eigenen gegenwärtig als Hausknecht dient. Der ehrliche Kerl, den sein Diensteifer und seine Gutmüthigkeit bald beliebt gemacht haben, war durch nichts zu bewegen, seinem Herrn zu folgen und das Land zu verlassen, das dieser mit so schwarzen Farben geschildert hatte. „Lieber ein Knecht seyn unter den Bauern,“ versicherte er in gebrochenem Deutsch, „als mitziehen!“ und dabei bleibt er noch jetzt.

Was ich Ihnen bisher über Herrn von Stourdza gesagt,

und was ich über einige Aeußerungen desselben Ihnen zu sagen im Begriffe bin, dürfen Sie für glaubwürdig halten. Ich weiß diese Angaben aus dem Munde seines Arztes. Aerzte sind ohnehin die Weichtväter unserer Zeit; aber wären sie es auch nicht, ein Mann, der, wie Hofrath Weigel, ebensoviel Weltkenntniß als Gelehrsamkeit, besitzt, dem sein Charakter und seine Bildung nicht weniger, als seine Kunst die Herzen der Menschen aus allen Ständen aufschließt, und der, unter den merkwürdigsten Menschen, die wichtigsten Begebenheiten nicht theilnahmlos erlebte, ein solcher Mund verdient unter allen Verhältnissen Zutrauen.

Weigel selbst machte Herrn v. Stourdza mehr als einmal auf die Unbesonnenheit aufmerksam, über ein ganzes Volk, ohne Kenntniß seiner Sitten, seiner Sprache und Verhältnisse, so beleidigend abzusprechen, als er gethan. Eine Unbesonnenheit, wie sie sich kaum reisende Scribler auch über andere Völker erlauben, aber von einer solchen wesentlich verschieden und unverzeihlicher, als sie dadurch, daß hier das voreilige und gehaltlose Urtheil in Form einer Denunciatio, als das Werk langer Erfahrung und tiefen Nachdenkens, dem mächtigsten und wohlwollendsten Fürsten seiner Zeit, und allen Kabinetten Europa's, Haß und Verdacht erregend, zugeeignet wurde. Dann klagte jener entschuldigend: „dem Kaiser Alexander sei in Nachen eine Anzahl gleichartiger Denkschriften deutscher Verfasser überreicht gewesen. Zu wichtig habe ihm die Sache geschienen, um sie den übrigen Fürsten nicht mitzutheilen. Er, Stourdza, habe den Auftrag erhalten, die wichtigsten Behauptungen dieser vielen Eingaben in einer Denkschrift zusammenzustellen. Das und nicht mehr habe er gethan. Das herannahende Ende des Congresses habe die Beschleunigung der Mittheilung nothwendig gemacht. Sein Werk habe daher als gedrucktes Manuscript vertheilt werden sollen, und in einer Nacht seien nur so viele Exemplare, als zu jenem Zwecke erforderlich, unter Aufsicht eines russischen Beamten

abgezogen worden. Ein Gleiches sei mit vielen andern geschehen, und nur ihn habe das Unglück der Entdeckung treffen müssen.“ So weit Herr v. Stourdza, der übrigens den in den Zeitungen bekannt gemachten Brief an den Großherzog von Weimar keineswegs in dieser Art geschrieben zu haben behauptete. Weigel selbst hat mich mehr als einmal versichert, er habe nicht allein das Concept desselben bei Stourdza, sondern auch die von Seiten der russischen Gesandtschaft vertheilten Abschriften bei dem französischen und östreichischen Gesandten gesehen, und die berüchtigten Worte: „er, Stourdza, habe auf Befehl des Kaisers gedacht, gehandelt und geschrieben,“ hätten sich nicht darin befunden. Es habe ausdrücklich nur geheißen, daß er auf Befehl seiner Regierung gehandelt, qu'il avoit agi par ordre de son Gouvernement.

Die allgemeine Meinung des Publikums nennt Kozebue als den ganz eigentlichen Verfasser der Schrift, die von Herrn v. Anstetten in Frankfurt a. M. gebilligt und an Stourdza gegeben worden, um des Herrn v. Kozebue französische Phrasen, die nicht weit her gewesen seyn sollen, zu corrigiren und zu feilen. Inwiefern dieses Gerücht gegründet sei, weiß ich nicht. Es dürfte übrigens leicht des Herrn v. Kozebue blutiges Ende unwiderruflich bestimmt und beschleunigt haben. Soviel endlich scheint gewiß zu seyn, daß man die Schrift, zuerst von Cotta in Tübingen, dann in Brüssel und zuletzt in London gedruckt, von Paris aus, der Quelle alles Uebels, in Umlauf setzte.

Wie dem aber auch seyn mag, und angenommen, jedes Wort des Herrn v. Stourdza sei buchstäblich wahr, so scheint mir doch die Vertheidigung oder Entschuldigung, die seine Aeußerungen enthalten sollen, eine der lahmsten zu seyn, die es jemals gegeben hat, und Zweifel zu veranlassen, die unter seinen Voraussetzungen durchaus unauf löslich sind. War er wirklich nur der Zusammensteller, der Referent fremder Meinungen, wie mochte es ihm denn einfallen, — nicht etwa sei-

nen Namen der Denkschrift vorzusetzen, denn dieser mag nur dem Nachdrucke angehören, — aber, bei Abfassung derselben in jeder Zeile seine Autorität so zudringlich vorzuschieben, als offenbar geschehen ist, fremde Meinungen vollkommen in dem Tone eigener Ueberzeugung vorzutragen, und über das Ganze diese mystisch-devote Salbung auszugießen, die seine Persönlichkeit so deutlich beurfundet? — Oder, wenn er nun einmal der kleinlichen Eitelkeit, diese Giftblumen auf den eigenen Acker zu verpflanzen, nicht Herr werden konnte, geboten nicht, nachdem diese geistige Nachteule von der Sonne der Publicität überrascht zum Gespötte Aller geworden war, Pflicht und Klugheit das konsequenteste Beharren auf der begonnenen Bahn? Durfte er hoffen, die Eitelkeit, die er sich zu Schulden kommen lassen, durch eine Thorheit wieder gut zu machen, und mußte er die Geheimnisse des Congresses, die Befehle seiner Regierung aufdecken, um seine eigene werthe Person zu salviren? Es ist in der That um so unbegreiflicher, daß er das gethan, da er nach den Grundsätzen der Ehre, der er dieses Opfer brachte, die seinige dadurch im geringsten nicht gerettet hat; die bloße Sicherstellung seines Leichnams, die er besser den Füßen einiger Postpferde anvertraute, dergleichen nicht erforderte, und es jetzt nur noch auf einen Federkampf ankam, in dem er, so gut es ging, das Mondkalb vertheidigte, das er, gleichviel ob adoptirt oder selbst erzeugt, einmal als seinen Sprößling anerkannt hatte. Ein solcher Kampf aber war um so leichter, da er, fühlte er sich auch selbst zu leer, um dem Wize und der Gründlichkeit seiner Gegner nur etwas Gründliches entgegenzusetzen, doch billig wissen oder doch wenigstens bald erfahren konnte, daß er sich in einem Lande befand, in welchem an jeder Straßenecke, wie in London und Paris Miethkutscher, Miethschriftsteller zu finden sind.

Darauf übrigens scheint mir nichts anzukommen, ob er sich wirklich der durch die Zeitungen bekannten demüthigen Worte in dem Briefe an den Großherzog von Weimar, oder

der von mir oben angeführten, bedient; denn im Grunde bedeuten beide Phrasen gleich viel. Merkwürdig aber bleibt es, wie, wenn er sich wirklich der Letztern bediente, den erstern nicht ausdrücklich höhern Orts widersprochen wurde, wenn man nicht etwa auch da den Unterschied für unbedeutend ansah, oder Herr v. Stourdza nicht wirklich, im Abschreiben seines Concepts, die Erweiterung des anfänglich gebrauchten Ausdruckes für rathsam gehalten hatte.

Diese alberne Geschichte hat, gleich den Thaten und Meinungen des Herrn v. Kozebue, bedeutend zur Verstärkung des Argwohnes beigetragen, den man in Deutschland gegen behauptete russische Eroberungspläne und gegen alle russische Agenten (insbesondere diejenigen, die durch Muttersprache und Abstammung dem deutschen Volke angehören) hegt. Ich denke, sie hätte das Gegentheil bewirken und gerade die Nichtexistenz solcher Pläne beweisen sollen, da sich unmöglich voraussetzen läßt, daß man sich, beabsichtigte man wirklich eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu dergleichen Zwecken, so ungeschickter Werkzeuge dazu bedienen werde.

Haben endlich in Aachen so zahlreiche Denunciationen der Deutschen gegen Deutsche statt gefunden, so hat sich der Kaiser Alexander unstreitig ein neues Verdienst um Deutschland erworben, indem er dieses Landes Verräther eben so wohl zu verachten, als dessen Feinde zu besiegen, verstanden hat.

Was jenen Argwohn betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß jeder etwanige fremde Eroberungsplan gerade in den deutschen Fürsten selbst seine eifrigsten Beförderer findet; freilich wider ihren Willen, allein es ist dieses nicht das erste mal, daß sie nicht wissen, was sie thun. Ihren Wählern gegenüber stehen sie jetzt in dem Verhältnisse obser Schuldner zu gerechten Gläubigern, und den vortheilhaften Vergleich, den sie vermöge des dreizehnten Artikels der Bundesakte geschlossen, wollen sie nicht erfüllen; was unklug und unedel

zugleich ist, da sie in jedem Prozesse leicht alles verlieren dürften, weil sie nichts aufopfern wollten. Wenn es nämlich auch entschiedene Republikaner in Deutschland giebt (woran nicht zu zweifeln seyn möchte), so sind sie doch wohl, dem Charakter ihres Volkes treu, besonnen genug, um in der gegenwärtigen Generation nur das Feld zur Ausfaat ihrer Wünsche, wenn nicht gar bloßen Dünger zu erblicken, der für die künftige Ausfaat unterpflügt werden muß. Sie dürften daher zu Uebereilungen nichts weniger als geneigt seyn. Bei allen aber ist keine Ueberzeugung so lebendig, als die von der Unentbehrlichkeit der Einheit ihres Volkes, als der wesentlichsten Bedingung seiner künftigen Freiheit. Sehen sie nun mit jedem Tage deutlicher, wie das Streben ihrer Regierungen nichts so sehr bezweckt, als die Verewigung der bisherigen Trennungen, die Vernichtung aller Institutionen, die auch nur entfernt eine künftige Vereinigung hoffen lassen, so dürften sie leicht einmal in ihrer Verzweiflung selbst die Alleinherrschaft eines fremden Eroberers, als die Vermittelung dessen, was vor allem Noth thut — der Freiheit, dem alten Glückwerke vorziehen, und Deutschland dürfte auf diesem Wege, wie Polen, zur Einheit gelangen, mit dem Unterschiede nur, daß es vorher nicht von seinen Nachbarn, sondern von Einheimischen zerrissen war.

Dazu kommt, daß die deutschen Regierungen, vielleicht in dem Bewußtseyn ihrer unsichern Stellung, aber gewiß nicht zur Sicherstellung derselben, der lächerlichsten Eifersucht gegen das einheimische Verdienst Raum geben, und jeden ausgezeichneten Deutschen daran gewöhnen, von fremden Regierungen das Auerkennen seiner Verdienste zu erwarten und bei Fremden die Belohnung derselben, ja sogar nur den Schutz, der jener Schuldigkeit ist, zu finden. Dies geht oft bis ins Lächerliche, wie Ihnen einige mir nahe liegende Beispiele be weisen mögen.

Weigel, ohnehin durch Charakter, Talente und Kenntnisse ein sehr achtungswerther Mann, erwarb sich neue Verdienste um seine Mitbürger durch die Dienste, die er ihnen während der schrecklichen Periode leistete, in der Dresden und seine Umgebungen der Schauplatz des Krieges waren. Er erwarb sich aber auch um unsere hilfsbedürftigen Landsleute große Verdienste, die von der russischen Regierung durch zwei Ordensdekorationen anerkannt wurden, und diese reichten hin, ihn zum Gegenstande des Hasses und der Verfolgung zu machen. Von Leipzig zurückkehrend, wo er nach der Schlacht bei Eulm zu Verpflegung der verwundeten Russen nach Kräften beigetragen hatte, ward er auf Befehl Napoleons aufgehoben, und von der französischen Armee, ohne daß ihm irgend ein Vergehen zur Last gebracht wäre, mitgenommen, zuletzt nach Erfurt geschleppt. Hier schmachtete er, von seiner Heimath und Familie getrennt, ohne bei seiner Regierung, der treuen Verbündeten Napoleons, Hilfe zu finden, obgleich ihr seine Befreiung so leicht gewesen seyn würde; und er würde vergessen seyn, hätte er sich nicht an die Großfürstin Maria Pawlowna in Weimar gewandt, die gern, wie immer, die Gelegenheit ergriff, einem braven Mann nützlich zu seyn, und bei dem eben anwesenden Könige von Preussen unverzüglich seine Auslösung gegen einen französischen Obristen bewirkte. Diese Leiden schyntem indessen den sächsischen Hof um so weniger aus, da er sich durch die fremde Hilfe beschämt fühlen mußte, und das Unrecht ohnehin den unversöhnlich macht, der es that. Weigel war seitdem der Nachsicht aller Hofschranzen ausgesetzt, die sein Leben nach Kräften zu verbittern suchten. So weit soll der Eifer gegen ihn gehen, daß man, und, wie man sagt, mit höhern Beifalle, Briefe aufgefangan hat, in welchen reiche Kranke ihn um ärztlichen Rath baten, und daß man fortdauernd dergleichen Patienten an andere Aerzte zu verweisen bemüht ist. Unter solchen Umgebun-

gen ist bei Weigel der Wunsch, sein Vaterland zu verlassen, sehr natürlich. Setzte er ihn doch nur in Erfüllung, diesen Wunsch! Seine Kunst sichert ihm überall eine ehrenvolle Unabhängigkeit, und bei uns insbesondere würde ein Mann, wie er, mit Reichthümern und Auszeichnungen überhäuft werden.

Nicht viel besser als ihm ist es Herrn Winkler gegangen, der Ihnen unter dem Namen Theodor Hell bekannt seyn wird. Vor dem Kriege war er Archiv-Sekretär, und Repnin, der sich nicht zu der deutschen Fürsten Maxime bekennt, die das Talent für eine unnütze Bestie hält, wie der Bauer den Pegasus, weil er ihn nicht in den Pflug spannen konnte, — Repnin benutzte den tüchtigen Geschäftsmann, indem er ihn zu einer bessern Stelle in seiner Kanzlei beförderte, und ließ seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, indem er ihm ein Hofrathsdiplom gab. Nach der Rückkehr des sächsischen Hofes hat Herr Winkler seine neue Stelle verloren und die vorige nicht wieder erhalten; ja man hat kleinlich genug gedacht, ihm den Titel zu streichen, der doch nicht den Mann, sondern den der Mann ehrte.

Sachsen wurde bekanntlich im letzten Kriege eine geraume Zeit von russischen Autoritäten administriert, und in Dresden befand sich eine beträchtliche russische Garnison. Wollen Sie über die Stimmung der Sachsen in dieser Hinsicht etwas wissen, so glauben Sie auch hier das Gegentheil von dem, was die Zeitungen sagen, um der Wahrheit einigermaßen nahe zu kommen. Die Begeisterung, mit welcher Kozebue von dem Betragen der Russen und von dem Glücke, mit welchem sich die Deutschen durch solche Gäste gesegnet fühlten, gesprochen, ist keineswegs die Stimme der gezwungenen Gastfreunde. Das Volk, dessen Urtheile in der Regel gerecht sind, hat geschaltet, was zu achten war, und schweigend ertragen, was es dulden mußte. Von allen höhern russischen Befehlshabern ist Repnin der einzige, der sich allgemeine Achtung erworben

hat. Kein Vorwurf, weder der Brutalität, noch der Erpressung, befleckt seinen Ruf. Freilich würde er besser gethan haben, die Summen, die er mit Geschmack und Prachtliebe zur Verschönerung Dresdens verwandte, dem armen Volke zu schenken; edler und wohlthätiger aber war es denn doch, den Anstrengungen des Volkes diese Bestimmung zu geben, als, mit dem Schweiß desselben, Castraten und Hoffstranzen zu mästen, wie vor- oder nachher geschehen ist. Weit davon entfernt, sich selbst zu bereichern, lebte übrigens Repnin mit einer seiner Würde angemessenen Pracht von seinem eigenen Vermögen, darüber ist nur eine Stimme. So wenig war die hohe Stelle, die er bekleidete, seinen Finanzen vortheilhaft, daß er vielmehr Schulden zu machen gezwungen war. Ja, was noch mehr ist, er hat diese Schulden nicht allein gemacht, er hat sie sogar bezahlt! Noch jetzt bedauern die Dresdner, daß Repnin nur Civiloberbefehlshaber, und folglich nicht überall im Stande war, seinen guten Willen auch den militärischen Autoritäten befehlend mitzutheilen.

Im Allgemeinen war der Soldat erträglicher, als mancher Befehlshaber. Die nicht seltene Gutmüthigkeit des gemeinen russischen Mannes veröhnte mit seiner Rohheit, die dem Mangel an Bildung ihren Ursprung verdankt. Die Brutalität der Offiziere, die nichts als Folge gänzlicher Verbil dung ist, war immer empörend. Nicht selten sollen diese Herren auch gegen Bürger, von den ihnen ganz eigenthümlichen Faustschlägen ins Gesicht, Gebrauch gemacht haben, die wir leider noch auf unsern Paraden, als Surrogate der Stockschläge, zu sehen gewohnt sind. Der Ausnahmen hat es gegeben, das versteht sich, sie bestätigen aber, eben als solche, auch hier die Regel. Uebrigens lieferten die gemeinen Russen in Dresden einen neuen Beweis ihrer Wildsamkeit. Sie, die in Schmutz und Ungeziefere gehüllt einzogen, und auf vielfältige Bitten der mit Abscheu und Ekel erfüllten Bürger end-

lich in Kasernen einquartiert wurden, die auf den Straßen sehr betriebsam von den Vorkübergerheuden neue Kleidungsstücke, besonders Stiefel, gegen ihre alten eintauschten oder kurzweg requirirten, die, als Schildwachen vor dem Naturalienkabinette, den Spiritus von den daselbst bewahrten Mißgeburten wegsossen, und die auf das Trockne gesetzten Merkwürdigkeiten in der Stadt zum Kaufe ausboten; diese Halbthiere verließen Dresden als ein wohlgekleideter, wohlgenährter und wohldisciplinirter Heerhaufe.

Mir scheint, daß es für die Völker überhaupt keine weniger ehrenvolle Repräsentation giebt, als die durch ihre stehenden Armeen.

Einem Brauche der Zeit gemäß, der bedeutsam genug allen Unterhaltungskstoff in politischen und nichtpolitischen theilt, will ich diesen Blättern für Sie ein nichtpolitisches Feuilleton beifügen. Auch seinen Inhalt habe ich mehr dem Schauen und dem Hören als dem Lesen abgewonnen.

Der Mysticismus, mein theurer Freund, fährt mit wachsender Macht fort, seinen Scheffel auf so viele Lichter als möglich zu setzen. Ich hoffe, es sind nur Pfennigglücker, die sich das gefallen lassen. Man weiß in der That nicht, ob man lachen oder trauern soll, wenn man diese Alte-Weiber-Krankheit so ansteckend um sich greifen sieht. Freilich eine Alte-Weiber-Krankheit, aber die Frauenzimmer werden heut zu Tage früh alte Weiber und die Männer dazu. Lassen Sie uns hoffen, daß dieser Sirokko der geistigen Welt nur die Spreu von den Körnern sondern soll. Könnte es nicht im Plane der Vorsehung liegen, diese Prüfung einer verhängnißvollen Zeit vorauszuschicken, und diese Menschen, die Gott selbst verrathen, indem sie seinen ewigen Boten, der Vernunft und dem Gewissen, untreu werden, sich in scheinheiliger Demuth enthüllen zu lassen, damit die Völker zu ihrer Zeit wissen mögen, wem sie ihr Zutrauen nicht schenken sollen.

Und wie einträchtiglich alle die Truggestalten des Mysticismus, der Privilegirten, der Jesuiten und der wissenschaftlichen Geheimmißbrämer in einen großen Nebel zusammenfließen, in dem das arme Volk erblinden und ersticken soll! Es würde rührend seyn, wäre es nicht zum Tollwerden.

Der Professor K i e s e r in Jena rühmt sich gewisser großer Geheimmisse im Felde des Magnetismus, die er nur wenigen Auserwählten anvertraut. Ist es denn noch nicht oder noch nicht laut genug gesagt, daß jede allgemeine Wahrheit, die ein Geheimmiß bleiben muß, eine Schlechtigkeit ist oder eine Thorheit.

Ammon, den ich vor zwölf Jahren für einen kräftigen Mann hielt, senkt auf seiner Kanzel, und erzählt seiner Gemeinde von den großen Pflichten der Dankbarkeit, die den Protestanten gegen die Katholiken obliegen, insbesondere weil diese, obgleich die stärkere Partei, doch immer nachsichtig verfahren und sich ihrer Uebermacht nie überhoben.

So dachten freilich Luther, vor Kaiser und Reich in Worms, und Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde von Leipzig nicht; aber daß der Oberhofprediger eines katholischen Königs im neunzehnten Jahrhunderte so denkt: ei nun! das mag eben so natürlich zugehen. Wunderbare Zeit! so denkt ein protestantischer Sachse, während ein katholischer Spanier (Llorente) die Geschichte der Jesuiten und die unzähligen Scheiterhaufen enthüllt, deren Flammen die Glorie jener gepriesenen Nachsicht bilden.

In Dresden versagt die Geistlichkeit der katholischen, d. h. der in Sachsen geduldeten Kirche, ihren Glaubensgenossen, die Protestanten ehelichen und nicht — statt wie bisher nur die Kinder ihres Geschlechts — alle ihre Kinder der katholischen Kirche geloben wollen — Absolution und Trauung. —

Unsere Dichter und Maler hier und in Rom winseln und pinseln sich einer nach dem andern in den Schooß der allein seligmachenden Kirche hinein. Laßt sie fahren! Sie werden

Katholische Pfuscher bleiben, wie sie protestantische waren; denn ohne Vernunft gehörte auch die Phantasie eines Lasso ins Tollhaus.

Endlich: Eine Excellenz in Dresden hat sich sammt Frau Gemahlin u. in Paris zur katholischen Kirche gewandt. Sr. Excellenz waren höchstens ein excellenter Hofrath mit einem mäßigen eigenen Vermögen, als sie eine reiche Erbin und mit dieser, wie man sagt, eine Million heiratheten. Ein so eminentes Verdienst verschaffte Sr. Excellenz im Jahre 1807 den Gesandtschaftsposten in Paris. Von dem großen Napoleon empfohlen wurde genannte Person nach einigen Jahren Minister der auswärtigen Angelegenheiten und empfing statt des bisherigen mit diesem Posten verbundenen Gehalts von 6000 Rthlr. — 18,000 Rthlr. und 12,000 Rthlr. Tafelgelder.

Als Napoleon auf seinem Wege nach Moskau die kurzathmige polnische Conföderation schuf, empfing der deutsche Graf jubelnd das polnische Bürgerrecht und die Frau Gräfin prunkte mit der polnischen Kokarde am Brusttuche. Unterdessen hatte das Pärchen sein ungeheures Vermögen um die nämliche Zeit durchgebracht, in der des hohen Gönners Reich verwirthschaftet war. Da zogen die Gemüther zerknirschten Herzens wieder nach Paris, schwuren reuig zu den Fahnen der Legitimität, wanden sich in Sack und Asche vor den Bourbons und spielten vor allen Dingen die feufzenden Kreaturen in den Betstunden der Herzogin von Angoulême, der es endlich gelungen ist, diese edeln Seelen zu retten, die jetzt bei ihrem Hofstaate angestellt sind. —

Mit der Nachricht von einer erfreulichern Erscheinung im Gebiete der Wissenschaften, will ich den Uebergang zu den Büchern machen, die zwar im Durchschnitte nicht viel besser sind, als die Menschen, die aber vor diesen den Vortheil gewahren, daß man sie ohne Schwierigkeit wegwerfen kann, wenn sie nichts taugen.

Eine große Veränderung scheint der Medizin bevorzusehen, eine Veränderung, welche die gänzliche Umgestaltung der *Materia medica* und den Untergang des Apothekerwesens zur Folge haben dürfte. Nicht auf den Magnetismus ziele ich hier; — es ist die Kurmethode des Dr. Hahnemann in Leipzig, der die Welt vielleicht einmal große Wohlthaten zu verdanken haben wird. Hahnemann geht von zwei wohl allgemein als wahr anerkannten Grundsätzen aus. Es ist nämlich:

1) gewiß, daß die Medicamente, je nach dem gesunden oder kranken Zustande des menschlichen Körpers, auf denselben die gegentheiligsten Wirkungen äußern, und daß dem zu Folge das Mittel gerade eine Krankheit heilt, das in dem gesunden Körper die nämliche Krankheit hervorbringen würde. So bringt der Merkur, das wirksamste Mittel gegen syphilitische Uebel, im Uebermaße oder von Gesunden genossen, völlig syphilitische Symptome hervor. So heilt man die Hundswuth durch Belladonna, die an sich alle Erscheinungen dieses gräßlichen Uebels zur Folge hat. So werden gegen Durchfälle Rhubarber und andere Mittel, welche die Ausleerung befördern, gewählt; und Aloe, ein erhitzendes und zusammenziehendes Mittel, ist eines der wirksamsten gegen Obstruktionen (Sollte nicht auch in der Chirurgie etwas Aehnliches Statt finden, wenn man z. B. Blutstürzen durch Aderlässe begegnet?)

2) Der zweite Grundsatz, von welchem Hahnemann ausgeht, ist der, daß die größten chemischen Wirkungen durch die kleinsten Quantitäten der wirkenden Stoffe in der Natur hervorgebracht werden, die auch hier ihr großes Geseß von der möglichst geringen Kraftanwendung zu befolgen scheint. Chemiker werden Ihnen den Satz durch vielfache Beispiele, zu welchen besonders Substanzen, die eine dem Geruchssinne zunächst bemerkbare Veränderung hervorbringen, Anleitung ge-

ben dürften, erläutern. Diese chemischen Veränderungen sind desto größer, je abgeschlossener der Raum ist, in dem sie hervorgebracht werden. So sauert z. B. ein einziger Tropfen Essig ein ganzes großes Gefäß mit Milch. Der menschliche Körper aber ist wohl ein so abgeschlossenes Gefäß, als nur immer in der Natur bekannt ist.

Unter diesen Voraussetzungen muß man allerdings erschrecken über den heillosen Tumult, der nach der bisherigen Kurmethode durch die Menge, die Verschiedenheit und die Zusammensetzung der Arzneimittel in unserm armen Körper nothwendig hervorgebracht werden muß; eine Verwirrung, die nur ein glücklicher Zufall zum Guten zu leiten, und der nur eine kräftige Natur zu widerstehen vermag. Und diesen Schrecken kann die Fakultät nur beseitigen, indem sie zeigt, daß die Zusammensetzung der Medikamente die Wirksamkeit jedes einzelnen nicht verändert, oder wie die Wirksamkeit jedes einzelnen in jedem Falle der Zusammensetzung modifizirt wird; und indem sie ferner beweiset, daß von eben diesen einzelnen Mitteln, die zuerst, wie eine Menge Briefe in den nämlichen Postbeutel, in dasselbe Glas und dann in den nämlichen Magen zusammengeschüttet werden, jedes einzelne, gleich jedem Briefe, an seine Adresse zu seinen vorgeschriebenen Bestimmungen, Herz, Leber, Nieren u. s. w. gelangt.

Hahnemann, der nicht einmal an eine Möglichkeit der Lösung dieser Aufgaben zu glauben scheint, fühlt sich durch die obigen Wahrheiten bewogen, in allen Krankheiten nur ganz einfache Mittel (meistens aus dem Pflanzenreiche) und diese in äußerst geringen Dosen vorzuschreiben. Die Mittel sind bekannt und wohlfeil und ihre Zubereitung ist in der Regel so einfach, daß sie jeder selbst zu besorgen im Stande ist. Die Geringsfügigkeit der Gaben geht so weit, daß sie von allen Apothekern belacht wird, und überrascht in der That durch ihren Widerspruch gegen unsere bisherigen Gewohnheiten und

Begriffe. Er löset z. B. den Gran Arsenik in einem mäßigen Glase Wasser auf, verdünnt etwa den zehnten Theil dieses arsenikgeschwängerten Wassers mit einer andern gleich großen Quantität und läßt von dieser zweiten in vorkommenden Fällen einen Tropfen nehmen.

Das ist, wenn Sie wollen, Hahnemanns System. Sehr einfach ganz gewiß, vielleicht aber nicht immer weniger folgerreich. Die wissenschaftlichen Zeitschriften sollen darüber in der Regel schweigen, oder spotten. Das ist erklärlich. Der Laie aber, der sich eines Urtheils enthalten muß, dürfte sich nicht allein durch die Begreiflichkeit dieser Methode und die Unbegreiflichkeit der Altern, sondern auch durch mehrere Nebenumstände, die der Sache Gewicht geben, zu einem günstigen Vorurtheile bewogen fühlen.

Hahnemann ist zuvörderst ein gelehrter Arzt, ein bejahrter, ein vermögender und ein anerkannt rechtschaffener Mann. Es läßt sich also im Zweifel unmdglich annehmen, daß seine Ansichten etwa der Compendien-Blähung, wie sie junge Leute von Universitäten oft mitzubringen pflegen, der Unwissenheit, der Charlatanerie oder der Habucht ihren Ursprung verdanken; der letztern zu dienen, müßten sie ohnehin schwerlich geschickt seyn.

Für ihn sprechen ferner nicht nur die Erfahrungen, die er durch eine lange und ausgebreitete Praxis im Allgemeinen erlangt, sondern auch besondere Erfahrungen, die er sich durch Versuche erworben. Versuche, die er nicht, wie junge Aerzte an ihren Patienten ohne Unterschied, sondern an sich selbst, und an einigen Freunden, die Zutrauen zu ihm hatten, in gesundem und krankem Zustande gemacht hat.

Endlich lachen ihn freilich die Apotheker aus, aber Hahnemanns Patienten lachen auch, und zwar noch mehr; denn sie werden gesund. Was man von dem Erfolge seiner Kuren sagt, grenzt in der That an das Wunderbare. Setzt man aber

auch die Hälfte dieser Sagen auf die Rechnung einer dem Menschen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit (Berggläubigkeit möchte ich lieber sagen): so bleibt doch noch genug übrig, um die Sache einer größern Aufmerksamkeit werth zu machen. So soll z. B. ein ganzes Dörfchen im sächsischen Gebirge ihm seine Rettung aus den Gefahren des Lazarethfiebers verdanken. Da im Gefolge des Krieges und seiner Einquartierungen und Durchzüge, diese Gegend von ansteckenden Fiebern heimgesucht war, deren Verheerungen pestartig wütheten, wußten sich die armen Leute in jenem Dörfchen nicht anders zu helfen, als durch eine Deputation an Hahnemann, den der Ruf weit und breit um Leipzig als einen großen Arzt bekannt gemacht hat, und den sie um Rath baten. Er gab ihnen einige sehr einfache diätetische Vorschriften und einige Flaschen eines eben so einfachen Medikaments, von dem nur wenige Tropfen denjenigen gereicht werden sollten, die sich von dem Uebel ergriffen fühlten; und in dem Dörfchen starb Niemand an dem verheerenden Nervenübel, während die Nachbarschaft einem Todten-Acker glich.

Daß Hahnemann von den Apothekern gehaßt wird, die ihm, glaub' ich, ihre besten Medikamente in den Leib wünschen, scheint mir natürlich, beinahe verzeihlich; daß ihn aber auch Aerzte und Professoren der Medizin anschwärzen und verfolgen, möchte keins von beiden seyn. So weit geht diese Verfolgung, daß Hahnemanns Zeugnisse, die er Studierenden über bei ihm gehörrte Vorlesungen erteilt, nicht für gültig angesehen, und daß den Jünglingen, die seine Schüler sind, schon deswegen Examen und Beförderung ungebührlich erschwert werden.

Was ich von Hahnemann und seiner Lehre und den Schicksalen beider gehörrt und Ihnen mitgetheilt, erscheint mir selbst zum Theil so auffallend und räthselhaft genug, daß ich es hier besonders für meine Pflicht halte, Ihnen meine Quelle

anzuzeigen. Zwei gelehrte und achtbare Männer haben mir gesagt, was ich Ihnen erzählte. Sie sind zwar nicht Aerzte, allein einer derselben zumal, Reum (als Lehrer bei der hiesigen Forstakademie angestellt), scheint mir um so mehr Zutrauen zu verdienen, da er gerade in den Naturwissenschaften und der Mathematik sich auszeichnet und — wie die rechten Mathematiker zu seyn pflegen, ein tüchtiger, vorurtheilsfreier Mann ist.

Haben Sie Göthe's „über Kunst und Alterthum am Rhein und Main,, gelesen? Es soll viel Schönes darin seyn. Wollen Sie aber das genießen, so machen Sie es nicht wie ich, der ich nach der dummen alten Art mit dem Anfange angefangen. Da habe ich denn so lebhaft wie mit meinen leiblichen Augen auf jeder Seite den Großherzoglichen Sachsen-Weimarschen Herrn Geheimen-Rath und mehrerer hohen Orden Ritter von G. gesehen, wie er, gleich einem pensionirten Hofmarschall, wohl frisiert und mit dem Hute in der Hand hinschreitend, von Köln bis Heidelberg wandelt, überall rechts und links hohen und werthen Gönnern ein Wörtchen des Dankes und des Lobes zuflüstert, insonderheit jedes Plätzchen wohl bemerkt, an welchen hohen und höchsten Personen ein Vergnügen zu bereiten seyn möchte, und endlich seufzend das absonderliche Unglück des linken Rheinufers beklagt, aller seiner ehemaligen fürstlichen Residenzen beraubt zu seyn.

Haben Sie Sismond's *histoire des républiques italiennes du moyen âge* gelesen? Thun Sie es ja. Seit Jahren hat mir kein historisches Werk einen so hohen Genuß gewährt, wie dieses. Jetzt erst, denk' ich, besitzt die französische Sprache eine historische Composition, die sie kühn allen gleichartigen Werken der englischen zur Seite stellen darf. —

Suchen Sie der *Delstnerschen* Preisschrift sur *l'Islamisme* habhaft zu werden. Sie enthält das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben worden. Unser Freund *Mers*

Fel hatte allerdings Unrecht, wenn er von einer Delsnern zu machenden litterarischen Reputation sprach. Diese Reputation existirt schon lange, wenn gleich nicht in den Zeitungen. Delsners Fragmente über die französische Revolution (ich habe sie leider noch nicht lesen können) sollen ebenfalls vortrefflich seyn. Es läßt sich erwarten, da wohl nur wenige so geistvolle Männer den großen Begebenheiten so nahe standen. Ich freue mich herzlich auf seine Bekanntschaft, die ich wohl erst in Paris werde machen können. In Berlin konnte ich von meiner Adresse keinen Gebrauch machen.

Das Beste und Neueste über Theologie soll von einem Juristen geschrieben seyn, dem preussischen Kriegs- oder Regierungsrathe (die verwünschten Titel laufen mir immer aus dem Gedächtnisse) Palzow. Er hat zwei Werke herausgegeben; das eine über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, das andere allgemeineren Inhalts. Man wundert sich über den Druck dieser Bücher; das läßt etwas Gutes von ihrem Inhalte erwarten.

Ich habe Ihnen von guten Büchern schreiben wollen. Es ist nicht meine Schuld, daß ich meistens älterer Werke gedacht habe. Etwas ganz Neues will ich Ihnen denn aber doch melden. Herr Professor Steffens hat in seiner neuesten Schrift über die Organe des Staates die Entdeckungen gemacht, daß die Deutschen all ihr Heil von stillen Thaten, dergleichen er ihnen eifrigst anrath, zu erwarten haben, und daß der Adel nichts sei als die Individualisirung der Person. Ich bin nicht so glücklich, das zu verstehen.

Noch will ich Ihnen eine Begebenheit mittheilen, die sich vor wenigen Monaten in der Nähe von Berlin zugetragen hat und deren Wahrheit bei aller ihrer Abenteuerlichkeit, in Folge der sorgfältigsten gerichtlichen Untersuchungen, vollkommen dargethan ist. Mir hat sie der ehemalige Stadtrath Friedländer aus Berlin erzählt, mit dem ich auf den

Ruinen von Tharand zusammentraf und einige um so glücklichere Stunden verlebte, da er mir von seinen Zeitgenossen Lessing, Nicolai, Moses Mendelssohn und andern manches Anziehende und Merkwürdige zu sagen wußte.

In der Nähe von Berlin lebte auf seinem Gute ein Herr von B., ein sehr bejahrter Mann, der, nach einer kinderlosen Ehe mit einer Schwester des Generals Rühl, Wittwer geworden war und zu präsumtiven Erben vier junge Neffen hatte, die sich nicht weit von seinem Wohnorte aufhielten, und das Ende seines Lebens und ihrer beschränkten Lage mit Sehnsucht erwarten mochten. Herr von B. war seit vierzig Jahren in der ganzen Nachbarschaft durch nichts bekannt als durch seinen Geiz und seine Leidenschaft für das Phombre-Spiel, das in dieser ganzen, langen Zeit, nächst dem Gelde, den einzigen Gegenstand seiner täglichen Beschäftigung und seines täglichen Vergnügens ausgemacht hatte. Endlich erbarmte sich der harrenden Erben der Tod; man meldet ihnen den vor etwa vierundzwanzig Stunden plözlich erfolgten Hintritt des Oheims. Sie eilen in das Sterbehaus und erkundigen sich in diesem, schon des Wohlstandes halber, zuerst nach der Leiche des Erblassers, die sie in dem wohlbekannten Schlafrocke des selben noch im Schlafzimmer und auf dem Bette finden. In dessen hatte nicht der Wohlstand allein sie zuerst in dieses Zimmer geführt. In diesem Zimmer befand sich auch des Wohlthätigen Pult, dessen Inhalt ihnen über ihre Wünsche und Hoffnungen Gewißheit geben sollte. Kaum erwarten sie den Augenblick, in dem sie allein sind, um es zu öffnen. In froher Hast werfen sie Rechnungen, Briefe und andere gleichgültige Papiere durcheinander, um zu der Hauptsache, des Oheims Hauptbuch, zu gelangen; und wie angenehm finden sie sich in ihren Erwartungen getäuscht, als sie statt der vermutheten 100,000 Rthlr. eine Erbschaft von mehr als 350,000 Rthlr. entdecken.

Mit Mühe unterdrücken sie den Jubel in ihren Herzen, um nur eine erträgliche Ernsthaftigkeit zu erzwingen. Doch wird ein leckeres Mittagsmahl bestellt, der beste Wein aus dem ererbten Keller aufgetischt und in einem an das Schlafkabinet grenzenden Zimmer tafeln die jungen Herren nach dem wohlgerathenen Werke in der glücklichsten Stimmung von der Welt, wie sie die Aussicht auf die nahe Ausführung so manches Lieblingsplanes nur immer gewähren kann. Die langweilige Zeit, die man während der Vorbereitungen zur Beerdigung denn doch im Sterbehause zubringen muß, zu vertreiben, schlägt einer der jungen Herren seinen Miterben für den Nachmittag eine Parthie Phombre vor. Der Vorschlag wird angenommen, und gleich in dem Speisezimmer der Spieltisch arrangirt. Nachdem sie schon eine geraume Zeit gespielt, läßt sich ein Geräusch im Nebenzimmer hören, das sie wohl bemerken, auf das sie aber weiter nicht achten, weil es gleich wieder still wird. Wie groß ist indessen ihr Entsetzen, als nach etwa einer halben Stunde der verstorbene Oheim, freundlich an der Mühe rückend, in die Thür des Schlafzimmers tritt. „Ei, ei, Kinderchen“, ruft er ihnen zu, „seid ihr da! Davon habe ich ja gar nichts gewußt. — Und“, fügt er schnell hinzu, als er die Bestürzung auf den leichenblaffen Gesichtern erblickt, — „laßt euch doch nicht stören. Bleibt sitzen, bleibt sitzen. Ihr habt mich besucht, da ihr von meiner Unpäßlichkeit hörtet, und mich in meinem Schlummer nicht stören wollen. Bleibt nur sitzen und spielt fort. Ich sehe mich zu euch und sehe zu. Ihr wißt ja, daß ich von dem Spiele auch etwas verstehe.“

Wirklich setzt er sich zu ihnen, die in dem Augenblicke nichts Besseres, als seinen Rath zu befolgen, wissen, obgleich das Unerhörte ihrer Lage sie fast sinnlos macht. Ach, und jede Ueberlegung zeigt ihnen nur die Trostlosigkeit dieser Lage. Der Tod war nur Schein, die Erbschaft war es auch und

für jetzt ist sie verloren. Schlimmer noch als das! Nicht lange kann ihr Treiben dem Oheim verborgen bleiben. Die Verwirrung und zum Theil Vernichtung seiner Papiere muß den bis zur Pedanterie pünktlichen alten Mann, der lachenden Erben unanständige Hast und ihr Jubiliren in der Nähe der vermeinten Leiche den Verwandten empfinden. Für immer ist sie verloren, die köstliche Erbschaft!

Der Alte allein, um den sich aller dieser Tumult der Angst und der Leidenschaft dreht, ist unterdessen ganz unbefangen mit dem Spiele beschäftigt, das endlich, die alte Lust erweckend, ihn den Wunsch, daran Theil nehmen zu können, äußern läßt. Sogleich ist einer der Neffen ihm seine Karte abzutreten erbditig, doch hat er einige Marken verloren. Das hält den seinem Glücke vertrauenden Oheim nicht ab, das Erbiethen anzunehmen. Und wirklich begünstigt ihn das gewohnte Glück, das endlich nach kurzer Zeit ihm ein großes Solospiel in die Hand wirft. Mit freudiger Spielerungeduld muntert er die Mitspieler zum Spiele auf. Macht zu, rief er ihnen zu, kauft nur, kauft! Es hilft Euch alles nichts, diesmal ziehe ich Euch aus. Ihr müßt mir bezahlen, alle bezahlen! Was ist Trumpf, ruft er dann aus — indem er mit dem Ausspielen die Trümpe ausziehen beginnt — Spadille! — und in demselben Momente sinkt er zusammen. Jetzt wirklich todt.

Es ist begreiflich, daß die Erben, schon der Familie, noch mehr ihrer selbst wegen, den unerhörten Vorfall zu verheimlichen bemüht waren. Die Sonderbarkeit des sich demungeachtet bald verbreitenden Gerüchtes veranlaßte aber die nahe Obrigkeit, erst dem Grunde desselben näher nachzuforschen, dann, eine förmliche Untersuchung anzustellen, deren unverdächtig Resultat ich ihnen eben erzählte.

Selten mögen wohl das Entzücken und die Todesangst, das Glück und der Verlust, die verderblichste Gefahr und die vollkommenste Rettung, im tollen Humore wechselnd, sich so

nähe und die Meinungen und Gefühle einer kleinen Gesellschaft in so schneidenden Kontrasten gestanden haben, als hier. Und — sollte nicht das Benehmen der Erben hinreichen können, die Erscheinung zu erklären, die ihre Strafe war? Konnte nicht in dem alten Spieler, auf dem dunkeln und geheimnißvollen Uebergange vom Seyn zum Nichtseyn, noch ein helles Aufflammen des erstern erregt werden, indem die gewohnten, mächtigen Zauberworte des Spiels aus dem Nebenzimmer, ihm selber unbewußt, wie Reizmittel auf die hin schlummernden Organe wirkten? — Und, würde er nicht vielleicht fortgelebt haben, wenn ihm nicht das schadenfrohe Glück eben jenes große Spiel zugetheilt hätte? Eine dauernde Spannung konnte die Maschine wieder gehdrig in den Gang bringen. So aber hörte sie auf, — er fühlte sich befriedigt und er sank hin, Schiller's *Thekla* parodirend. Er hatte gelebt und — gespielt!

Ich will mit einem Paar Stadtneuigkeiten schließen, damit dieses unendliche Geschwätz doch einigermaßen einem Briefe ähnlich sehe.

In Dresden spukt es. Daselbst befindet sich nämlich in dem Zeughause ein uralter Türkenkopf, von dem schon die graue Vorzeit erzählt, daß er wackele, so oft ein Krieg herannahet. Der Alte soll sich eben jetzt ganz bedenklich schütteln; und da man der Fr. v. Rüdener geglaubt hat, deren Prophezeiungen doch nicht eingetroffen sind, so sehe ich nicht ein, warum man ihm nicht glauben soll, der sich schon mehr, denn einmal, als ein guter Politiker bewährt hat. Gebe nur Gott, daß seine Verkündigung nicht von der Art seyn möge, wie einst die der Bellona auf dem Zeughause von Berlin, als sie, kurz vor der Schlacht vor Jena, von dem Dache in die Straße hinabstürzte.

Ferner — der protestantische Superintendent von Dresden soll im Karlsbade gestorben seyn. Noch weiß man

nicht, wem der Vater Mauermann, Beichtvater des Königs, die erledigte Stelle bestimmt hat.

Leben Sie wohl!

Die Verhältnisse damaliger Lage sind zwar schon weit von uns zurückgetreten und durch Ereignisse größerer Art verdunkelt, welche wir als Erfolge von jenen betrachten dürfen. Demungeachtet behält *Jochmann's* Brief ein eigenes Interesse für uns, nicht allein dadurch, daß sich der helle Geist seines Verfassers tren darin abspiegelt, sondern auch, daß wir daraus erkennen, wie ein unbefangener, vorurtheilloser Fremdling, ein Mann von Einsicht und Scharfblick, die Wirren jener Lage, die verkehrte Behandlung der Völker, ja der europäischen Menschheit, mit heiligem Unwillen betrachtete.

Jochmann eilte von *Charand* in die Rheingegenden. Sie waren ihm schon früher lieb geworden. Er sah sie gern wieder, und verweilte hier lange. Dann trat er in die Schweiz. In einem der schönsten Herbsttage (es war der 12. September 1820) besuchte er mich, indem er mir ein Briefchen von der Hand eines theuerwerthen Mannes, des russischen Staatsrathes *Theodor v. Faber*, brachte. Eine Stunde genügte, daß wir einander unser gegenseitiges Vertrauen aufschlossen. Ein wunderliches, mir selber noch unerklärliches Ereigniß, wie es mir schon einigemal geschehen war, beförderte die Annäherung.

Während wir nämlich im Garten plaudernd beisammen saßen, und er mir abwechselnd von seinen Reisen, oder seinen Entwürfen für die Zukunft, erzählte, verlor ich mich in Betrachtung seiner Person. Wohlgebaut, von kaum mittlerer Größe, aber mager und zart, verrieth er, in der krankhaften Farbe seines sonst angenehmen Gesichts, eine schon zerstörte Gesundheit. Selbst der freundlich-milde Blick seiner Augen, auch wann er in Augenblicken der Begeisterung, oder im Ge-

fühl der Freude lebhafter erglänzte, schien ein verborgenes Leiden anzuklagen. Allmählig verdunkelte sich vor mir seine Gestalt, als würde sie nebelhaft; ich hörte wohl seine Stimme, aber ohne seine Worte zu beachten. Es ward in diesem Augenblick der Gang seines bisherigen Lebens, selbst die geheime Geschichte seines Herzens, bis auf gewisse Einzelheiten, in mir hell.

Als er endlich eine zeitlang stillschwieg, vermuthlich einer Antwort von mir gewärtig, erwachte ich wieder zur Besonnenheit und Klarheit der Dinge um mich her. Statt das Gespräch fortzusetzen, bat ich um Erlaubniß, ihm offen zu sagen, was unwillkürlich in mir vorgegangen sei, weil mir's selbst zu wichtig wäre, von ihm zu erfahren, ob mich vielleicht meine Phantasie mit einer Selbsttäuschung äffe. Ich erzählte ihm von seiner Vergangenheit, von besondern Lebensverhältnissen, von einer Liebe, die schmerzlichen Ausgang für sein Gemüth gehabt u. s. w. Er starrete mich seltsam an; er gestand redlich die verschiedenen Vorgänge ein, selbst die Nichtigkeit von mir angeführter Nebendinge und Kleinigkeiten. Beide gleich sehr verwundert, erschöpften wir uns in fortgesetzter Unterhaltung mit Vermuthungen aller Art, dies seelische Räthsel zu lösen.

Auf diese Weise ganz unerwartet enger zusammengeführt, trennten wir uns sobald nicht. Wir blieben mehrere Tage beisammen, und jeden Tag gewann ich den trefflichen Mann lieber, den so viel Herzensgüte und geistige Lichtfülle auszeichnete.

Von da stammte eine Freundschaft, die wir für einander durchs ganze Leben ungebrochen bewahrten. Er begab sich ins südliche Frankreich, um seine Gesundheit unter mildem Himmel erstarren zu lassen. Unbefriedigt kehrte er nach beinahe einem Jahre zu mir zurück, brachte einen Theil des Sommers (1821) in verschiedenen Gegenden der Schweiz zu;

ging (im Herbst 1821) nach Paris, wo er im Umgang mit Delzner, Schlabrendorf, Stapfer, und andern Weisen und Geschäftsmännern, herrliche Tage verlebte, aber wieder zurückkam, um in den Heilquellen von Baden-Baden seine Genesung zu suchen. Diese schienen ihm zuzugend; er siedelte sich endlich dort, und abwechselnd in Karlsruhe, fast ganz an. Von Zeit zu Zeit besuchte er mich. Am häufigsten verkehrten wir mit einander in unsern Briefen.

Ich beklage, die seinigen nicht sorgfältiger aufbewahrt zu haben. Einer derselben, welchen er aus dem südlichen Frankreich schrieb, ist folgender:

Marseille, den 5. April 1821.

Im November des vorigen Jahres habe ich Ihnen aus Montpellier geschrieben. Darf ich von meiner damaligen Stimmung auf den Inhalt meines Briefes schließen, so enthielt er nicht viel mehr, als hypochondrische Grillen, und nichts Wahres, als die Versicherung, das ich Ihrer und Ihrer Freunde in Narau mit der innigsten Zuneigung gedachte. Dies letztere ist übrigens jetzt so wahr, als damals, und wird — ich fühl' es — immer so seyn. Heute bring' ich mich Ihnen durch diese Zeilen in Erinnerung, weil ich es bald persönlich zu thun denke, und nicht als ein Bergessener dem Einsiedler am Jura zu erscheinen wünsche. Es ist meine Absicht, den bevorstehenden ganzen Sommer Ihrem schönen, freien Vaterlande zu widmen. Freilich traue ich mir noch nicht die Kräfte und die Heiterkeit zu, die zu einer einsamen Alpenreise erfordert werden; aber ich hab' es auch eigentlich nicht auf eine solche, sondern mehr auf einen längern Aufenthalt in der Leib und Seel erquickenden Bergluft abgesehen. Ob ich damit etwa eine Mollkenkur in Gais oder auf dem Rigi zu verbinden habe, soll von Ih-

rem und Ihres braven Arztes Schmutziger *) Rath' abhängen; wie ich mir denn überhaupt die weitem Verhaltungs-befehle für mein Schweizerleben in den ersten Tagen des Mai bei Ihnen holen will.

Ich habe bisher in Nizza gelebt; bin zum Theil Zeuge der sonderbaren Ereignisse gewesen, die Europa mit Furcht und Hoffnung, Angst und Freude erfüllt haben, und werde Ihnen des Wunderlichen viel, des Trübslichen wenig zu erzählen haben. In diesem Augenblicke ruft man unter meinem Fenster: „la fin de la grande conspiration d'Italie“ aus, und in einem mit obrigkeitlicher Erlaubniß und folglich Billigung gedruckten Bulletin über die Katastrophe in Neapel heißt es: „que Pepe avait libéralement emporté la caisse de l'armée.“ Der Schrecken hatte zur Vernunft geführt, dem Siege folgt der Uebermuth. Das ist — nicht in der Ordnung, aber in der Regel!

Eine trübe Ueberzeugung haben meine Beobachtungen und die Ereignisse der letzten Zeit in mir befestigt, nämlich diejenige von der Unversöhnlichkeit der Parteien, die sich in unserm Welttheile gegenüber stehen. Ich tröste mich mit Amerika, für das vielleicht alle diese Bewegungen eigentlich berechnet sind. Die Geschichte scheint zu dieser Ansicht zu berechtigen; denn sie lehrt, daß die Civilisation niemals auf demselben Boden keimte und blühte. Aus dem östlichen Asien wandelte sie nach Aegypten und dem südlichen Europa; von da in das nördliche, und jetzt treibt der Strom mit Macht nach Amerika, wohin die neuen Aufdämmlinge nichts mitbringen, als die Künste und Wissenschaften der alten Welt, ihre Narrheiten und Dummheiten und Vorur-

*) Einer der ausgezeichnetsten Aerzte der Schweiz, welcher im Jahre 1850 zu Aarau starb.

theile in der Heimath zurücklassend. Herr v. Gageru hat freilich angefragt, was denn wohl ein deutscher Freiherr in Amerika besonders zu erwarten habe? aber nichts Trübsliches zur Antwort erhalten, nämlich eben nur die Sylbe „Nichts“. Während man sich in Europa abmüht, um die Vernunft aus einigen Felsenestern der südlichen Halbinsel zu verjagen, schlägt sie jenseits des Oceans mächtige Wurzeln in einer Provinz, deren natürlicher Reichthum den unsers ganzen Welttheils übertrifft, und es mag wohl seyn, daß die europäischen Dynastien sich nur darum in Kongressen und Feldzügen erschöpfen, um einmal den transatlantischen Staaten gegenüberzustehen, wie die barbarischen Reguli der alten Welt den Römern. — Gott erhalte Ihrem Vaterlande die Selbstständigkeit, die des Auslandes Achtung verdient, und die Kraft, die sie erwirbt. Mit einem von beiden allein würden Sie schwerlich lange ausreichen.

Wir ist jetzt ungefähr wie Ihnen, als Sie einst in den Tuilerien das Nahen des Frühlings fühlten, und sich in die Berge zurückzogen. Ich kann das gute Wetter kaum erwarten, das die Landstraßen trocken soll, um mich auf den Weg zu machen. So herrlich der Herbst und der Winter in diesen Gegenden sind, so unerträglich ist hier die Jahreszeit, in der anderswo der Frühling zu erscheinen pflegt. Regenströme und kalte, schneidende Nordwinde wechseln ab. Ein Drittes kennen wir seit drei Wochen nicht. Zu meinem Troste lese ich in Ebel's Handbuch, daß der Mai in der Schweiz gewöhnlich gutes Wetter mitbringt, und ich freue mich auf das frische Grün Ihrer Wiesen und Wälder. Der nackten Felsen und der blassen sogenannten immergrünen Oliven bin ich herzlich satt. —

Wie gesagt, ich beklage, von Fochmanns Briefen nicht mehr aufbewahrt zu haben. Sie würden mir zum

Lebensgeschichtlichen Bilde von ihm die treuesten Farben geliefert haben. Er war sorgfältiger mit den meinigen gewesen. Ich fand sie in seinem litterarischen Nachlaß wieder, den er mir vererbte, und errieth aus ihnen zum Theil die Gemüthsstimmungen wieder, in denen er sich von Zeit zu Zeit zu mir gewandt hatte; die Gegenstände, mit welchen sich sein arbeitsamer Geist beschäftigte; die Orte und die Zeiten seines wechselnden Aufenthalts. — Sie sind freilich ein dürftiger Ersatz für die seinigen. Dennoch will ich einige derselben mittheilen; sie werden seinen zahlreichen Freunden aus gleichem Grunde, wie mir, nicht ganz werthlos zur nähern Kenntniß des edeln Mannes scheinen, und wenigstens einem künftigen Nekrolog dieses Schriftstellers einigermassen zum Hülfstoff dienen.

1.

Nach Bern.

Wohl ein paar Tage früher schon hått' ich Ihnen schreiben können, wenn mich die Sitzungen unsers Großes Rathes nicht aus der gewohnten Ordnung und Einfachheit des Lebens gerissen hätten. Das tägliche Einerlei ist mir ein so hohes Bedürfniß, wie Ihnen das täglich Abwechselnde der äussern Umgebungen. Sie suchen Zerstreuung; ich Einsamkeit. Ihr Physisches kann sich nicht recht dem Nordischen, nicht recht dem Südlichen acclimatiren; mein Psychisches widerspricht eben so dem kleinlichen, leidenschaftlichen Treiben der Menschen in den obern und untern Regionen; und ich liebe die Menschen am innigsten, wenn ich sie am wenigsten in der Nähe haben muß. Vielleicht ist grade dieser Gegensatz bei uns beiden, was uns einander lieb macht; denn ich könnte unmöglich ein alter ego lieben; nur die ungleichnamigen Pole ziehen einander an.

Wegen Ihrer Reisebemerkungen seyn Sie doch ohne Besorgniß. Ich war ja der Erste so frei, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir belehren können ohne zu kränken, und Sie schrieben nicht für die Welt.

Beiliegend empfangen Sie auch die Antwort des Herrn Oberförsters Kasthofer. Sie werden daraus ersehen, daß Alles für Sie in Ordnung ist. Im Fall der Himmel günstig seyn will, versuchen Sie doch dann auch ein paar Tage in der hohen Einsamkeit von Herrn Kasthofers Alpen zu leben. An ihm selbst werden Sie einen braven, edeln Mann kennen lernen.

Mich freut, daß Ihnen Vern den heroischen Entschluß einflößen konnte, vier Wochen daselbst zu leben; noch mehr freuen wird's mich, wenn es vier behagliche, frohe Wochen werden und Ihnen die ernste Gesellschaft Hube's und Kants zusagt. So werden Sie körperlich und geistig erquickt. Sie waren bisher mit den Menschen und den Wirkungen von deren leidenschaftlichen Verirrungen am meisten beschäftigt. Der Blick auf das Göttliche und dessen Thun im Weltall scheint mir noch unendlich anziehender. Wie der Säugling erst zum Bewußtseyn kömmt, wenn er sein Ich von den Umgebungen unterscheiden lernt: so lernt der Mann und der Greis erst das Geheimniß seines Selbstes in der Schule der Natur, dieser Vorhalle aller Religion, in der die Stimme Gottes klingt, besser verstehen oder vielmehr ahnen. Haben Sie erst Kant, dann Hube durchlesen: so nehmen Sie Kluge vom thierischen Magnetismus vor, nicht wegen seiner Hypothesen, oder Manipulationen, sondern wegen der gesammelten Erfahrungen über die Psyche und deren Kräfte. Sie müssen für Ihren scharfsinnig beobachtenden und regen Geist nur erst Materialien haben, — die Verarbeitung derselben bleibt ihm selbst, wird ihm leicht.

2.

Nach Interlaken, zwischen dem
Thuner- und Brienzsee.

27. Juni 1821.

Wenn auch nichts anders, will ich Sie, mein Lieber, doch bei Ihrem Eintritt ins stille Land Mesopotamien oder Interlaken begrüßen, und Ihnen das Beste wünschen, nämlich daß Sie dort finden, was Sie da nicht verloren haben und doch da suchen. Es freut mich, daß Sie an dem Hofmarschall aus der Nachbarschaft des Nordpols einen angenehmen Gesellschafter gefunden haben. Aber Sie bedürfen des Umgangs mit Gesunden, um sich psychisch zu heben. Ein Kranker bei einem Kranken ist zweimal krank. Hab' ich Gesunder mich doch zu Paris im Hôtel des Invalides fast verlegen gefühlt, daß ich Arm und Bein noch am rechten Orte hatte.

Von mir weiß ich wenig zu erzählen; es ist das alte, schöne Einerlei bei uns. Ich mache jetzt viele Amtseisen. Vom sechstägigen Bergklettern vorige Woche in den Wäldern kam ich beinahe kreuzlahm heim und fühle mich jetzt dreimal gesünder. Ich war auch in Eglsau und sah nach Salzbohren, aber nur Roth zu Tage kommen.

Lassen Sie mir seiner Zeit wissen, wie Ihnen die Molketur und Alpenluft bekommt? Nicht, daß Sie mir darüber schreiben sollen, ich werd' es schon der Physiognomie Ihres Briefs ansehen.

Ich wollte, wenn Sie wieder zu uns kommen, Sie träten mit einer hübschen weiblichen Figur zu uns in den Garten und sagten: das ist mein Weib. Keine Arznei würde Ihnen wohlter thun; nur daß man bei solcher Arznei leicht Gefahr läuft, in Verwechslung der Farbe, Hbllenstein statt Engelsfuß (oder Lakrizen) zu greifen.

Wir haben jetzt das prächtigste Wetter; ohne Zweifel Sie auch. In meinem Gartenhag blühen bei vierzig Arten Rosen. Ach, daß die Rosenzeit so flüchtig ist!

Leben Sie wohl! Trinken Sie viel, baden Sie viel, spazieren Sie viel, — kommen Sie vor Arbeit nicht zu Odem, bis Sie ermüdet einschlafen, oder mir einmal melden, wie es geht.

3.

Nach Unterseen.

4. Juli 1821.

Da haben Sie's nun! Die Grippe aus unserm Alpen=Venedig! *) Ich habe Sie gewärnt; Berner Arkaden sind kein Arkadien für Sie. Wir indessen hatten bis gestern hier herrliches, warmes Wetter, den Garten überfüllt von Rosen, wie ich sie in solcher Pracht bei mir noch nie gesehen, auf dem Tische Erdbeeren, und Kirschen genug, die, trotz aller Herrlichkeit Nizza's, doch nicht in Nizza wachsen und wofür ich Oliven und Feigen und Pomeranzen gern fahren lasse.

Man klagt in der halben europäischen Welt über die Rauheit dieses unordentlichen Sommers. In Bern nun gar soll er wußt gethan haben. Vermuthlich blieben Sie die meiste Zeit im Zimmer, wo Ihnen die Muse zur Erwärmung ein herrliches ästhetisch=philosophisches Kaminfeuer machte. Auch mich haben Ihre Erinnerungen aus Nizza gewärnt, nein durchglüht. Ich lebte mit Ihnen dort, sah Ihr Barthol, sah Ihr Cimie, die drei Greise auf Chateauxvieux, Ihre Priester, Ihre Bettler und vor allen Dingen den politischen Pöbel, der nie weiß, warum es läutet? — Wären Sie gestern Abend um sechs Uhr zu mir in den Gar-

*) Bern!

ten getreten, wo ich mit Ihren Blättern auf meiner Winkelbank die Welt vergaß, da hätten Sie mich vielleicht mit brennenden Wangen, gewiß mit einem brennenden Herzen und nassen Augen gesehen, und hätte ich Sie gewiß mit Bewunderung und Wehmuth an das brennende Herz gedrückt. Als ich die Lesung beendet hatte, stand ich auf und dachte: Wär' er doch da! Gut, daß ich nicht gleich in dem Augenblick an Sie schrieb; es wäre Liebeserklärung geworden.

Anzufriedener! ich glaube, Sie wissen gar nicht, wer Sie sind? Hat sich Ihre Muse wirklich noch nicht im Spiegel gesehen, und von ihm erfahren, wie schön sie sei? Oder weiß es die Schlaue, und will ihren Reiz nur durch diese jungfräuliche Schüchternheit, durch diesen Unglauben an ihren eigenen Werth, erhöhen? —

Wahrlich, oder mich blendet der böse Geist, Sie können neben den Edelsten unserer politischen Schriftsteller und historischen Darsteller das anch' io son pittore sagen. Sie können, die Feder in der Hand, still und groß auf die Zeitgenossenschaft einwirken; dazu haben Sie die Macht des Wortes und die Kraft, sich über dem Kampf und Gähren der Welt und ihrer Hefen, droben unpartheisam in den ruhigen Höhen der Besonnenheit zu erhalten. Wie Sokrates sich von Aspasiens Grazien bilden ließ, so scheinen Sie den französischen Klassikern eine gewisse Zartheit der Behandlung abgelauret zu haben, nach der ich vergebens ringen würde; und zum deutschen tiefen Geist und Witz gesellt sich wunderbar die, ich möchte sagen, weiblich feine Beobachtungsgabe der geglätteten Franzosen.

Holla, dennoch wieder Liebeserklärung, und ich wollte Ihnen nur Vorwürfe machen. Worüber? daß Sie, Glückseliger! sich unglücklich wähnen. Sie haben den reichsten Stoff zum Frohsinn, indem Sie fühlen müssen, daß Sie der

Welt von großem Werth werden können. Pflegen Sie Ihres Leichnams und lassen Sie Ihren Geist walten.

Da kommt ein Besuch — abgebrochen.

Sinnen Sie doch auf eine Erfindung in Unterseen, wenn Sie im Bade oder in den stillen Alpen sitzen, wie man in der Ferne mit einander Gedanken tauschen könne, ohne die langweilige Arbeit mit Dinte auf Papier zu zeichnen. Man schreibt nie auf, was man alles zu sagen hat, und das Beste vom Gedanken verfliegt über dem Schneckenzug der Gänsefeder.

P. S. Was? Sie fragen noch, ob Sie das Missionswesen schildern sollen? Ob mir schicken? — Ist's nicht Noth? Werden Sie damit nicht selbst in Deutschland Gutes stiften? Und da fragen Sie? — Und wenn Sie ein Rechenbuch schreiben, werd' ichs mit Lust lesen; schicken Sie mir's.

4.

Nach Baden = Baden.

28. August 1821.

Sie haben es errathen, mein Lieber, wir sind alle fröhlich von unsern Reisen zurück in das angenehme Stillleben unserer Klause am Fuß des Jura; meine Frau und ich vom Rigi her, Theodor aus den Unterwaldner und Schwyzer Alpen, Emil von Rousseau's Insel im Vieler-See, und Alexander mit dem jungen Spanier Antonio vom Schwarzwald. Letztere hatten das gefährlichste Reiseabenteuer zu bestehen, denn der Blich fuhr des Morgens, als sie eben sich zum Weiterreisen ankleideten, in das Wirthshaus, wo sie die erste Nacht ihrer Pilgerei geschlafen hatten. Fenster und Mauern wurden zerschmettert; die armen Buben kamen mit dem Schreck davon.

Und Sie haben das Geräusch der Residenz so schnell verlassen? Es würde mir wie Ihnen gegangen seyn. Ich will

lieber das Sausen aller zweiunddreißig Winde in einer schönen Einsamkeit, als das Geflüster und Geträttsch einer Residenz aushalten. — Möge das bunte Mancherlei in den Vätern Ihnen Entschädigung geben!

Ihre Missionshistorie sehen Sie nur als ein recht ernstes und diesen Tagen wichtiges Geschäft an. Wahrlich, es dämmert überall, wie wenn's Abend werden wollte, und die Nachtenten und Rauze flattern mit großem Siegeslärm aus den verfallenen Raubschlössern (woraus die deutschen Zeitungen und Bauern im Odenwalde den weissagenden Burggeist von Schnellert machen).

Es scheint, Ihr Kaiser hebe endlich Kreuz und Schwert gegen Istanbul. Das giebt dann einen religibsen Vertilgungskrieg, der manches Jahr dauern wird. Die Flucht der Rosschweife über den Hellespont interessirt mich noch nicht so sehr, als die Folgen davon für die politischen Verhältnisse des übrigen Welttheils. Ich denke, das Gewitter dort zerstreut endlich den dicken Hohenrauch, der einen großen Theil unsers Welttheils verhüllen will.

Hier lege ich Ihnen einen Brief an Guizot bei, dann auch einen an Herrn Advokat Stöber in Straßburg. Er ist ein wackerer, freisinniger Mann und Dichter. An Stäpfer haben Sie, glaub' ich, schon einen Brief. Stäpfer, Schlabrendorf, Delsner grüßen Sie ja recht freundschaftlich von mir. — Wie mir am sichersten Briefe aus Paris senden? Das weiß ich nicht. Ich denke, durch die Post an meine barbarische Adresse. — Doch wär' es mir gar nicht lieb, wenn man Ihre Darstellung des Missionswesens, falls man Briefe öffnete, in Frankreich zurückbehielte. Ich wollte, Sie könnten sie mir noch auf deutschem Boden expediren, jedem Unfall damit vorzubeugen.

Doch arbeiten Sie auch nicht zu viel! nicht einmal mit Briefschreiben. Ihnen taugt sitzende Lebensart am wenigsten;

Handeln und Wandeln besser. Bedenken Sie Ihre Gesundheit und, daß Sie noch ein liebenswürdiges Mädchen glücklich machen müssen.

Wir alle erinnern uns Ihrer hier mit Liebe und mit Wünschen für Ihre Gesundheit. Meine Frau ärgert sich über Ihre gelehrte Handschrift, denn sie möchte Ihre Briefe, die uns so viel Freude machen, gern immer selbst lesen.

NB. Guizots Adresse erfahren Sie bei Herrn Stäpfer. Ich schicke Ihnen die Briefe unter fliegendem Siegel, weil manchmal geschlossene Briefe Contrebande sind an den Grenzen.

5.

Nach Paris.

3. Dezember 1831.

Ihren Robespierre *) hab' ich nun zum andernmal gelesen, und er hat mich nicht weniger angezogen, als das erstemal. Wenn diese Natur an und für sich selbst gewogen wird, und in sich selbst (nicht auf die andere Wagschaale ein menschliches Moralsystem, noch weniger einen Criminalcodex gelegt!), ohngefähr, wie etwa Gott, und nur er, den innern Werth der Menschen wägt oder wägen mag: so glaub' ich auch, diese Natur ist mehr eine geistige, als sittliche Verkrüppelung. Ja, dieser Mensch kann in seiner Gräßlichkeit noch ein sehr tugendhafter Mann gewesen seyn, ohngefähr, wie es Freudenmädchen geben mag, die wirklich sittiger und keuscher, als manche nie gefallene Jungfrau, sind.

Ich möchte Ihnen den Umgang mit dem weisen, greisen Schlabrendorf, und dem feinsinnigen (von den plattfönnigen Diplomaten unserer Hölse so wenig erkannten und benutzten) Delsner beneiden, wenn ich Ihnen nicht von ganzem Herzen

*) Eine Abhandlung Jochmanns, die in dieser Sammlung erscheint.

auch etwas Gutes gönnte. Auch Stapfer und Guizot werden Ihnen wohl thun.

Vom Religionskrieg, den Sie zu besorgen scheinen, fürcht' ich nicht viel. Die politische Poltronerie heutiger Staatsmänner hat, um die Liberalen, die Carbonari, die Jakobiner, die Philosophen u. ein wenig in's Bockshorn und die Nationen ein wenig in den alten Bockbeutel zu jagen, nur die lange zum Schweigen verdammt gewesenen Finsterlinge, die politischen und kirchlichen Uhu's, welche schon oft für Gespenster galten und den „wilden Jäger“ spielten, losgelassen. Das dauert nicht lange, besonders wenn die Portugiesen und Spanier sich honett betragen und die Perser, zum Trost der Griechen, gegen die legitimen Osmanen so liberal mit Schlägen, als möglich, sind. Die heilige europäische Post, die man jetzt aufführen will, wird schwerlich lange dauern. — Daß eine religidse Gährung in den Gemüthern (besonders Deutschlands, wegen unterdrückten politischen Strebens) sei, will ich nicht läugnen, glaube aber schwerlich, daß sie durch die Kruditäten der Schwärmer und Fanatiker hervorgebracht sei oder geschlossen werden wird.

Auf, auf mit Ihren Missionen! Ich denke, Sie werden der beste Missionär gegen die Missionärs werden. Nur ermüden Sie mir nicht, und, was noch mehr ist, hüten Sie Ihre Gesundheit wohl in dem ofenlosen, steinernen Paris. Wir hier zu Lande haben noch immer warmes Wetter und grüne Fluren.

Adieu, mein Lieber, — Geben Sie mir in Ihren Briefen bald ein tableau de Paris à la Jochmann (nicht Mercier), damit ich mit Ihnen genieße.

P. S. Unser Cook hat mir aus Barcellona schon zwei bis drei geräucherte und in Essig eingemachte Briefe geschickt. Der gelbe Würgengel ist an ihm vorübergegangen.

Nach Paris

3. Jänner 1822.

Bis gestern waren unsere Wiesen grün. Wir sammelten auf Spaziergängen Colchicum, Bellis perennis und Weilchen. Heut' endlich hat die Natur ihr winterliches Festkleid angelegt; eben indem ich dies schreibe, gießt die Sonne ihren Goldstrahl, wie sie aufgeht, über das vielfach gebrochene Silber der großen Landschaft, die vor meinen Fenstern hängt. — O, das arme, dürstige, steinerne Paris! Es ist recht, daß Sie in dem großen Kerker leben, dem tausendjährigen Schauplatz der Leidenschaften, um die Verartung und Verkünstelung des menschlichen Geschlechtes recht speciell studiren zu können. Sie werden doppelten Genuß haben, wenn Sie im März, aus dem großen Treibhaus menschlicher Thorheit und menschlichen Elendes, der wahren Welt, der Natur wiedergegeben werden. Dann umringen Sie sich mit einigen guten Menschen. —

Bis jetzt hab' ich weder die Bundeslade, noch Guizot's neuestes Werk gesehen; aber nun will ich beide lesen, da Sie meine Neugier so sehr darauf hingewiesen haben. L'Italie par Lady Morgan hat mich inzwischen sehr belustigt, so wie in deutscher Literatur des greisen Spaun derber, naiver gesunder Menschenverstand, mit dem er aller Faselerei der deutschen Hoffschranzen und der Querköpfigkeit jetziger Minister und Legitimitätskrämer Trost bietet.

Ich wünsche den Missionarien Glück, daß sie eben nach Paris gekommen sind, da Sie ankamen, um diese zu portrairen. Die Pariser, nach ihrer Art, accompagniren die heiligen Reden dieser Unsinn-Apostel mit Petarden-Anath. Damit wird wenig ausgerichtet werden. Ein Bild nach dem

Leben gezeichnet, von Ihrem Pinsel, wird anders und tiefer wirken; denn das Verbum Dei (Wernunft) manet in aeternum.

Unter den Fremden, die mich Ende Jahrs besuchten, war auch der Oberst Gustavson (gewesener König von Schweden, Gustav Adolph IV.), der Sie vielleicht in psychologischer Hinsicht interessirt hätte. Er hielt sich bei uns Narauern etwa sechs Wochen lang auf, und versprach mir, wieder zu kommen. So viel ich ihn kennen lernen konnte in unsern anfangs kühlen, nachher sehr warmen Unterhaltungen, ist er, und dabei bleib' ich, ein guter, ja ein edelsinniger Mann, in vielen Dingen von recht königlicher Gemüthsart. Er ist nicht ohne Kenntnisse, aber die sind fast zu oberflächlich; er ist nicht ohne achtbare Geistesanlagen, aber sie sind durch Erziehung verhubelt. Er selbst klagte mir über die Erziehung, die ihm sein Vater Gustav III. gegeben, der, um ihn recht zu verschweden, ganz von der deutschen Literatur abzog, ihm seine deutschen Lehrer nahm, und ihn zu früh in die Staatsgeschäfte herüberzog. Er hat fast zu viel Bescheidenheit, zu wenig Vertrauen in sich. Dies macht ihn aber nicht, wie gewöhnlich, zum Werkzeug Anderer, sondern argwöhnisch oder misstrauisch gegen Andere und eifersüchtig auf seine Selbstständigkeit. Diese handhabt er dann oft am sehr unrichten Fleck. In seinem Gedankengang ist etwas auffallend Sprödes, daß heißt, die Operationen des Denkens gehen ihm mühsam von statten. Er kann sich daher beinah gar nicht in eines Andern Idee hineinfinden, sondern hat genug mit sich selbst zu thun. Das giebt ihm das Ansehen von Starrsinnigkeit; aber es ist keine moralische Starrsinnigkeit, sondern eine rein intellektuelle, die aus Unbehilflichkeit und Einseitigkeit der Geistesmanipulationen entsteht. — Man kann sich denken, was aus einem solchen Thronerben werden mußte, wenn man ihm dazu noch predigte: „ein König muß einen festen Charakter und Folge-

rechtigkeit haben!“ Und folgerecht ist er bis zur Uebertreibung. Er wünscht, weil er Bürger in Basel geworden ist, ein Amt zu haben. „Wozu das?“ fragt' ich. „Damit ich der Welt nütze, und besonders dem Staat, dessen Glied ich bin.“ — „Sie können das, ohne bürgerliches Amt. Schreiben Sie Ihre Erfahrungen, Ihre Ansichten über das Land Ihrer Väter u. s. w. nieder.“ — „Das kann ich nicht. Man würde mir aus Schweden die nöthigen Materialien nicht zukommen lassen. Zudem thut mir die sitzende Lebensart nicht wohl. Ich bin von Kindheit an zum thätigen Umhertreiben gewöhnt.“ — „Kaufen Sie ein Landgut, bauen Sie Ihren Garten selbst an, wie Diocletian oder Napoleon, sammeln Sie eine Bibliothek und verbinden Sie sich mit geistreichen Männern.“ — „Ich verstehe nichts von Landwirthschaft und bin kein Gelehrter. Ich muß ein Amt haben, das mich beschäftigt. Ich bin Bürger und will ganz Bürger seyn, und alle Bürgerpflichten erfüllen. Stelle man mich an, wo man wolle; ich werde meine Pflicht thun.“ — „Warum kaufen Sie sich nicht in unserm Argau an; hier hätten Sie, laut Verfassung, Soldat werden müssen. Sie wären in den Generalstab gesetzt.“ — Der Gedanke frappirte ihn, und wenn er der Anstellung sicher wäre, würde er das Bürgerrecht bei uns erkaufen.

Ihre Aeußerungen über Priestertum, katholisches und protestantisches, Furcht vor Religionskrieg u. s. w., hab' ich in Ihrem letzten Briefe mehrmals gelesen, aber es ist mir nicht recht klar geworden, was in Ihnen vorgeht? Erklären Sie sich mir etnmal hell. Denn was Sie sagen, ist mir noch immer lehr- und genußreich gewesen. Ich bin ein trefflicher Koch, reich an Del, aber ich brenne nur hell, wenn ich von einem Geist, wie dem Ihrigen die erste Flamme erhalte.

Meine Empfehlungen an den weisen Stapfer, den le-

bens erfahrene Greis Schlabrendorf, den vielgeprüften
 Odüssens Delsner, den hoffnungreichen Aargauer, den Doctri-
 nár Guizot.

7.

Nach Karlsruhe.

18. März 1822.

Willkommen wieder auf dem Boden diesseits des Rheins
 unter deutschen Gemüthern!

Nun soll ich abbitten. Ja, ich, der ich so gern einen
 Brief schreibe, um mir damit einen von Ihnen zu erkaufen,
 ich bin der saumseligste Mensch, und doch hab' ich unrecht,
 mich selbst anzuklagen. Ich muß die Flüchtigkeit der Stun-
 den und des ganzen Lebens, ich muß die Unbeholfenheit mei-
 ner Maschine (des Leibes) anklagen, die nicht allem Gemüthe
 leistet, was der Geist in einer Tropfen Zeit, Tag genannt,
 hineinwerfen möchte. Wären die Gedanken, die ich beständig
 an Sie richte, sogleich geschriebene Worte, wahrlich, Sie hät-
 ten Folianten empfangen. Eine Erkältung, die ich mir aus
 einer Sitzung des großen Rathes zuzog, die daraus folgende
 katarrhalische Unbehaglichkeit, die mich für Alles abspannte, —
 dann mein Doktor, der mich mit Senesblättern segte, — dann
 aufgelaufene Stöße amtlicher Arbeiten, — dann eine gott-
 lose Begierde, die mich ergriff, mich jetzt noch plagt, meine
 naturrechtlichen Ideen zu Papier zu bringen, worüber ich
 Schlaf, Essen und Trinken vergessen möchte — — ach, der
 Winter ist mir wie ein Tag verflogen, und ich weiß nicht,
 was ich gethan habe. Nicht weniger, als ein Duzend für
 mich höchst anziehender Entwürfe liegen vor mir da, — ich
 hab' die Ausführung aller begonnen, — die Liebe zu einem
 tödtet aber den andern. Ich will zu viel, und kann zu we-
 nig. Andere werden durch ihre Thätigkeit, ich werde durch
 mein Wollen allein aufgerieben.

Genug von mir, schon zu viel von mir. Ich selbst bin
 nichts, als der Entwurf zu einem Menschen, wie er seyn
 sollte, und darum bin ich leider nichts.

Wo gehen Sie hin nun? Bleiben Sie auf deutschem Boden?
 Kommen Sie in die Schweiz? Gehen Sie nach Riga? Es war
 letzten Sommer ein Herr von Föckell aus Liefland bei mir, ein
 dortiger Güterbesitzer, ein liebenswürdiger junger Mann, dem
 ich Ihre Bekanntschaft wünschen würde. Er hat für die Civi-
 lisation seines Volks den edelsten Willen. Wie stehts mit
 Ihrer Gesundheit? Haben Sie die Missionarien zu Pa-
 ris satt bekommen? — Es dünkt mich, Frankreich geht einer
 neuen politischen Crisis entgegen. Die Parteien treiben sich
 einander zu Extremen. Seit den mißlungenen Insurrectionen
 von Befort hab' ich viele der französischen Flüchtlinge bei mir
 gesehen, darunter einige sehr interessante Männer, denen ich
 Gefälligkeit leisten konnte, auch den General E..., einen
 Freund von Lafayette. Er weihte mich in alle Coulißenge-
 heimnisse der Verschödrung ein, das heißt, in Erbärmlichkei-
 ten, wie sie immer hinter den Coulißten des Theaters vorge-
 hen: Scipio setzt die Lognette auf, Solon medisirt, Alexan-
 der M. nimmt eine Priße und Erbsus ist in Geldverlegenheit.

Ihren letzten Brief bewahr' ich, wie Kleinod. Er enthält
 köstliche Ideen. Hätten unsere Ultra nicht an allen Höfen,
 zu ihrem eigenen Schutz, Aberglauben und Hierarchen-Schnör-
 kel, Schwärmerei u. s. w. begünstigt, und dem gesunden Men-
 schenstand Stillschweigen geboten, würde man weniger von
 den Fäseleien über religiöse und kirchliche Sachen hören und
 lesen müssen. Die Höfe wollen sich Ringmauern aus Altä-
 ren bauen, die aber nur dann als Brustwehren hoch genug
 sind, wenn man vor denselben kniet. Der Menschheit ist das
 Auien aber nicht mehr recht.

Messen Sie doch mir Ihre Briefe nicht nach Inhalt und

Länge der meinigen zu. Sie schreiben Briefe, ich nur Entwürfe dazu.

Adieu! Gott gebe Ihnen Gesundheit und heitern Sinn. Mir wünsch' ich nichts, als die Dauer Ihrer Freundschaft.

8.

Nach Baden-Baden.

22. Juni 1822.

Ich will keineswegs, mein theurer und herzlichlieber Freund, die eine Hälfte des Briefs mit Entschuldigungen füllen, warum ich die andere Hälfte so spät schreibe. Sie kennen nun meine Erbsünde aus Erfahrung. Wäre Ihr Junius-Schreiben vom 17. nicht erschienen, wurd' ich Ihnen wahrscheinlich erst im Juli geschrieben haben, um mit meinem Brief eine sehr liebenswürdige, geistvolle und gebildete junge Frau von Narau in Ihre Bekanntschaft zu führen, weil sie in Baden-Baden wenige Bekannte hat, am wenigsten solche, wie sie sich wohl wünschen, aber nicht leicht auffinden kann, und wie Sie z. B. sind. — Also bleibt das dem künftigen Monat vorbehalten.

Wer Sie kennt, kennt Sie, und es muß in der Welt wohl nicht zwei Fochmanne geben, sonst würde Ihr vertrauter Freund in Riga sich nicht so schalkhaft bei Ihnen nach dem Verfasser des Robespierre erkundigt haben. Daß ein Anderer Sie noch in Wien errathen, wunderte mich um so mehr, da meines Wissens die Ueberlieferungen in Wien verbotene Waare sind, ausgenommen circa 40 Exemplare für den Hof, die Erzherzöge, lesenden Minister &c. Ihr Freund muß da in diplomatischen Atmosphären gewandelt haben, wo der Geruchssinn gewöhnlich schärfer seyn soll.

Ich freue mich nun schon auf den Herbst voraus, sowohl Sie bei uns zu sehen, als den geistigen Schmaus zu genießen, den Sie der Welt in Baden bereiten. Ich wollte,

Sie würden dann bei mir unter das gastfreundliche Dach eintreten, wenn Ihnen unsere republikanische Einfachheit der Lebensweise nicht gar zu einfältig vorkäme. — Daß Sie Ihren Wanderstab einweilen nicht an der Ostsee, sondern in der Schweiz und, wo nicht im Aargau, doch am Genfersee niederlegen wollen, hat mich und meine Frau recht erfreut. — In Riga! — da lag' ein Welttheil zwischen uns. Aber in Lausanne oder Genf, das läßt sich hören. In letzterm Ort möcht' ich Sie dann mit Karl von Bonstetten, Picotet und andern würdigen Männern zusammenbringen, wenn Sie nicht schon mit ihnen verbunden sind.

Was mich selbst in meiner Einsiedelei am Jura betrifft, leb' ich meinen Schlendrian. Sie kennen ihn ja. Alles steht auf derselben Stelle, wie Sie es verließen, alles geht den Gang Vor- und Nachmittags, wie sie ihn sahen. Von Fremden, die mich besuchten, zog mich mehr die Art, als das Personal an. Es waren meistens unwillkürliche Wanderer, die in der Schweiz ihr Asyl suchten. Unter selben auch, von Deutschen, der Dichter Follenius, der lange im Berliner Kerker schmachtete, der Philosoph D'En. Jener ist jetzt in Narau Lehrer, dieser in Basel. So mehrere andere; auch Graf Wocholz, der sich mit Ihrem Landsmann Stourdza einmal schlagen wollte, den deutschen Hochschulen zu Ehren. — Von Franzosen einige, die mehr oder minder bei den Unruhen im Anfang dieses Jahrs verdächtigt waren. Von Italienern mehrere aus Piemont und aus der Lombardei, der Carbonarerei verdächtigt u. s. w. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, daß mich eben diese Art Reisender besucht. Ich höre aber, ein Herr Raoul-Rochette, der mich vor zwei Jahren besuchte und etwas Ultra seyn mag, soll mich in seiner Beschreibung der Schweiz als einen Chef des Libéraux en Suisse der Welt präsentirt haben. Der hat denn mehr von mir gewußt, als ich selbst. Und über mein bescheidenes Haus

soll er sich ausgedrückt haben, wie Landvogt Gessler über Staufachers neues Haus in Steinen. So etwas mag wirken. Meinethalben. Ich bin einer der Liberalen, die den Königen wohlwollen und ihnen die Ruhe wünschen, welche die Schwärmerwuth der Ultra und Citra weder den Königen noch den Völkern gönnt.

In meinen Mußestunden hab' ich dies Jahr zwei Abhandlungen geschrieben, die eine zur Beförderung des gegenseitigen Unterrichts, nämlich eine Uebersicht der Verbreitung desselben in allen fünf Welttheilen; dann unter der Rubrik „Blätter aus Spanien“ eine Beleuchtung der Cortesverfassung. Beide sind in den Ueberlieferungen. Letztere beruht auf mir von Freunden in Spanien mitgetheilten Thatsachen. — Außerdem, jetzt schon im dritten Jahr, fahr' ich fort, dem Schweizer Volk die Geschichte des Schweizerlandes zu erzählen. Das thut gute Wirkung, zur Belebung des Gemeingeistes, zur Reinigung der Ansicht der heutigen Dinge im Vaterlande, und zur Erhebung der Gemüther über den Spießbürgergeist und Egoismus, in welchem der Mensch bei ruhigen Tagen so leicht einschrumpft.

Jetzt hab' ich alles, was ich von mir zu sagen weiß, hergeplaudert. Wie freu' ich mich, im Herbst Sie zu sehen, und Ihre Protestanten unter der Charte, Ihre Missionarien über der Charte u. s. w. Treiben Sie höflichen Scherz mit Ihrer Frage: ob die Ueberlieferungen Bruchstücke Ihres größern Werkes, als Vorläufer, annehmen werden?

9.

Nach Carlshöhe.

3. Hornung 1825.

Sie sind mir doch, hoff' ich, nicht böse, lieber Freund, daß ich Ihren Dezemberbrief erst im Hornung beantworte?

— Ich könnte Ihnen neunundneunzig Hindernisse an den Fingern herzählen, die mich so lange briefstumm machten. Noch liegen gewiß vierzehn Briefe da, die Antwort begehren, und mich in Verzweiflung setzen; die jüngsten sind Jännerkinder dieses, und die ältesten, Maikinder vorigen Jahrs.

Ihre Hierarchie, ich liebe sonst keine, als eben Ihre, ist nun wahrscheinlich schon abgedruckt. Um das Publikum aufmerksam zu machen, gab ich ins Jännerheft der Ueberlieferungen einen Auszug vom Missionenkapitel, worüber ich schon eine applaudirende Stimme aus Erlangen erhielt, mit der Bemerkung, daß an solchen Kraftbissen entweder die Heiligen, oder die Ueberlieferungen unserer Zeit ersticken müssen. Meinethalben mögen beide ins Reich der Schatten fahren, wenn wir nur auf Erden noch ein wenig Reich des Lichts behalten, um welches wir ja täglich im Vaterunser bitten.

Fahren Sie fort, für dies heilige Reich mit Ihrem herrlichen Geist zu wirken; Sie sind ja nicht in den heiligen Bund eingeschlossen, wie ich, der ich, als Gesetzgeber, für den Antrag mit großer Erbauung gestimmt habe, und nun Wort halten muß. Ich habe, als ein und untheilbares Mitglied des Souveräns, an diesem heiligen Bündel, das ich mir selber aufladen half, nicht minder schwer zu tragen, als mancher Ehemann an dem seinigen (weil die Ehe auch solch ein heiliges Bündlein ist, das man annimmt, ohne immer zu wissen, was darein gewickelt ist).

(Ad vocem Ehe, lassen Sie sich durch das, was ich von diesem heiligen Bündlein sagte, nicht abschrecken, es auf sich zu nehmen. Ich möchte Sie gar zu gern fester ans liebe Leben geknüpft wissen. Ich wollte, Sie würden, statt eines russischen Foch-Manns, ein Schweizerischer Frei-Mann. Ich sage das in Parenthese, aber es ist bei mir ein stehender Artikel über Sie.)

Nun zum Text! Ihre Hierarchie wird Ihnen Segen und Fluch, Beifall und Mißfallen bringen, aber sowohl Fluch als Segen wird Ihnen ehrenvoll seyn. Ich bin freilich, mit meinen Aufmunterungen, Partei, und will auch gar nicht verhehlen, daß ich gern an Ihnen einen theologischen Unglücksgefährten haben möchte. Ja, ich berg' es nicht, mir wäre lieb, der ganze Heerhaufen der französischen Missionärs würde Sie namentlich, als Monsieur le philosophe Joquemane, sämmtlichen wahren Gläubigen, wie das ächte Thier der Offenbarung, schildern; der ultramontaniſche apoſtoliſche Klerus Sie von allen Kanzeln herab in figura der Hölle überliefern, und der Pabst, nach Berathung des Kardinalkollegiums, sich zum Verdienst rechnen, eine anathematisirende Bulle, mit den Anfangsworten: „Adjuvante Diabolo tenebrarum rege etc.“ vom Kapitol herab auf den Kopf schleudern. Das wäre mir doch einiger Trost, da in einigen Luzerner Dörfern einige Pfarrer wieder gegen meine harmlose Schweizerlandsgeschichte gepredigt haben.

Ich bitte Sie, werden Sie mir nicht böse, daß ich so spät antworte; mit dieser Bitte muß ich — sonst bekommen Sie diese armen Zeilen in acht Tagen nicht, oder wohl nicht vor dem Einzug des Duc d'Angouleme in Madrid — schließen.

10.

Nach Baden-Baden.

12. Juni 1823.

Ihren lieben Brief von vorgestern — (aber er datirt sich Heidelberg den 17. Februar) — flüchtig ist die Zeit! — also von vorgestern muß ich doch endlich beantworten, weil ich wohl spüre, ich bekomme keine Zeile, als wenn ich sie bei Ihnen mit Brieffschreiben im Schweiß meines Angesichts verdiene. Das stimmt nun freilich mit den tröstlichen Verhei-

sungen im Anfang Ihres Briefs nicht ganz zusammen, wo Sie sich aus lauter Artigkeit (es hängt Ihnen noch viel Pariser Puder am Haar) einen Müßiggänger und mich einen viel und ernsthaft beschäftigten Mann nannten. Aber seit den berühmten Verheißungen des Königs von Neapel u. s. w. weiß man, wie es mit den königlichen Geistern zu halten ist, besonders wenn sie ins Versprechen gerathen. Man hat nie Sicherheit, wenn sie etwas versprechen, ob sie sich nicht versprechen?

Nun weiß ich dazu nicht einmal, ob Sie in Heidelberg, Baden-Baden, Karlsruhe, Paris, Riga, Konstantinopel oder Marocco sind, und wohin meinen Brief schicken? Denn daß Sie nicht in Narau, nicht in der stillen Blumhalde sind, wohin Sie doch eigentlich gehören, davon überzeug' ich mich täglich mit den Augen.

Also — will ich anfangen, mein Brod zu verdienen:

1) Das Neueste bei uns in der Blumhalde ist ein kleiner, hübscher Dube, der, ich weiß nicht woher? zu mir ins Haus kam am 25. Februar anni currentis und weder Christenthum noch Namen hatte. Ich ließ ihn stracks taufen und Achilles heißen.. Das Kerlchen aber lärmt mit seiner Stimme, auf die er sich etwas zu Gute zu thun schien, immer ärger. Da reute mich, ihn nicht Stentor geheiß zu haben. Man muß ihn jenseits der Mare sehr vernehmlich hören, denn alle Basen kamen außer Ddem gelaufen, um ihn zu sehen. Jetzt merk' ich zu meinem Leidwesen, der Bursch ist ein offener Ultra, der uns alle tyrannisiert, nichts von Schreib- sondern nur von Schreib-Freiheit, nichts von Press- sondern nur von Press-Freiheit wissen will, Alles begehrt, nichts giebt, von allen sich bedienen lassen, keinem dienen will, und, wenn wir ihm ehrerbietig jeden Willen thun, uns kraft seiner Legitimität mit vergoldeter Wäsche belohnt.

2) Das Neueste in der Schweiz ist, daß der König von Neapel von den Eidsgenossen dreitausend handfeste Männer beehrte, um die Oesterreicher entbehren und die Liebe seines Volks, das ihn anbetet, im Zaum halten zu können. Die Kronen des heil. Bundes unterstützten das Ansuchen in besondern Eidschreiben sehr dringend.

Ich könnte nun freilich auch noch die Neuigkeiten von Europa und den übrigen Welttheilen beifügen, wenn ich nicht vermuthete, Sie säßen persönlich in irgend einem dieser Welttheile, wo Sie dann die Sachen besser wüßten, als ich. Im Allgemeinen will ich, falls es Ihnen unbekannt seyn sollte, nur bemerken, daß die europäische Welt jetzt wie tollgewordene Poesie aussieht, in welcher der gesunde Menschenverstand auf dem Kopf steht und mit den Weinen perorirt, den Himmel daher mit allem Göttlichen und Ewigen unter seinen Fersen erblickt und den Koth über sich für den wahren Himmel hält.

Man sagt mir eben, schon seit vorgestern (aber nicht vom 17. Febr.) laufe in Warau das Gerücht, Oesterreich u. habe seinen Gesandten von Stuttgart abberufen, weil der König von Würtemberg sich weigere, den Verfassungsvertrag mit seinem Volk aufzuheben, oder zu ändern. Ich halt' es auch für ein lahm es Gerücht, weil es über vierzig Stunden gebrauchte, um über die Warauer Brücke zu kriechen.

Mein geliebter H..... in Wien schreibt mir, er wolle in dem geistreichen Wien (es wird da viel guter Wein und Branntwein konsumirt) keine Zeile mehr drucken lassen, denn seine zwei Censoren hätten ihm eine Uebersetzung grausam kastriert. Der eine, ehemaliger Kaufmann, der kein Latein versteht, habe ihm lateinische Noten ausgestrichen (vermuthlich behält er sie, um daraus Latein zu lernen), der andere von der Polizei habe ihm auf dem dritten Bogen folgenden Pentameter gestrichen:

Und ein Esel schon bringt mir in Wallung das Blut. (Worin ich nichts anderes finde, als daß sich die Polizei und Censur von Herzen der Esel annimmt und sie lieb hat.)

Meine „Wirren des Jahrhunderts“ sind in Wien verboten worden. Ein Staatsmann machte da die wichtige Bemerkung: „Zschokke hat die Irren und Wirren im Gehirn.“

Ouf! sagt der Franzose, wenn er fertig ist. Mein Brief ist zu Ende, Gottlob! Ich trockne mir den Schweiß von der Stirn. Ich habe mein Brod verdient. Schneiden Sie mir aber kein kleines Stück ab.

11.

Nach Baden-Baden.

1. Juli 1825.

In Eil muß ich Ihnen, mein theurer Freund, melden, daß ich heut von einem achtungswürdigen Manne, der mir persönlich sehr lieb ist, den ich, glaub' ich, seit Jahr und Tag nicht mehr sah, und von dessen Befinden, Thun und Lassen ich seit einem halben Jahr nicht das Mindeste wußte, endlich einen Brief empfing, der auch Sie angeht. Wie ich nun erfahre, ist er ebenfalls in den Bädern von Baden (nämlich der Mann, nicht der Brief); und da er wirklich ein interessanter, geistvoller Mann ist, müssen Sie, wenn Sie nicht ganz ohne Eitelkeit sind, ihn gewiß dort schon gesehen haben, denn gleich und gleich gesellt sich doch gern. Vielleicht haben Sie schon mit ihm gesprochen.

In jedem Fall wünscht' ich, Sie würden mir die Gefälligkeit erzeigen und zu ihm gehen. Er ist zwar ein wenig hypochondrisch, wie Sie, und brummt mitunter ohne Ursach, aber ist darum nicht minder liebenswürdig. Sie werden ihn, wenn Sie ihn erst recht kennen lernen, gewiß schätzen. Ich

hab' ihm unlängst geschrieben, um von seinem jetzigen Leben und Treiben etwas zu erfahren, was mir durchaus nicht gleichgültig seyn kann. Aus seinem Brief, den er mir darauf schickte, muß ich nun schließen, daß ich sein Vertrauen verloren habe und er selbst in große Armuth versunken seyn müsse. Denn statt der Antwort und mir zu melden, wie es ihm gehe, schickt er mir bloß Glossen, Notabene's und Anmerkungen aller Art über meinen eigenen Brief zurück, und wie er endlich von sich selber zu erzählen Miene machen zu wollen schien, bricht er in die schmerzliche Klage aus, die mein ganzes Inneres durchbohrte: „Heute fehlt es mir an Papier!“ — Ach, sogar nicht einmal mehr Papier hat der Unglückliche; nicht einmal mehr so viel, ein Blättchen kaufen zu können, hat er! — Ich beschwöre Sie, zeigen Sie ihm das Papier dieses Briefes; fragen Sie ihn unter der Hand, ob es ihm gefalle? geben Sie mir einen Wink, und ich schicke ihm ein ganzes Ries. Ich bin seit dieser schrecklichen Nachricht nicht mehr ruhig geworden.

Verzeihung! ich vergaß in der Bestürzung und Eil seinen Namen zu nennen. Seinen Taufnamen kenn' ich nicht; aber man nennt ihn Herr Fochmann. Er lebt gewöhnlich sehr zurückgezogen; er ist noch ein junger Mann, allein selbstartige Frauenzimmer erscheinen ihm vergebens in allem Glanz ihrer Schönheit, als hätt' ihm schon eine frühere Liebe das Herz geraubt oder gebrochen. An letzteres glaub' ich kaum, denn er ist zu sehr Philosoph, sich vom siebenzehnjährigen Flattergeist eines Mädchens länger, als siebenzehn Minuten, betrüben zu lassen. Auch hab' ich noch nie in seinen Schriften (unter uns gesagt, er ist einer unserer geistreichsten Schriftsteller und eignet sich zu einem trefflichen Historiker; aber lassen Sie es ihm um Gotteswillen nicht merken, daß Sie das wissen; er liebt, wie Kaiser Joseph, das Incognito-Reisen!) also nie hab' ich noch bemerkt, daß in seinen Schrif-

ten sich eine Spur von Bitterkeit gegen das schöne Geschlecht äufferte (und Sie wissen, jeder Schriftsteller beschreibt sich doch zunächst in seinen Büchern unwillkürlich immer selbst). Statt dessen ist er voll unauslöschlichen Grolls gegen die Pfafferei. Nehmen Sie sich daher in Acht, ihm zu sagen, daß nun in der Schweiz, die er lieb zu haben scheint, die Priester wie in Luzern, so auch im Kanton Freiburg, den bessern Volksunterricht vernichtet, den trefflichen Pater Girard gestürzt, und den Triumph der Legitimität des Stocks und der Ruthe auf dem Buckel der Kinder errungen haben. Sie würden sich bei ihm das Spiel, wenigstens den guten Empfang verderben. Sagen Sie ihm auch nicht, wenn er allenfalls nach mir fragt, daß ich noch immer zu der Sisyphus-Arbeit der heil. Allianz lache; denn das könnte mir bei ihm schaden und mich und wohl gar die gebildete Welt um eine wahre Weihnachts-Freude bringen. Denn er will, wenn ich ihn recht verstanden habe, seine Gedanken, die leider nicht jedermanns Gedanken sind, aber werden sollten, in Form von Briefen an mich drucken lassen. Und ich sage mich nicht von der Eitelkeit los, Freude daran zu haben, von einem geistvollen, redlichen und muthigen Manne öffentlich vor geistvollen, redlichen und muthigen Männern Freund geheißen zu werden. So etwas wiegt bestimmt einen Hals- oder Hosensband-Druden auf.

Hüten Sie sich auch wohl, zu ihm zu gehen, wenn schlimme Nachrichten aus Spanien eingelaufen sind, daß z. B. der König glücklich aus der Gefangenschaft der Cortes in die Freiheit der Heiligen gekommen, oder daß die Inquisition wieder grünend und blühend sei.

Doch, ich kenne Sie und überlasse es Ihrer eigenen Klugheit, ausfindig zu machen, wie Sie meine Aufträge bei ihm am besten erfüllen können.

Leben Sie wohl. Stellen Sie es klug bei ihm an. Ich mache mir Freude daraus, Ihnen irgendwo eine Gegengefälligkeit zu erweisen.

12.

Nach Karlsruhe.

24. Juli 1823.

Alles in der Welt, nur nicht drei Tage hinter einander große Gesellschaft von hundert und zwanzig Personen, dazu sechs Sessionen, sechs Dinners und sechs Soupers. Von der Gesellschaft Schweizerischer Naturforscher, die sich dies Jahr in Aarau versammelte, müd' und lahm an Geist und Leib, freu' ich mich meines Stübchens wieder und suche die erste Erholung bei Ihnen. Es giebt wahrhaftig keine schwerere Arbeit, als Arbeitslosigkeit.

Der Himmel weiß am besten, wie ich in den Geruch eines Naturforschers gekommen bin; ich weiß es nicht. Ich wollte vergebens die Victets, Schinze, Decandolles, Ebels, Usteris u. s. f. enttäuschen über meine Person; es war unsonst. Ich komme mir fast vor, wie Mr. de Pourceaugnac mit dem Spasvogel Eraste.

Ihr Brief hat mir Freude gemacht, weil Sie rund herausfagen, es gehe Ihnen wohl und das Land gefalle Ihnen, wo Sie jetzt leben. So fürcht' ich nicht, daß Sie nach Riga gehen, oder über den Kanal. Und da Sie die Kirchengeschichte vorgenommen haben, Viktoria! bleibt Ihnen lebenslang vollauf zu thun. Noch haben wir keine von einem Philosophen geschriebene, keine für Nicht-Clerus genießbare.

Wir stehen nun in der Erwartung eines neuen Stathalters Gottes auf Erden. Wenn sich der heil. Geist auf den Kardinal, ich weiß nicht mehr wie er heißt, herabläßt, so erhält der heil. Stuhl einen Hart- und Starrkopf. Man

schreibt mir, daß unter den jüngern nach dem Purpur aspirirenden Geistlichen in Rom eine Verbindung bestehe, alles daran zu setzen, Glanz, Herrlichkeit und Macht der Theokratie wieder herzustellen, und sollte es zu einem Religionskrieg führen. Nun denn, je toller je besser. Das fehlt noch zum tragi-komischen Schauspiel dieser Zeit, und macht ein braves Schlußkapitel zur Hist. eccles. cel. Jochmanni.

Man hat mich schon manchmal an den politischen Meinungsährungen unserer Zeit für einen der 12,000,000 Mitschuldigen gehalten; theilen Sie mir doch ein wenig von Ihrer Unschuld mit, wenigstens von den „unschuldigen Gedanken“, die Sie über die Aehnlichkeit der politischen Reformation unserer Zeit mit der kirchlichen des sechszehnten Jahrhunderts gehabt haben, wie Sie schreiben. Ich möchte gern wieder unschuldig seyn, wie es die 12,000 Jungfern waren.

Herr Raoul-Rochette, der mich in seiner Voyage en Suisse mißhandelte, aber in der zweiten Ausgabe des Buchs das Kapitel von Aarau gestrichen hat, ist auf mich, wie versessen. Er hat nun eine Histoire de la révolution suisse herausgegeben, wo er's mit mir auf allen Seiten so zärtlich treibt, wie mit dem Hund der Floh, der, um fett zu werden, jenen ausmagern will.

En attendant, daß Sie nach Aarau kommen, will ich provisorisch, was ich noch zu sagen haben könnte, bis dahin verschieben.

Und, „weil mir das Papier fehlt“, will ich meinen Brief schließen und Sie dem göttlichen Nachtschutz per Mariam empfehlen.

Nach Karlsruhe.

22. Oktober 1823.

Was in der Welt wollen Sie denn aus mir machen? Ich Ihre Presbyterianer beurtheilen? Ich, der ich durch Sie erst den Geist des Presbyterianismus recht erkannt

habe? dazu werden Sie mich mit allen Ihren Verföhrungs-
gaben nicht verföhren. *Cön amore*, wie Sie geschrieben,
hab ich Sie gelesen und mit dem bittersüßen Gefühl, mit
dem ich alle Ihre Arbeiten betrachte, bin ich auch vom
Presbyterianismus aufgestanden. Das Bittere liegt in der
hellern Wahrnehmung der heillosen Verirrungen der Mensch-
heit, die Sie so scharf zeichnen, und das Süße im Wahr-
nehmen Ihres über dem Lohu Ba Bohu schwebenden freien
und heiligen Geistes, daran ich erkenne, wir sind göttlichen
Geschlechts. — Es ist in Ihrer Art zu betrachten und dar-
zustellen etwas Gibbonsches.

Herr S** sagte mir einmal von einer Recension Ihrer
Hierarchie etc., und daß der Beurtheiler nicht undentlich zu spü-
ren gegeben, ich wäre der Verfasser. Wiewohl ich nun zu
dem albernsten *Qui pro quo* lachte, fühlte ich doch, daß
wir in unsrer geistigen Physiognomie einen gewissen Familien-
zug gemein haben müssen.

Wenn ich nur erst Ihr Ganzes lesen könnte, nämlich
Ihre Betrachtungen über die Schicksale des protestantischen
Kirchentums in Europa! Halten Sie treu an dieser edeln
Arbeit! — Nur im ersten Kapitel setzen Sie doch nicht Zu-
gend dem Gottesdienst entgegen, sondern Inneres dem
Aeußern, Religion dem Kirchenthum. Es giebt keine
wahre, sittliche Tugend (die den Fluch mit Segen vergilt
und für das ewige Gut der Menschheit alles opfern kann)
ohne Religion (Geisteseinheit mit Gott und göttlichen Din-
gen, Leben im Aufferweltlichen oder Ueberirdischen); es
giebt keine wahre Religion ohne Liebe (des Göttlichen und
Heiligen i. e. Sündenlosen); es giebt keine Liebe ohne Glau-
ben an das was man liebt und man selber im Innersten ist
(Glaube aber steht dem Dogma, wie Religion dem Kirchen-
wesen gegenüber, oder wie das Geistige dem Irdischen); es

giebt keinen Glauben ohne Hoffnung des Ewigen und daß
sich alles veredle und vollende. Da haben Sie mein *Credo*.

Religion ist Gotteswerk, ist unser geistiges Seyn, ist
etwas Unerfundenes; Kirche ist etwas Selbstgemachtes, Er-
fundenes, ist das hörbare Wort des Gedankens, und wird auf
Erden ewig verschieden bleiben, wie die menschliche Sprache
(nach Maaßgabe des Clima's, der Culturstufe u. s. w.).
Wo eine Religion ist, wird immer auch Kirche seyn, (auch
das Gebet des etusamen Robinson ist Kirchlichkeit;) wo ein
denkendes Wesen, da auch Sprache. Aber eine Kirche kann
seyn, ohne daß Religion darin lebt (dann zerfällt jene, wie
die Römische und Griechische zur Zeit der Cäsaren); man
macht oft auch Worte, ohne etwas dabei zu denken und man
kennt Päpste und Priester, die sich selbst über ihre Kirchlich-
keiten lustig machten.

Glaube ist das Unerfundne, Naturnothwendige; Dog-
ma das Gemachte; und das Symbol ist bloß eine Verstei-
nerung des Dogma.

Protestantismus ist Opposition der Geistesfreiheit gegen
Geisteszwang, des Glaubens gegen Dogma, der Religion
gegen Kirchlichkeit, in so fern eines dem andern nicht zusagt,
und der Rock dem Kinde zu weit oder dem Manne zu eng,
oder die Uniform überhaupt mißfällig wird.

Es muß, in politischer (staatsstümlicher) Hinsicht, Kir-
chenthum seyn, wie im Lebensverkehr die Sprache. Kirche
hilft zur Entwicklung des Religiösen, wie Sprache die Be-
stimmtheit des Denkens unterstützt. Aber der Staat hat kein
Recht, weder die Menschen zu einer Art Kirche zu nöthigen,
die ihm gefällt, noch das Kirchliche zu fixiren, so wie er kein
Recht hat, ein Volk zu zwingen, in einer Sprache zu reden,
die es nicht versteht, oder die legitimen Wörter der Sprache
festzusetzen.

Genug vom *Credo*. Sie selbst sind Schuld an diesem

Jargon in meinem Briefe; aber Ihre Presbyterianer weckten das in mir.

Meine Ueberlieferungen schließ ich mit dem Dezember, denn — ich bin Protestant gegen Geisteszwang, selbst wenn der von der Allianz der Heiligen des Himmels und der Erde kommt. Ich möchte nicht dazu beitragen, daß man unsre liebe Schweiz zum Foyer des sentiments libéraux et révolutionnaires erkläre, um in der Sprache der Heiligen zu reden.

Ich küsse Sie mit dem heiligen Kusse des Friedens.

13.

Nach Karlsruhe.

28. Dezember 1824.

Sie kennen mich ja, Lieber, und daher sag' ich auch kein Wort zu meiner Entschuldigung, daß ich so lange schwieg. Aber daß ich Ihre Aufträge sogleich bei Herrn C. vollzogen habe, wird er Ihnen vielleicht selbst geschrieben haben. Nicht also in der That fehlt' ich, aber im Wort, das ich Ihnen schuldig bin. Und nun will ich die Sonne des Jahres 1824 nicht untergehen lassen über meine Trägheit; lassen Sie dieselbe also auch nicht untergehen über Ihren Zorn.

Sind Sie nicht ein wenig zu behutsam und zu umsichtig? Ich, nach allem, was ich von Ihnen gelesen, kann nicht glauben, daß Ihr Werk auf irgend eine Art anstößig gewesen seyn würde. Wär' ich Verfasser desselben, ich würd' es auf die Gefahr hin, vom Drapeau blanc und österrreichischen Beobachter und Staatsmann gelästert zu werden, der Welt gegeben haben. — Aber Sie wollen nach Riga zurück! — Nun, ich habe nichts zu rathen, weil ich nur Rathsherr für den Kanton Aargau bin.

Wann gehen Sie nach Riga? Werden Sie mir dann auch von den sandigen Gefilden der Dana noch ein Briefchen in meine stille Klause am Jura zuschicken? oder mich

dort in legitimer Scheu vor allem Gedächeten der Zeit, verzessen? — Kämen Sie bis zum holdseligen Peipussee, so würd' ich Sie bitten, dort meinen alten, lieben Freund, Staatsrath und Professor Bartels zu besuchen und freundlich zu begrüßen.

Eigentlich ist mir Ihr und des Himmels Rath unerforschlich. Aber wenn Sie irgend können, bleiben Sie doch unter unserm mildern Himmel! Wär' ich ein reicher Herr: ich machte Sie auf Lebenszeit zu meinem Hausphilosophen, gäbe Ihnen mäßigen Gehalt (ein Philosoph muß nicht viel haben) und ein treffliches Mädchen zur Frau. — Siebt Ihnen der greise Boß, der weiseste Mann in Heidelberg, nicht denselben Rath, wenn Sie in Heidelberg sind? Ein Weib, ein Freund und eine Hütte! — Am Ende wünscht' ich, Sie säßen lieber in Paris als in Riga.

Es scheint, Sie denken gar nicht mehr daran, mir einen kleinen Besuch zu machen. Ich hätte fast Lust, Sie in Heidelberg oder Karlsruhe einmal zu überraschen, wenn ich nur sicher wäre, daß man mich nicht wegen demagogischer Umtriebe bis zu den Ufern der Spree führte, wie dem Professor Cousin geschah. Glauben Sie, daß ich scherze? Heutiges Tages ist unter der Regide politischer Heiligkeit aller Unfug möglich, und diente er am Ende auch nur, einem ehrlichen Mann schadenfroh einen Streich zu spielen.

Wir hiesiges Landes sind gesund und frohes Sinnes, und möchten unsere heitern Tage gern mit Ihnen theilen.

14.

Nach Karlsruhe.

31. Jenner 1825.

Obgleich Ihr Manuscript bis jetzt noch nicht in mein Haus eingekehrt ist, fang' ich doch sogleich an, Ihnen den Empfang desselben zu bescheinigen. So blindes Vertrauen

hab' ich auf Ehrlichkeit und Pünktlichkeit unserer Posten. Mengstigen Sie sich also darum nicht, mein ängstlicher Freund. Auch nicht meines Sohnes Theodor wegen, der nicht eher nach Paris gehen wird, bis er den Doktorhut auf dem Kopf trägt, weil, wie mir mein Freund Stapfer ausführlich geschrieben hat, er nur erst nach Vollendung der Studien auf einer deutschen Universität zu Paris sich mit großem Gewinn vollenden könne. Ich will ihn Ostern also nach Deutschland schicken, in der Hoffnung, man werde des Jünglings schonen und in seinem ehrlichen Namen keine demagogische Untreibung sehen oder riechen.

Wenn Riga so gelegen wäre, daß ich da ungetrennt von meinen Freunden und der Literatur, übrigens von der Welt und ihren Göttern geschieden, mit einer schönen Aussicht in die landschaftliche Natur und auf den Entwicklungs-Prozeß der Menschheit wohnen und zuweilen eine Leuchtkugel oder einen Blitz unter die närrischen Menschen schleudern könnte, ungesehen, wie Zeus — etwa in den Wolken selbst —, so würd' ich mir Erlaubniß bei Ihnen erbitten, im Frühjahr mit Ihnen dahin zu ziehen und mit Ihnen in der nämlichen Straße zu wohnen. Wenn Sie nur in Ihrem Riga „in Abgeschiedenheit von allen literarischen und andern Interessen“ glücklich seyn können! Wohlan, reisen Sie unterm himmlischen Nachtschutz dahin! Es gefällt mir Alles in Ihrem Plan, NB. auch das Heirathen (exclusive das Beiwort „Wahrscheinlich“); nur nicht, daß Sie mich mit Ihrem allerliebsten Weibchen, in das ich mich schon selbst ein wenig zu verlieben anfangen, erst nach zehn Jahren (helf' uns Gott!) besuchen wollen.

Ich zweifle gar nicht, daß Sie in Riga Jedem gefallen werden; aber sehr, ob Sie dort sich selbst. Für Ersteres bürgt mir schon zum Theil die rosenfarbene Stelle aus dem Brief Ihres trefflichen Freundes; für Letzteres hab' ich wahrhaftig

keinen Bürgen zu stellen, als — wenn Sie wollen so gütig seyn — Sie selbst.

God dam! (wenn ich fluche, so geschieht's in einer Sprache, die ich nicht verstehe, folglich gehört die Sünde zu den Unwissenheitsünden) machen Sie endlich Ihrer Selbstfolterung ein Ende. Sie rettet oder tödtet nichts, als ein heroisches Mittel, nämlich ein liebetreues, frommes, wirthliches Mädchen, das am Morgen sagt: Kind, arbeite und spare! — Mittags: laß dir meine einfache Kost wohl schmecken! — Abends: ruh' an meiner Brust aus! —

Adieu. Ich hoffe, Sie schreiben mir von jeder Poststation. Geben Sie mir auch die Reiseroute; vielleicht kommen Sie bei Freunden von mir vorbei.

Die Grüße Ihres Briefes, der sich apostolisch = paulinisch schließt, werden von links und rechts, zumal von meiner Frau, herzlich erwidert.

P. S. Heute, Donnerstags den 3. Hornung 1825 Nachmittags 3 Uhr 57 Minuten 17 Sekunden, traf Ihr Manuscript wohl emballirt, mit dem Siegelbuchstaben R versehen, glücklich bei mir ein.

15.

Nach Karlsruhe.

6. September 1825.

Ich rechnete noch immer heimlich, mein Lieber, auf Ihre Bekehrung, das heißt auf Ihr Einkehren zu uns. Der diesjährige Schweizersommer war so lieblich und warm, daß kein Mann des Nordens vor seiner Rauheit hätte schauern können oder sollen. Allein die Götter und Fochmann wollten es anders.

Ihr lieber Maibrief liegt noch Antwort begehrend da; Ihre Betrachtungen über den Protestantismus haben mir diesen Sommer schon manchen genußvollen Nachmittag gewährt.

Ich bin immer der undankbarste Mensch mit dem dankbarsten aller Herzen. Gerade darum lieb' ich Sie immer mehr, weil ich Ihre Freundschaft für mich unverkennbar in Ihrer Geneigtheit zum Verzeihen meiner Schuld erblicke. Bewahren Sie mir diese Freundschaft voller Nachsicht.

„Das Bewahren Ihrer Betrachtungen mir lästig?“ — Was sagen Sie? Ich bin stolz, daß Sie sie mir anvertrauten. Ich bewahre sie, bis Sie dieselben zurückfordern. Warum vollenden Sie sie nicht? Wäre die Stille des Winters nicht dazu einladend? Und warum scheuen Sie sich, das vollendete Werk dann im Druck erscheinen zu lassen? Ruhen Sie doch nicht. Dies edle Spiel Ihrer Gedanken ist Arznei für Ihren Körper!

Ihr junger Landsmann hat Ihnen, scheint es, mit seinen Erzählungen von Riga wieder ein wenig Heimweh gemacht. Aber Sie überwinden es in sich, und ich billige es, wenn auch aus einem andern Grunde (rauhere Luft des Nordens) als Sie. Auch ich zittere, entfernte, längst nicht gesehene Freunde zu besuchen, weil die Freude des Wiedersehens immer entweder mit dem Schmerz des Wiederverlustes zu t h e u e r bezahlt wird, oder, was noch schlimmer zuweilen ist, weil die erwartete Freude wohl gar am Ende durch die von der Zeit angerichteten Verwandlungen der Menschen, wenn man sie nach Jahren wieder n a h e sieht, ganz ausbleibt. Meine Jugendfreunde blühen in meinem Gedächtniß, wie Unsterbliche, in ewiger Jugend und Liebenswürdigkeit; ach, in natura mögen sie n u n wohl etwas anders geworden seyn.

Sie sind sehr gütig, an Theodor zu denken, falls er nach Heidelberg zöge. Er hat Arau schon seit anderthalb Jahren verlassen. In Genf, zu Pictets, Decandolle's und des Astronomen Gautier Füßen, überließ er sich seinem Hang zur Naturkunde, indem er zugleich französische und englische Sprache trieb; dann ging er diese Ostern (nur zwölf Tage

war er im Vaterhause) nach München, wo er an den trefflichen akademischen Lehranstalten Medizin studirt. Er hat, wie in Genf, so in München, das Glück, in vorzügliche Gesellschaften gezogen zu werden.

Dagegen ist sehr wahrscheinlich, daß mein zweiter Sohn, Emil, der für ein Jahr nach Lausanne gehen wird, sich von da nach Heidelberg begeben wird, um sich zum Kirchenlicht gießen oder ziehen zu lassen. Er wird dann Ihre Güte in Anspruch nehmen, die Sie seinem Bruder widmen wollten.

Ich lebe in meiner Einsiedelei gar frohmüthig, wie das reine Bewußtseyn es kann. Nur zuweilen drückt es mich sehr, wenn ich sehe, wie jetzt alles Naturwidrige, Unvernünftige obenaus will in unserm Welttheil, und wie die unflätigen Gespenster des Mittelalters wieder spuken dürfen. Oft befällt mich dann eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Amerika; und, glauben Sie mir's, ich muß mich oft recht ernst daran erinnern, daß ich nicht in Europa, sondern in meiner Blumenthalde wohne, um der Lust zu widerstehen, meine Liegenschaften zu verkaufen, und mit Weib und Kindern über den Ocean zu gehen.

Unter den Fremden, die mich mit Besuch beehrten, machte ich einige sehr werthe Bekanntschaften. General Kotten, der Vertheidiger von Barcellona, sagte mir: Mina, mit dem er sehr vertraut ist, habe aus Spanien nichts mitgenommen, als die Achtung der Franzosen, außerdem Schande und Armuth, so daß er eingeschränkt leben muß, wie das auch beinah der Fall bei Kotten ist. — Die Dürftigkeit beider freut mich sehr, weil sie ein Stützpunkt meines Glaubens an Tugend ist.

Nach Karlsruhe.

10. Oktober 1825.

Mich freuts, daß Ihr Werk *) endlich das Licht erblicken soll. Es ist eins der gewichtigsten Worte unserer Zeit und zur rechten Zeit gesprochen. Ich habe daraus gelernt; Ihr Scharfsinn hat mehrere meiner Vorstellungen berichtigt; Ihre Darstellungsart hat mich gefesselt, der naive Ernst Ihrer Wahrheiten mich oft zum Lachen gebracht (was Sie vermuthlich nicht bezweckten). Wer hat auch pag. 80 mit Adtel angestrichen? Ein erschrockener Zweifler, der vor Ihrer Folgerechtigkeit zurückprallte? Schreiben Sie deswegen zu Ihrer Rechtfertigung noch die höchstmerkwürdige Note hinzu? In dem Fall dank' ich dem Erschrockenen.

Ihr Buch ist zu gelehrt, geistvoll und gut geschrieben, um gleichgültig angesehen zu werden. Es rührt unmittelbarer eine Angelegenheit an (unmittelbarer für Deutschland, als das frühere Werk), welche durch das, vom Zeitgang bewirkte Polarisiren kirchlicher Meinungen und durch das unsinnige Sturmlaufen der remigirten Hierarchie, Angelegenheit des Jahrhunderts zu werden Miene macht.

Aber an dem Geräusch ist wenig gelegen. Das Buch wird wirken, dem Nuthigen eine neue Waffe, dem Bankenden wenigstens ein Stab werden, viele Protestanten rein protestantisch denken und reden lehren. Und damit sollen wir uns begnügen. Denn die Welt überzeugen kann niemand, weil Eigennutz, Hochmuth, Herrschsucht und überhaupt jede Leidenschaft, als solche, nicht überzeugungsfähig ihrer Natur nach seyn kann, und Sie einer von denen sind, die im Vortrab der Menschheit eingereiht stehen, und da und dann erst ganz verstanden werden können, wann der Nachtrab auf Ihrer Stelle stehen wird.

*) Beiträge zur Geschichte des Protestantismus.

Die Mißgriffe vieler Hbse dieser Tage, unter welchen der Bodensatz der geistigen Welt siegreich aufsteigt (wie immer in der Gährung), deuten und bereiten erschütternde Ereignisse der Zukunft. Die Verblendeten bewirken ganz sichtbar das Gegentheil von dem, was sie bezwecken möchten. Frieden wollen sie und wiegeln zum Krieg auf; wollen mit Knutenstreichen besänftigen und mit Stroh und Pulverfässern Feuer dämpfen.

Leben Sie wohl.

Jochmanns Kränklichkeit dauerte von Jahr zu Jahr wechselnd fort; sie hinderte ihn aber nicht am Arbeiten.

Er kam noch einmal in die Schweiz. Er lebte in Lausanne; doch nicht so lange, als er selbst anfangs beschlossen hatte. Seinen Zustand bezeichnete er mir in folgenden Zeilen:

Lausanne

den 8. Juli 1828.

Eben war ich, wenn auch nicht in der rechten Stimmung, — denn auf eine solche darf ich erst bei leidlichem Uebelbefinden, (Sie sehen, ich bin bescheiden,) und in der geliebten Stille meines leider zu voreilig aufgegebenen, eignen Heerdes rechnen, — doch im Begriffe Ihnen zu schreiben, als ich Ihren Brief vom 4. d. M. und dessen Einlage empfing. Ich seh' es als einen Beweis der guten Wirkung meiner homöopathischen Kur und meiner bisherigen Lebensweise an, daß beide mich — wenn auch etwas mehr herabgestimmt, doch nicht so sehr verstimmt haben, als zu jeder andern Zeit unfehlbar geschehen seyn würde. Sie selber sind jetzt wohl schon auf dem Wege nach dem Taunus oder den Graubündner Alpen, und die, wie Sie voraussetzen „stärkenden“ Worte meines Arztes enthalten nicht mehr und nicht weniger, als was man in meinem lieben Vaterlande einen Wischer zu nennen pflegt, zu deutsch: einen Verweis über mein eigenmächtiges Hineinpfeuschen

in seinen Kurplan, und eine ziemlich dictatorische Weisung — nach Pfäfers. Daß ich mich seiner legitimen Willkühr mit leidendem Gehorsam fügen werde, — versteht sich; aber ungelegener konnte sie mir, freilich wohl durch meine eigne Schuld, nicht kommen, als da ich eben jetzt seit acht Tagen, mit Hilfe meines frankfurter Freundes Herrn Manuel, ein Unterkommen gefunden, bei dem ich meine homöopathische Lebensweise fortsetzen kann, und das für die nächsten sechs heißen Wochen, meinen Wünschen und Bedürfnissen, so gut es unter einem fremden Dache geschehen mag, zuzusagen verspricht. Ich befinde mich nämlich als Einwohner und Kostgänger im Hause des Herrn Professors Chavannes, des diesjährigen Präsidenten Ihrer naturforschenden Versammlung, und hatte die Absicht, etwa erst um die Mitte des Augusts meine Rückreise über Arau nach Baden anzutreten. Die Verhaltensbefehle meines Arztes werden mich diese Reise nun wohl schon in den letzten Tagen dieses Monats, und zwar über Arau, aber für's erste nach Pfäfers, machen lassen. Ich trübte mich über die künftig verlorene Zeit mit dem Gedanken, jenen Alpen-Ofen im August etwas abgefühlter und nicht so überfällt zu finden, als er es im Juli wahrscheinlich ist. Unterdessen seh' ich mit Sehnsucht dem September und meinem Rückzuge in das alsdann auch stillere, und um so lieblichere Baden entgegen; um so sehnächtiger, je einsamer ich mir, da nun auch Sie sich entfernen, in dieser Fremde vorkommen muß. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, — und das ist gut, denn ich würd' es doch nicht thun können, — wie sehr mich in einer solchen Stimmung, der in Ihrem Briefe vorkommende Wunsch, mir ein Stück von Ihrer Gesundheit abgeben zu dürfen, ergriffen hat. Nein, nein! Gesundheit ist freilich das einzige, was ich nöthigenfalls zu stehlen mich entschließen könnte, aber Ihnen stehl' ich sie doch nicht. Und beweist mir nicht eben ein solcher Wunsch, daß ich bereits

ein Stück von einem noch edleren Ihrer Besitzthümer habe, als selbst Ihre Gesundheit ist? —

Ich werde Sie schwerlich in Arau antreffen, — kaum wird es dieser Brief; aber ich komme dennoch und spreche bei Ihnen vor. Ich höre wenigstens von Ihnen; ich sehe Ihre so herzensgute, und — wie ich mir zu meiner Beschämung und Nührung täglich wiederhole, so mütterlich für mich besorgte Frau, und ich hole mir von dem wackern alten Herrn, der mir in dem freundlichen Gartenwinkel Ihres Hauses das horazische Sapere aude! zurief, und so bedeutsam als zweckmäßig auch das: sed incipe! hinzufügte, den Badegesellschaftler Montaigne. — Sollten bis dahin Briefe an mich bei Ihnen eintreffen, denn die Noth könnte mich wohl dergleichen anzustecken zwingen, so bitte ich, dieselben nur liegen zu lassen, bis ich sie abhole.

Herr Monnard, der mich, obgleich mit Examinationsgeschäften überhäuft, freundlich empfangen hat und dessen geistiger Kostgänger, d. h. Bücherborger ich bin, wird Ihnen, so war es wenigstens seine Absicht, vor einigen Tagen selbst geschrieben haben. Herr Chavannes freute sich sehr, Sie — wozu ich ihm Hoffnung gemacht hatte, — bei der diesjährigen Naturforscher-Versammlung wieder zu sehen, und bedauert es diese Hoffnung aufgeben zu müssen. —

Ich erwarte keine Antwort; Sie sind auf der Reise, und Nachrichten von Ihnen hole ich mir selbst; — aber wenn Sie freundlich dafür sorgten, daß ich auch ein paar Zeilen an Ihren Freund in Chur abholen könnte, so verpflichteten Sie mich recht sehr.

Leben Sie wohl, recht wohl! Von ganzer Seele

Ihr

J.

Er liebte das Leben, als eine „süße Gewohnheit;“ aber glaubte selber im Ernst nicht an eine lange Dauer desselben;

wünschte sie sogar nicht, wenn sie nur eine Verlängerung seines Hinwelkens seyn sollte. In einer Stunde des Betrachtens seiner Zustände schrieb er folgende Zeilen:

Schon fühl' ich sie, mit schnellem Schritte,
Die Stunde der Erlösung nahn;
Und aus des Lebens bunter Mitte
Haucht ahnungsvoll das Grab mich an.
Mich. schreckt die Stimme des Geschickes;
Drum hasch' ich eilig den Genuß.
Doch jede Gunst des Augenblickes
Scheint mir ein letzter Scheidekuß.

„Du kennst der Thorheit schwere Kette,
Die Freuden, die das Leben lügt,
In das, wie in Prokrustes Bette
Ein jeder sich mit Schmerzen fügt.
Nachdem sich Wunsch und Hoffnung schieden,
Was fesselt dein getäuschetes Herz?
Nur Eine Stätte bringt dir Frieden,
Nur Eine Ruh tilgt deinen Schmerz!“

Das eben knüpft mit festerm Bande
Mich an die freudenlose Welt,
Daß sich mit keinem theuren Pfande
Das Glück mir bleibend zugestellt.
Was unreif welkt, ich geb's dem kalten
Stiefmütterlichen Erdenstooß.
Ach, von der Hoffnung Traumgestalten
Reißt sich das Herz nur blutend los!

Sein Glaube an die Wunderkraft des südlichen Himmelsstrichs, wie der Heilquellen, verlор sich; aber wandte sich dagegen desto zuverlässiger der homöopathischen Arzneikunst zu. Er trat mit verschiedenen Bekennern derselben in Briefwechsel, und ließ sich, selbst aus der Ferne, von einem der

Ihrigen verordnen, was zu seinem Heile dienen sollte. Nicht nur las er Alles, was über Homöopathie im Druck erschien, und zeichnete er auf, was sie ihm Gutes zu gewähren schien; sondern er war, in seinen „homöopathischen Briefen“, selbst einer ihrer Vertheidiger gegen die zahlreichen Widersacher geworden. Sie aber, deren treuer Schutzherr er war, schützte ihn nicht. Er schien dies aber weniger ihrer Undankbarkeit gegen ihn, als seiner Vergesslichkeit zuzuschreiben, sich nicht an den Urheber der neuen Heilart unmittelbar gewendet zu haben. Er fastete in den letzten Monaten des Jahrs 1829 noch den Entschluß, von Karlsruhe nach Rötten zu reisen, sobald die Sommertage erscheinen würden, um sich dort der Sorge des Dr. Hahnemann anzuvertrauen. Einmal im Norden Deutschlands; dort vielleicht genesend, schien ihm auch einen Absprung nach Riga zu machen, nicht unräthlich. Er gab seinem Freunde Sengbusch daselbst schon fröhliche Hoffnung.

Als endlich der milde Maimond erschien, rüstete er sich zur Reise nach Rötten; doch nicht ohne eine bange Ahnung. Er legte seinen letzten Willen bei einem seiner Freunde in Karlsruhe, Herrn Chr. Griesbach, nieder. Auf der Reise aber verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er in Naumburg an der Saale verbleiben mußte. Er kam hier am 3. Juni 1830 an, kraftlos, greisenhaft gebückt, fiebernd, mit heftigen Lungenblutungen. Nichts beklagte er nun so sehr, als daß er nicht in Karlsruhe bei seinen Freunden, sondern ein Fremdling unter Fremden, sterben werde. Doch bald gewann er auch hier einen neuen und herzlichen Freund an seinem Arzte, Herr Dr. Stapf. Inzwischen seine Kräfte schwanden schnell hin. Am 24. Juli schon entschlummerte er sanft in der Morgenfrühe. Bei der Leicheneröffnung zeigte sich Zerstörtheit der Lunge, Vereiterung der Luftröhre, Zerrüttung der Organe des Unterleibes.

Man fand auf seinem Tische ein Briefpäckchen, mit der Aufschrift: „Gleich nach meinem Tode zu eröffnen.“ Es enthielt, nebst seinem letzten Willen, das Verlangen, sein Herz in eine Porzellan-Vase zu verschließen und es an seinen theuern Freund Sengbusch nach Riga zu senden, der ihm in seinem Garten ein Plätzchen gönnen möchte. Auf sein Grab in Naumburg verhiess der Arzt, in dessen Armen er starb, einen einfachen Kubus, als Denkmal, setzen zu lassen, mit der Inschrift: Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.

In seinem Testament lautete der achte Satz: „Meine sämtlichen Handschriften von Materialien = Sammlungen, Aufsätzen u. dgl. aller Art, mit einziger Ausnahme meiner Korrespondenz = und Geschäftspapiere, vermache ich meinem lieben, verehrten Freunde Herrn Heinrich Ischokke in Aarau, dem sie kostenfrei zuzustellen sind. Ich bezweifle, daß er viel mit ihnen anzufangen wissen wird. In jedem Fall übernimmt er dann wohl, aus alter Freundschaft für mich, die Mühe, sie zu vernichten.“

Kleinigkeiten aus meinen Reiseblättern.

1. In England.

Radeliffs Library zu Oxford.

Das prächtige Gebäude, eine große Rotunde mit mehreren Säulenordnungen, zierlicher Gallerie und Kuppel, gefiel mir besser, als sein Inhalt — die Bibliothek. Diese soll vorzüglich den medizinischen Wissenschaften geweiht seyn, ist indessen noch sehr bücherleer und gemischt. Was haben denn Augustin de civitate dei u. dgl. m. mit der Medizin zu schaffen? Das Merkwürdigste im Innern sind ein Paar außerordentlich schön gearbeitete Candelabern aus römischer Vorwelt, beinah gar nicht beschädigt. Sie wurden in Italien unter den Ruinen von Adrians Palaste gefunden und von Sir Roger Newdigale der Universität geschenkt.

Die Aussicht von der Gallerie ist die schönste, welche ich in Oxford gefunden habe, und ganz eigenthümlich. Oxford besteht fast zur Hälfte aus Colleggebäuden und andern zur Hochschule gehöri gen. Die ältern Colleges gleichen Klöstern von alterthümlicher Bauart; die neuern dem, was wir in Paris oder Petersburg Hotels nennen würden. Mit jedem College sind Gärten und Wiesen verbunden, und so bildet das Panorama von Oxford ein reizendes Gemisch von gothischen und ländlichen Aussichten. Die Amuth des Frühlingstages (es war der 20. April 1813) trug nicht wenig zur Verschönerung des wunderbaren Bildes bei.

Die Universität.

Sie ist ein seltsames Gemenge mittelalterlicher und neuer Ordnungen, wie die Stadt ein „Durcheinander“ von gothischer und italienischer Bauart. Jedes Colleg hat eine gewisse Zahl darin eingebürgerter Stiftsherren oder „Fellows“, die der Wissenschaft leben können; ausserdem noch das, was wir bei uns zu Lande Studenten oder Bursche nennen, die „Commoners“. Aber weder die Fellows noch die Studenten sind alle zu Oxford: von den letztern kaum die Hälfte. Sie bleiben aber trotz dem akademische Bürger, wenn sie nur jährlich ihren Beitrag von 4 oder 5 Pfund Sterling zahlen.

In Allem sticht das Aristokratische Mittelalter hervor. Die Studirenden müssen in schwarzen seidnen Mänteln und sammtnen Bareten gehen; aber die adlichen oder Noblemen Commoners tragen ihre Mäntel mit Aermeln, am Barret mit einer Gold-Troddel: die bürgerlichen oder Gentlemens weder Aermel noch Troddeln. Adliche erhalten nach drei, Bürgerliche erst nach vier Jahren, in Folge besonderer Prüfung, das „Bachelor-Diplom“, als Baccalaureen; nach sieben Jahren bekommen sie den Magistertitel und nach sechszehn Jahren den Doctorgrad. Also schulsüchtige Kinderlein, ärger, denn auf deutschen Hochschulen!

Auch auf todte Kirchlichkeit, die man hier, wie bei uns, „Gottesfurcht“ nennt, wird viel gehalten. Die armen Teufel von Noblemens und Gentlemens müssen täglich, zu ihrer größten Plage, den Gottesdienst besuchen, mit oder ohne Andacht, gleichviel. Darum aber sind sie nicht frömmer, als auf deutschen Universitäten und treiben der lustigen Jugendsfreiche die Menge.

Sie haben auch das mit unsern Burschen gemein, daß sie sich gewisser Wörter bedienen, die sonst nicht gewöhnlich sind, aber in ihrem Munde eine Art allegorischen Sinns haben. So nennen sie die hier noch kleine Themse die Isis;

einen Fremden etwas unhöflich einen Liar oder Aufschneider; einen Geistlichen, der äußerlich zur englischen Kirche gehört, aber im Herzen dem Methodismus angehört, einen Pinky oder Blinzler.

In allen Colleges beobachten sie eine eigenthümliche Tischceremonie. Man nennt sie „Cup of Graie.“ Am Schlusse jeder Mahlzeit kömmt ein großer, silberner Becher mit zwei Handhaben auf den Tisch, der mit starkem Bier, Muskatnuß, Zucker, kurz, einer Art kalter Schaale, gefüllt ist. Der Präses nimmt den Becher und trinkt ihn seinem Nachbar zu: beide stehen auf, während einer oder der andere trinkt, und so macht der Humpen die Runde. „Die Sitte stammt aus unendlich alter Zeit,“ sagte mir mein Freund, the Rev. Spiddell of St. John: „unsere Vorfahren tranken bei Tisch nur einmal, und zwar erst am Schlusse der Mahlzeit. Das Aufstehen aber bedeutet ein Bewachen des trinkenden Nachbarn gegen Mordmord.“

Printinghouse und Mrs. Wadhams.

Zu den schönen Gebäuden von Oxford gehört Printinghouse. Es ist ein der gelehrten Anstalten würdiges Institut. Das Bemerkenswerthe darin scheint mir aber der Umstand, daß es aus dem Gewinn erbaut wurde, welcher an einem Buche, und zwar Clarendons history of the rebellion gemacht worden war, welches der Verfasser im Manuscripte an die Universität schenkte. Ich habe wohl viele Bücher gesehen, die ihr Daseyn irgend einem merkwürdigen Gebäude verdanken. Dies aber ist das erste Gebäude, das ich sah, welches seinen Ursprung einem Buche schuldig ist.

Auch mit dem Entstehen des großen und reichausgestatteten Wadhams-College ist ein wunderliches Ereigniß verbunden. Es ward im Anfang des XVII. Jahrhunderts von

Nicholas und Dorothea Wadham gestiftet. Nicholas starb, bevor die Stiftung vollendet war; die Wittve setzte aber das Werk fort und vollführte es. Dann bot sie dem ersten Rector des Instituts ihre Hand an. Er schlug sie aus. Weibliche Rache veranlaßte Mrs. Wadham, den Statuten des Collegs ein Gesetz beizufügen, dem gemäß kein Rector dieser Stiftung heirathen dürfte. Ein Paar hundert Jahre lang fühlten also die Rectoren den Jorn der verschmähten Schönen, bis vor einigen Jahren eine Parlamentsakte das unnatürliche Verbot aufhob. Das Aergste war, Mrs. Wadham starb in einem Alter von 85 Jahren, und zwar sieben Jahre nach ihrem ersten und einzigen Mann.

All-Souls-Bibliothek.

Diese Sammlung ist eine der elegantesten und reichsten in Oxford. Mir fielen aber die unzähligen Lücken in den Bücherschränken auf und ich wunderte mich über den Fleiß von den gelehrten Fellows, die ihren Bücherschatz so stark benutzten.

„D nein, das ist der Fall nicht so sehr.“ Sagte der Führer zu mir.

— Aber die vielen Lücken! —

„Hier standen vorher Blöcke, wie Bücher angemalt, die man aber vor einigen Wochen weggenommen hat, weil sie hätten für einen Beweis der Eitelkeit gehalten werden können.“

Die Mitglieder dieses Collegs befinden sich somit in einem sonderbaren Dilemma. Sie haben die Blöcke weggeschafft, um auch nur den bloßen Schein von Eitelkeit zu meiden, und sich dadurch, wie meine naive Verwunderung bewies, den Schein noch größerer Eitelkeit zugezogen.

An Jenny, in Reading.

Zimmer ward ich noch krank, verließ ich die gastliche Stätte,

Ist die Waare daran, ist die Verkäuferin Schuld?

Nie genoß ich zu viel, was du mir freundlich geboten,

Ward ich dessen zu voll, was du nicht hast und doch giebst?

Jenny, at the white hart, gehört zu den seltensten Naturschönheiten des Städtchens Reading, an den Ufern des Kennet, und doch nennt sie keine Geographie, kein Guide du voyageur; in wenigen Jahrzehenden vielleicht kaum ein Leichenstein.

Die Sacramentswoche.

Jetzt (den 6. Mai 1813) ist hier in Edinburg die Sacramentswoche. Jede schottische Stadt hat eine solche, in der Alles zum Abendmahl geht, obgleich es nicht immer die nämliche ist. Drei Tage lang sind dann die Läden und Buden geschlossen; aller Verkehr endet; alle Freude; sobald sie Geräusch macht, alle öffentliche Geselligkeit stirbt aus. Die Juden können ihren Sabbath, die Engländer ihren Sonntag nicht strenger halten, als die Schotten. Am Sonntag thut man in Schottland nichts, als daß man dreimal in die Kirche geht und sich dreimal den Magen verdirbt.

Einer meiner Freunde fragte im Mac-Gregor-Hotel eines Sonntags nach einem Buche. Man brachte ihm die Bibel. Er erklärte sehr bescheiden, er kenne das Werk schon und habe es mehrmals gelesen; er bekam zur Antwort: Man habe am Sonntag kein anderes Buch. — Einer meiner Tischgenossen, der mit mir im gleichen Kosthause speiste, trillerte am Sonntage sein Liedchen nach dem Essen. Die Wirthin warf ihm seine Weltlichkeit vor. — „Was soll man denn aus langer Weile singen?“ — fragte er. „Psalmen!“ antwortete sie. — Wer konnte da des Lachens Meister bleiben?

Diese kindische Sonntagsfeier und mechanische Verheiligtheit ist freilich nur noch ein verbrauchtes Erbstück des verbrauchten Glaubenseifers aus der Reformationszeit, und es hat sich durch Gewohnheit und Dressirung von einer Menschengeneration in die andere übergeschoben. Aber das heutige Tages noch aufgeklärte Geistliche und selbst Staatsmänner daran festhalten, und in dieser Sitte eine Krücke der Religion finden, beweist, daß die Staatsmänner noch immer den Glauben oder Aberglauben des Volks als Mittel benutzen mochten, und daß die Geistlichen der Macht der Religion ohne jene Stützen nicht trauen. Mir gefallen die an Krücken gehenden Religionen nicht; sie hinken immer; sie lernen nie selbstständig gehen; und wenn einst die Krücken brechen, fallen sie mit ihnen zu Boden.

Gratulation und Condolation.

Ich erinnere mich nicht, seit langem so herzlich gelacht zu haben, als gestern (25. März 1813), indem ich in den Times las: die Prinzessin Charlotte habe ihre Mutter in Montagne-House besucht, und die Einwohner hätten vor Freude darüber mit allen Glocken geläutet; doch, sei, wegen des Todes der Herzogin von Braunschweig, die eine Hälfte der Glocken umwickelt gewesen (muffled) und habe Trauer gelaute hören lassen, während die andere Hälfte den Freudenläuten machte. — Eine köstliche Erfindung, beim Tode gekrönter Häupter anwendbar; le roi est mort; vive le roi!

Schaff-Mull und Whisky.

Das „Schaff-Mull“ scheint den gemeinern Schotten, besonders den Hochländern, das zu seyn, was die „Friedenspfeife“

den Wilden Nordamerikas, die „Cup of Graie“ den Studenten in Oxford, die Flasche den übrigen Engländern und der Kaffee den meisten Europäern ist: der Schluß jeder Mahlzeit; das Freundschafts- und Friedenszeichen. Das Schaff-Mull ist ein großes Horn mit Schnupstabaß gefüllt, das die Reihe herum geht, und an das oft ein kleiner Löffel zum Bedienen und ein kleiner Hasenfuß oder ein schmales Würstchen zum Reinigen des Schnurbartes, oder doch des Raumes zwischen Nase und Oberlippe angehängt sind. Das Horn gehört gewöhnlich einer Tischgenossenschaft und ist zuweilen an den Tisch gekettet.

Es versteht sich, der Whisky darf am Ende auch nicht bei der Tafel des gemeinen Schotten, und für ihn überall in der Welt nicht fehlen. Großbritannien ist in Hinsicht des Whisky in drei große Distrikte getheilt, die dies Getränk nur für ihre eigene Consumtion verfertigen dürfen: in die schottischen Hochlande, in die schottischen Niederlande und — in England. Die Qualität dieses Braanteweihs ist nach eben derselben Ordnung.

Es ist bemerkenswerth, daß die Handelsordnungen fast aller Staaten in Betreff des Braanteweihs gerade so aussehn, als ob sich die Gesetzgeber erst in ihm selber in reichem Maße Rathes erholt hätten, ehe sie die Verordnungen machten. Selbst in England, wo doch Handelspolitik besser, als alles Andere verstanden wird, ist das der Fall. Die Folgen sind auch hier die nämlichen, welche dergleichen Schranken anderswo haben.

Professor Gregory.

Er ist der erste Mann der medizinischen Fakultät in Edinburg, Nachfolger eines Cullen, eines Monroe. Zu seinen Grundsätzen gehört eine strenge Diät, nach der Uhr und

Goldwaage, die er selber aufs pünktlichste ausübt, und zu seinem Charakteristischen eine ungeschminkte, fast grobe Treuerherzigkeit.

Wie dem Müller und Schornsteinfeger, sieht man jedem Stande, oder hört man ihm das Handwerk an, das er treibt. Wer erkennt nicht sogleich Militärpersonen an ihrer steifen, eingeübten Haltung; Schulmänner an ihrer docirenden Rechtschreiberei und Sylbenkränerei; Mönche an ihrem kurzen Klosterstritte; Advokaten an ihrem Suchen und Eingliedern von Beweisen und Gründen; Pfarrer an ihrem Kunsternst und gedehnten Predigerstyl in der Unterhaltung? Fast alle ältere Aerzte haben ihre eigenthümlichen Wunderlichkeiten, die gewöhnlich nur Auswüchse irgend eines ihrer Charakterzüge sind, deren man in den Krankenstuben schonen mußte und die man damit zur Monstruosität groß zog. Der eine ist prahlender Charlatan und läßt's am Apothekerslatein nicht fehlen; der andere kommandirt oder sucht wie ein Bootsknecht; der dritte ist ironisch, zweideutig, selbst hämisch, um seine Autorität geltend zu machen. Feinen Welton besitzen sie selten; absprechend sind die meisten.

Lord Newton, der als gaumfelliger Aristippiker ziemlich bekannt ist, bat den Professor Gregory unlängst zum Mittagessen. Dieser antwortete trocken; „Ich wollte lieber beim Teufel essen, als bei Ew. Herrlichkeit.“ —

„Nun, so scheeren Sie sich zu ihm!“ entgegnete der beleidigte Lord,

Als mein armer Freund C... sich wegen seiner Gesundheit bei Gregory Rath's erholen wollte, hörte ihn dieser sehr geduldig an; und die ersten Worte, die er ihm dann ganz freundlich erwiederte, waren: „You are poxed, Sir“ (Sie sind angesteckt!) Man denke sich die Verblüfftheit meines Freundes, der sich seiner Reinheit bewußt zu seyn glaubte.

Advokaten in Edinburg.

Das Korps der Advokaten in Edinburg zeichnet sich im ganzen Großbritannien vor allen dieses Standes durch eine wissenschaftlichere, vielseitigere Bildung, und was noch mehr ist, durch eine uneigennützigere Beförderung der Wissenschaften überhaupt aus. Ja, ich möchte behaupten, auf dem ganzen Festlande ist dieser Stand, in erwähter Rücksicht, nicht, was hier. Zwei Bibliotheken, die besten in Schottland, geben das rühmlichste Zeugniß dafür. Die „Advocate's Library“ würde Ehrfurcht verdienen, wüßte man auch nur von ihr, daß sie zu des ehemaligen Bibliothekars Hume Geschichte von England die Veranlassung gab und die Materialien lieferte. Die „Library of the clerks to the royal signes“ (der Advokaten für den schriftlichen Prozeß) existirt erst seit ungefähr vierzig Jahren durch bloße Privatbeiträge und ist durch Auswahl und Eleganz bemerkenswerth. In vielen Ländern sind die meisten Glieder des Advokatenstandes durchaus nichts anders, als was sie zur Nothdurft für ihren Beruf seyn müssen; bloß gemeine Hand, oder vielmehr Maulwerker um's tägliche Brod.

Ich hatte leider nicht das Glück, den herrlichen Dichter der „Lady of the last Minstrel“ (Walter Scott) kennen zu lernen; eben so wenig ein anderes Mitglied der Edinburger Advokaten-Fakultät, den Mr. Laing, der kein unwürdiger Nachfolger Hume's und Robertsons ist.

Vor seiner Geschichte von Schottland befindet sich eine Untersuchung des Antheils, den Maria Stuart an dem Morde ihres Gemahls Darnley hatte, und ihre Schuld ist leider da wieder recht sehr bewiesen. Ein anderer Rechtsgelehrter machte mich indessen darauf aufmerksam, daß Laing's Beweis gänzlich auf die Lage des Hauses, des sogenannten „Kirk in Fields“ begründet wäre, welches in die Luft gesprengt worden ist. Er erzählte mir zugleich, daß man über diese

Lage noch keineswegs ganz im Reinen sei; daß vielmehr aus sehr triftigen Gründen auch eine andere Stelle dafür angenommen werden könne, wo dann Maria's vorgeblicher Antheil ganz unmdglich gewesen seyn würde. Er will mir Pläne und Dokumente zeigen; und es soll mich herzlich freuen, wenn ich an der Schuld der schönen Sünderin auch nur etwas zweifeln dürfte. Der überzeugendste Beweis für ihre Unschuld würde sie nur bedauernswürdiger machen.

Mr. Laing, der den schottischen Nationalstolz an sich nicht ganz verläugnen will, hält die Schotten alle für kräftige Naturen, die an Charaktergröße und Genialität ihre Nachbarn unter günstigeren politischen Verhältnissen weit überflügeln würden. Besonders Großes erwartet er von den Hochländern, wenn einmal die Civilisation ihre gälische Verhärtung recht durchdrungen und befruchtet haben würde. Sie sind, sagte er in einer Gesellschaft, wie ihr wilder Haideboden. Jede Stelle desselben, die mit ungelbem Kalk bedeckt wird, bringt in kurzer Zeit die üppigste Vegetation von weißem, aber auch nur weißem Klee hervor, während rund umher die bde Haide fortdauert. — Nicht dieser Einfall, sondern die angeführte Thatsache selbst nimmt mich Wunder. Also läge der Same des Klees schon seit Jahrtausenden da? Was wäre die Ursache solcher merkwürdigen Erscheinung? Hat man auch anderswo schon Versuche mit Kalk auf dem Haideboden angestellt?

Englische Zeichnungen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die englischen Fabrikate aus lakirtem Bleche, Papiermaché, Porzellan u. s. w. zwar in Eleganz der Formen und Schönheit der Farben fast Alles übertreffen, dagegen aber, was Nichtigkeit und Anmuth der Zeichnung angeht, denen aus Sach-

sen, Braunschweig, Berlin und andern Orten bei weitem nachstehen.

Herr Getley in Birmingham, Associé des großen Hauses Fidgeon Getley u. Komp., Eigenthümer einer solchen Fabrik, gegen den ich die nämliche Aeußerung wagte, gab mir vollkommen Recht, obgleich namentlich in Birmingham für eine Zeichnungsschule zur Bildung der Fabrikanten sehr viel gethan ist. Sollte nicht eine Ursache dieser auffallenden Erscheinung die seyn, daß die Schüler, aus Mangel an großen Mustern, durchaus in einer gewissen Mittelmäßigkeit bleiben müssen? — Das Genie freilich geht in allen Ländern sogleich zu der ersten Quelle, — der Natur. Allein das Genie wohnt selten in den Fabriken, wo hauptsächlich ein sorgfältiger Fleiß, ein richtiger Mechanismus erfordert wird. In ganz England ist keine öffentliche Bildergallerie, obgleich die größten Kunstschätze in den Landhäusern des Adels und der „Gentry“ zerstreut sind. In Dresden hat jeder Künstler Gelegenheit, nach den besten Meistern zu studiren. Sollte es nicht ein eben so nützliches, als patriotisches Unternehmen seyn, wenn in England jeder Edelmann von jedem Hundert seiner vortrefflichen Gemälde nur eins jährlich in eine Fabrikstadt schickte, um dort, unter gehbriger Aufsicht, für die jüngern und ärmeren Künstler eine Sammlung ausgezeichnete Muster aufzustellen.

Herr Getley fand meinen Gedanken so gut, daß er sagte: „Man muß es versuchen und ihn in Bewegung setzen.“ Eine ächt fabrikherrliche Metapher!

S t a n z e n.

Si non amaveris, frigida loquor: da amantem, da
Sentientem, da desiderantem, — sciet quod loquor.

St. Augustinus in confessionibus.

Bereuen soll ich jene bess're Stunde,
Den einzigen, den nur zu flücht'gen Tag,
Wo vom Genuß die Bange überwunden
An meiner Brust in süßer Ohnmacht lag?
Warum, ach! ist er mir so rasch entschwunden,
Den ich mir nie zu oft erträumen mag?
Er, den ich mir von allen, die ich zählte,
Zum Einzigen und Letzten gern erwählte.

Wie ich, mit stürmisch siegendem Entzücken,
Die holderröthende Gestalt umfing,
Und geizig, mit der Liebe Späherblicken,
An jedes reizende Geheimniß hing:
So soll mich die Vergangenheit beglücken,
Wie ich ihr hoffend einst entgegenging,
Wenn jenes Bild, so wahr, als Wirklichkeit,
Mit neuer Glut die Sehnsucht mir erneut.

Wohl köstlich sind der ersten Liebe Sehnen,
Des Mädchens Furcht, des Jünglings Schüchternheit;
Der räthselhaften Wünsche stille Thränen,
Und aller Reiz, den das Geheimniß leiht;
In jeder nächsten Günst die höchste wännen,
Wenn sich an jedes Glück ein neues reiht,
Bis siegend, wo sie überwältigt scheint,
Die Liebe klagt und das Vergnügen weint.

So glänzt am leichten Stamm, in weißen Reigen,
Ein Blütenheer, des Frühlings heitre Nacht;
Und dichter wölbt das Laub sich an den Zweigen,

Und heimlich glühend ist der Keim erwacht;
Bis sich die reichen Aeste spendend neigen, —
Der Baum enthüllt des Herbstes farb'ge Pracht, —
Und, von der süßen Fülle angeschwellt,
Dem Lüftern die Frucht entgegenfällt.

D zügle nicht den Gott der in dir waltet,
Nun vor dem trunknen Blick der Schleier fiel;
Des Lebens Räthsel hat sich dir entfaltet
In deiner Sinnen wonnevollem Spiel.
Die Blüthe welkt und die Begier erkaltet,
Und, an der Jahre schnell erreichtem Ziel,
Beut, wie das Glück, nur die Erinnerung
Noch kalte Schatten, nicht Befriedigung.

Mit ihrem Glanze stirbt der Blume Leben;
Des Winters Sturm, er kennt die Lerche nicht;
Und langsam tödtet, was ein Lenz gegeben,
Des bleichen Schnees drückendes Gewicht.
Vergebens will sich noch der Wunsch erheben,
Wenn einst der Jahre Last die Kräfte bricht.
Ach, einsam lebt das Herz, wenn Alles starb,
Was je der Sinn genoss, der Geist erwarb.

Zwar über alle Keime, die entschliefen,
Schwingt bald ein andrer Lenz den Blütenstab;
Ein Sängerkhor, das wärm're Sonnen riesen,
Schwebt auf die heimatliche Flur herab;
Uns weckt kein Frühling in den dunkeln Tiefen,
Kein Sonnenstrahl erwärmt das kalte Grab.
Wohl jeder sinkt; doch Keiner ist erwacht, —
Ist uns're Ewigkeit die ew'ge Nacht?

Eroberst du dem Glücke neue Grenzen,
Du armes Herz, das hent durch Träume schweift?
Ach, aus der Jugend bald verwelkten Kränzen

Ist keine Frucht für deinen Gram gereift.
 Du siehst umsonst vergangne Fernen glänzen,
 In die dein Wunsch voll Lust und Ohnmacht greift.
 Dir, Kind des Staubes und der Dunkelheit,
 Gehört nur Ein Moment aus aller Zeit!

An Sophie.

Haft den Richterspruch gefällt!
 Aber soll ich dich verlassen,
 Wird zum Kerker mir die Welt.
 Willst mich nun in Kerker betten?
 Muß ich mein Gefängniß hassen,
 Lieb' ich dennoch meine Ketten.

Alexander der Große.

Ich war am 15. December 1813 im Coventgardentheater. Man gab das Trauerspiel „Alexander the great.“ Im vierten Akt, in der Scene des Gastmahls, bei dem Alexander den Cytus ermordet hat, ruft er vom Thron herab: „Nun laßt uns von Schlachten sprechen, das ist für Krieger das Liebste. Wer, meint Ihr, sei der größte aller Feldherren, die je gelebt haben?“

Hier fiel eine tiefe Bassstimme von der Gallerie dem Macedonier ins Wort: „Lord Wellington!“ — Und lauter Jubel hallte dem Einfall nach. Ich mußte lachen und doch mich zugleich ärgern. Die Eintagsfliegen sehen nicht weiter, als vom Abend zum Morgen zurück. Was ist denn aus dem Eroberer Europens geworden? Flüchtig ist Napoleon von Moskau in die Tuileries zurückgekommen. Was ist ein Wellington neben diesem Riesen? Was wird Wellington, nach

wenigen Jahren vielleicht, bei den nämlichen Menschen gelten, die heute seinen Namen anjubelten?

Es scheint etwas Verkehrtes und ist doch Wahres, was man den Fürsten nicht genug sagen kann: Nicht eure Generale, sondern eure Diplomaten führen den Krieg; und nicht eure Diplomaten, sondern eure Generale schließen den Frieden. Die Fürsten glauben das nicht; aber die Völker begreifen es: Diplomatenkunst ist ihnen verhaßt; nicht Feldherrnkunst. Die weiland stummen Nationen gewinnen nach und nach das Wort; das Wort aber bringt Licht; das Licht bringt That.

Napoleon war auf dem Weg zur Weltherrschaft; aber Weltherrschaft ist nie von Dauer gewesen. Er hat viel Altes und Schlechtes zerstört, neben vielem Guten; er hat dem Bessern aber Bahn gebrochen und mit eiserner Ruthe die Völker aus dem Schlaf geweckt. Eine große Revolution wird ohne Zweifel den bisherigen großen Staatsaktionen folgen. Aber welche? das ist die Frage. Werden die Fürsten über den Trümmern der Verwüstung das Bessere erbauen; oder aus den Trümmern wieder das Alte, Gebrechliche noch einmal zusammensetzen und herstellen, und die Grundsätze des Mittelalters zu Welttyrannieen des XIX. Jahrhunderts machen? — Unmöglich. Aber wie wenn — —? Dann müßte ich die tugendhafte Pflicht der Rache üben, und alle Geschichtschreiber, alle Schriftsteller an den Byzantiner Nicetas erinnern, der die Geschichte seines Zeitalters nicht fortsetzen wollte, als Constantinopel durch die Lateiner im Jahr 1204 erobert war, um sein Vaterland an den Barbaren zu rächen, und zwar, daß niemals einer ihrer Namen zur Kunde der Nachwelt gelangte!

Armuth in England.

Großes Eigenthum ist nur bei rohen Völkern, neben großer Armuth, unschädlich. Bei aufgeklärten und gewerbigen Nationen ist das Mißverhältniß des Besizthums verderbenvoll und unhaltbar.

Die Briten, als ein merkantilisches Volk, bilden sich ein, es lasse sich alles mit Zahlen abthun und beweisen. So berechnete man mir, die Noth in England sei nicht so außerordentlich, als man vorgebe. In England kommen zur Consumption, sagte man, im Durchschnitt jährlich 250 Pfund Fleisch auf eine Person; in Frankreich nur 16 Pfund. Ich glaub's wohl; was ein Drittel der Nation verpraßt, davon kommen in der Repartition den übrigen zwei Dritteln die Zahlen zu gut; aber Zahlen haben weder Knochen noch Fleisch. Das Elend ist einmal neben der Ueppigkeit vorhanden; es rüttelt und schüttelt an der öffentlichen Ordnung, bis einst der prachtholle Hungerturm zusammenstürzt.

Es mag seyn, daß die Vermehrung der Maschinen zur Fabrikation tausend dürftige Arbeiter, deren Arm entbehrlich wird, in vorübergehende Verlegenheit stürzt. Aber man hat wahrlich unrecht, darin eine Hauptquelle der wachsenden Armuth zu sehen. Diejenigen, welche gegen Maschinen eifern, sollten, wenn sie consequent wären, auch gegen gute Landstraßen und gegen Briefposten eifern. Sie berücksichtigen nur die Producenten, und nicht die Consumenten, die tausendmal zahlreicher sind und sich zugleich mit jenen vermehren. Die 18,000 Dampfmaschinen, im Durchschnitt jede zu 16 Pferdekraften, also gleich den Kräften von 80 Menschen, verrichten freilich, was 1,440,000 Personen; eben so die andern Maschinen in ähnlichem Verhältniß. Aber die ungeheure Volksarmuth in England war, ehe das Maschinenwesen. Sie wächst offenbar mit der Nationalschuld. —

2. In Frankreich.

Mirabeau.

Unter den großen und eigenthümlichen Charakteren, die mit scharfen unwandelbaren, ich möchte sagen, eisernen Zügen, in der neuern Geschichte Frankreichs hervorgetreten sind, wie ein Robespierre oder Napoleon, oder Lafayette u. a. m., bleibt mir Mirabeau am unerfaßbarsten. Er ist ein riesenhafter Doppelmensch; ein zusammengeronnener Widerspruch, ohne Einheit.

„Denken Sie sich,“ sagte Mercier einst in seinem gewöhnlichen schleppenden Tone zu einem Frauenzimmer, welches fragte, wie Mirabeau ausgesehen habe: „Denken Sie sich die Physiognomie eines Löwenkopfes mit Pockenmarken besprenkt.“ — „Und mit gepuderter Mähne!“ fügte Taggeseu hinzu, als er das bizarre Gleichniß erzählen hörte. Seine Gesichtszüge, in der Ruhe, verkündeten einen Mann der zu Allem fähig seyn konnte. Sie verschmühten sich im Feuer der Beredsamkeit, wenn er erhabene Gegenstände berührte. Es umstrahlte ihn eine unennbare Verklärung. Es war ein Prophet des Alterthums, ein Aristides oder Gracchus. Aber beherrschte ihn der Leidenschaft des böser Geist, so verzogen sich seine Geberden widerlich und schreckhaft; das Schwellen und Zucken seiner Muskeln drohte Unglück; sein Gesicht wurde bleich und mißfarben.

Delzner, der nicht glauben wollte, daß Mirabeau Verfasser seiner eigenen Schriften und Reden gewesen sei, und behauptete, Talleyrand besäße das ganze Verzeichniß der wahren Autoren, nannte ihn nur ein Ideen-Vampyr.“ — Ich weiß wahrhaftig nicht, ob das ein Vorwurf seyn soll? Sind nicht alle bessere Köpfe Ideen-Vampyre, welche sich durch fremde Gedanken nähren und mehren und den Reichthum der Geisterwelt in ihr eigenes Ich verwandeln? „Seine Fehler scheinen

darum größer, sagte Monnier: weil sie eben die feinigsten waren.“ Auf einem Prachtbilde fällt jeder Makel in die Augen, der auf einem Eudelgemälde kaum bemerkt wäre. Vielen Zeitgenossen schien Mirabeau von minder großem Charakter, als Napoleon, vielleicht weil letzterer ihnen allen näher stand. Aber so kann auch der nähere Berg, wär' er auch kleiner, den dahinter liegenden größern verdecken.

„Er hatte sich, sagte Schlabrendorf, im Zauberbescher des Nachruhms berauscht. Er wollte einen europäischen Namen haben, und sein großer Verstand zeigte ihm, daß bloße Schlechtigkeit zu solchem Ruhme nicht führe. Daher war ihm zu trauen. Er konnte lächerlich, aber nicht gemein und niederträchtig seyn. Er besaß zu viel Geist dafür. So durfte er sagen: „La cour m'achète, mais je ne me vends pas.“

Besser kannte dieser Mann, denn jeder Andere zu seiner Zeit, den wahren Hebel aller Revolution. „Donnez-moi une bête brute, j'en ferai bientôt une bête féroce!“ rief er einst; und diese wenigen Worte enträthseln alle Gräueltaten der französischen Revolution. Priesterschaft und Adelschaft hatten in ihrer dummen Schlaubeit um die Wette gearbeitet, das Volk in seiner Brutalität zurückzuhalten, indem sie es vor edlern Genüssen der Civilisation bewahrten, aber sie hatten damit nur die Revolution und ihren eigenen Untergang vorbereitet. Sie hatten keine Menschen erziehen wollen; darum wurden sie von Bestien zerrissen.

Mirabeau brachte sich mit gleicher Leichtigkeit seinen Tugenden, wie seinen Lastern zum Opfer. Er schien beide des Genusses willen zu lieben, den sie gewährten. In beiden schwelgen hieß ihm leben. Er war in beständiger, unruhiger Thätigkeit. Er ermüdete täglich allein drei Pferde, drei Bediente, eben so viele Schreiber und Polizeispione. Um ein Uhr Nachts legte er sich zu Bett, um zwei Uhr weckte er schon wieder seine Bedienten und ging an den Arbeitstisch.

„Freilich war sein Ziel am Ende ein eigennütziges,“ sagte Schlabrendorf; „Mirabeau wollte die Constitution, um in Frankreich, als Premierminister, an der Spitze zu stehen, und dies wieder, um Ruhm und Glück über ein großes Volk zu verbreiten. Er hatte darin Aehnlichkeit mit dem ihm sonst sehr unähnlichen Necker. Auch dieser wollte sich unentbehrlich machen, und zwar durch musterhafte Ordnung im alten Chaos der Finanzen und durch die Meinung, nur Er sei dafür der einzige Mann. Daher suchte er zuerst eine Stütze für diese Meinung, in der Deffentlichkeit seines Comptes rendu. Ich könnte noch heut die Vertheidigung dieses Comptes rendu übernehmen, nicht als einer guten und genauen Rechnung an sich, aber als der besten von allen, die noch erschienen waren. Es giebt übrigens einen Egoismus, der sich durch Wahl edler Zwecke und Mittel verzeihlich machen könnte, könnte er überhaupt jemals verzeihlich werden.“

Es ist das Streben aller Menschen von Kraft, sich mächtig, dann unentbehrlich zu machen. Bald aber halten sie sich in der That für die Unentbehrlichen; ja die übrige Welt glaubts einfältigerweise mit ihnen; und gerade dann sind sie am nächsten daran, sehr entbehrlich zu werden.

Sogar Napoleon ward entbehrlich. Man verschwindet und die Welt geht doch ihren Gang. Unendlich rührender ist mir die Demuth derer, die sich in der Welt für ganz entbehrlich halten; und doch liegt in dieser Demuth eine Anklage der ewigen Vorsehung.

Großsinn einiger Freudenmädchen.

Eine merkwürdige und wenig bekannte Anekdote erzählt Le Montey, bei Anlaß der Hinrichtung der Königin Maria Antoinette. Er hatte einen achtungswürdigen Zeugen dafür zum Gewährsmann, der zur Zeit vom Prozeß der Königin in der Concier-

gerie gefangen saß. Die damaligen Despoten Frankreichs geriethen auf den höllischen Einfall, noch das Lebensende der Königin öffentlich zu besudeln und sie in Gesellschaft von zwei Freudenmädchen, die in demselben Gefängniß waren, hinrichten zu lassen. Dieses Vorhaben, aus dem sie kein Geheimniß machten, kam auch zu den Ohren der beiden Mädchen. Aber der Gedanke an solche Zusammengesellung schien das Gemüth der Tiefgesunkenen zu empören und wieder zu erheben. Sie kamen darin überein, feierlich zu erklären, daß sie sich selbst auf dem Blutgerüst in Ehrfurcht zu den Füßen der Königin niederwerfen, mit den Thränen den Saum ihres Gewandes netzen, und um Gnade und Verzeihung wegen des Frevels bitten würden, mit einer Königin zu sterben. — Von dieser unerwarteten Seelengröße entweihter Dirnen wich denn doch die Frechheit der Tyrannen zurück, die sich schenten, ein unwillkommenes Schauspiel zu geben, und eine unsterbliche Schmach über sich selbst, statt über die Monarchie, zu bringen.

Das Erhabene in dem Benehmen der beiden Mädchen scheint Lemontey, welcher sich nur in der Hoheit und Heiligkeit des unglücklichen Schlachtopfers vertiefte, nicht einmal gefühlt zu haben. Es lag in der großmüthigen Selbstverläugnung der Mädchen, welche, statt jenen angedrohten Entschluß wirklich auszuführen, (wenn auch nur aus Eitelkeit, oder sich in der Geschichte der hingerichteten Fürstin unvergeßlich zu machen,) darauf verzichteten, bloß der Königin in ihrer letzten Stunde ein unangenehmes Gefühl zu ersparen. Es war eine Demuth, die sich selbst für unwürdig hielt, vor allem Volke, in der Nähe der Königin offenbar zu werden.

Was jeder Staatsumwälzung vorangeht.

Drei Ueberzeugungen gehen immer der Selbsthilfe des Volks voraus, bemerkte mir Schlabrendorf: die erste liegt

im tiefen Gefühl von der Nothwendigkeit des Anderswerdens, dies Andere werde dann wie es wolle; es ist wenigstens schon im Wechsel des Glucks eine Erleichterung desselben, wenigstens eine Hoffnung, die in der starren, immer gleichen unerträglichen Gegenwart nirgends vorhanden ist. Die zweite liegt in der Erkenntniß, daß den gefühlten Bedürfnissen von der Regierung nicht abgeholfen werden will. Die dritte beruht im Bewußtwerden der eigenen Uebermacht.

Jene erste hatte in Frankreich die ersten Auftritte und warnenden Zuckungen des Volksgewisses in der Revolution veranlaßt. Die zweite stellte sich ein, als das Betragen des Hofes, nachdem der Krieg gegen Oesterreich erklärt worden, dem Volke alles Vertrauen raubte, und in den Bewohnern der Tuilerien nichts, als Mitglieder, nicht einmal heimliche, der Coalition erblicken ließ. Die dritte Ueberzeugung schuf den 14. Juli 1789 den Sturz der Bastille.

Der Direktor Rewbel.

Herr Pigault de Chaumes, welcher den gewesenen Direktor Rewbel sehr genau gekannt hatte, theilte mir mancherlei Denkwürdiges über ihn mit.

Rewbel war von Person ein großer, starker Mann, langsam und derb in Wort und Bewegung. Sein rauhes Aeußere verschloß eine sehr redliche Seele und machte, daß er oft verkannt ward.

Vor der Revolution, als Advokat zu Colmar, hatte er ausser dem, was ihm sein Beruf erwarb, eine Einnahme von 10,000 Livres Renten. Mit seiner Frau hatte er 60,000 Fr. erheirathet. Wie alle Großwürdeträger hatte er nachmals die vom Senate dekretirte Gratifikation von 100,000 Fr. erhalten. Er hinterließ seiner Frau 74,000 Franken und jedem seiner bei-

den Eshne 37.000 Fr. Pigault de Choumès hat selber das Inventarium von Rewbels Nachlaß aufgenommen. Mir war diese Angabe darum interessant, weil man Rewbels ungeheure Reichthümer zuschrieb. In Paris sagte man: alle Nationalgüter im oberrheinischen Departement gehören ihm; in Colmar hieß es: alle Nationalgüter im Seine-Departement wären sein Eigenthum.

Er hätte allerdings reich werden können, hätte seine Frau größern Einfluß auf ihn gehabt. Aber er war ein unbestechlicher Mann. Die Brüder B*s hatten in Paris bei der Barrière von Passy eine Spinnerei und Fabrik, eine der ersten der Art in der Hauptstadt; doch war Hauptzweck der Fabrik, mit ihr einen verbotenen Handel mit englischen Waaren gleicher Art zu maskiren. Das Direktorium hatte strenge Gesetze gegen den Schleichhandel ins Leben gerufen. Eines Tags kam der ältere B*s zur Frau Rewbel, als deren Gemahl eben Präsident des Direktoriums war. Er zeigte ihr eine Anweisung von einer Million Francs auf die Bank von Frankreich und machte ihr begreiflich, daß es von ihrem Mann abhänge, die Summe zu gewinnen. Dame Rewbel führte ihn bei ihrem Manne empfehlend ein. Eine Million, meinte sie, sei der Mühe werth.

„C'est beaucoup, je n'ai jamais eu autant!“ rief Rewbel: „Je voudrais bien l'avoir. Et pourrais-je donc y contribuer par mon industrie? Dites donc!“ — B*s erklärte ihm die Handelsverhältnisse und was Rewbel dabei thun könne. Dieser erwiderte: „Il faut donc que vous y pourriez gagner beaucoup, comme vous pouvez offrir autant?“ B*s versicherte, es sei freilich etwas dabei zu verdienen, aber sein größter Gewinn dabei würde das Vergnügen seyn, sich Rewbels nützlich zu machen. Rewbel, groß und auffahrend wie er war, warf ihn die Treppe hinunter.

Als Bonaparte nach dem Frieden von Campo Formio zu Paris angekommen war, zeigte sich das Direktorium sehr

unzufrieden mit ihm. Der General war empfindlich; er drohte seine Entlassung zu geben. Rewbel, ohne eine Miene zu ändern, reicht ihm kaltblütig die Feder hin, um das Gesuch zu unterzeichnen; was aber Bonaparte klüglich unterließ.

Ramel, der unter dem Direktorium Finanzminister gewesen war, hatte von Rewbels schlecht gesprochen, und dieser erfuhr es. Ramel ward später eines Bessern belehrt und bereute was er gethan. Er bezugte laut: Rewbel sei der ehrlichste Mann, und die französische Freiheit sei an dem Tage verloren gegangen, da Rewbel aus dem Direktorium getreten. — Eines Tages, als Rewbel bei Pigault de Chaume, wie er pflegte, frühstückte, kam Ramel, eines Geschäftes wegen, zu diesem und ließ ihn heraus rufen. Als sie ihre Sache abgethan hatten, entfernte sich Pigault unter einem Vorwand und ließ indessen den Exminister ins Frühstückszimmer treten, wo Rewbel saß. Jener näherte sich diesem schüchtern und reumüthig. „Je suis humilié, stammelte er: je suis . . .“ — „Comment donc humilié?“ rief Rewbel: „Lève-toi, viens, ici, viens,“ und umarmte ihn herzlich. Ramel wollte fortfahren seine Reue zu bezeugen. „Tais-toi!“ schrie jener: „c'est mort! c'est mort, te dis-je.“

Am 18. Fructidor sandte Rewbel seinen Sohn, der Oberst in der Armee war, um Carnot und Barthélemy zu verhaften. „Vous vous trompez, antworteten sie ihm: dites à votre père qu'il est notre prisonnier.“ Der Oberst aber half ihnen aus dem Traum, und bewies, daß ihre Pläne gescheitert wären. Carnot besann sich einige Augenblicke und rief dann: „Vous avez raison, je vous suivrai.“ — Carnot wurde auf diese Art durch Rewbel gerettet, der ihn nach der Schweiz schaffte, wo ihn Herr Bontems, Associé eines Hauses gleiches Namens in Paris, verbarg. Barthélemy, weniger scharfsichtig, benutzte die Gelegenheit nicht, und ward nach Cayenne deportirt.

Ohngefähr, wie Pigault, beurtheilte auch der Graf v. Schlabrendorf Newbeln. Dieser breitschulterige, schwerfällige Herr, sagte er, machte meistens einen unbehaglichen Eindruck, obgleich das Aeußere eigentlich nicht unangenehm war. Aber es lag in seiner Haltung, in seiner Art des Umgangs ein gewisser roher Hochmuth. Denen, mit welchen er sprach, drehte er fast immer nur ein Viertel seiner Vorderseite zu. Das schadete ihm viel, nicht nur ihm, sondern auch der Sache, mit der er es ohne Zweifel e h r l i c h meinte. Er konnte nie eine große Popularität erlangen. Auch seine Umgebungen taugten nichts. Unter andern hielt er zu viel auf einen Bauer, Namens Hase, aus dem Elsaß, weil er ihn für einen ächten Patrioten ansah. Ich weiß nicht, was dieser Mensch war. Mehr Schlaueit noch, als gerader Sinn schien in ihm zu wohnen. Durch solche Umgebungen bestimmt, machte Newbel auch den General Scherer zu seinem Günstling, einen, sagt Schlabrendorf, ausgemacht schlechten, nichtswürdigen Mann. Auch Kapinat war ein Schützling Newbels. Dieser Kapinat ist viel gelästert worden. Zuviel ist ihm gewiß gethan. Sein Amt, als Commissär, und sein Name noch mehr, scheinen sein ganzes Verbrechen und Unglück gewesen zu seyn.

Wunderliches Urtheil.

Chemals nannte man in der feinen Welt die Franzosen ein liebenswürdiges Volk; der gemeine Mann in Deutschland nannte sie alle durch die Bank mit einem Kraftwort: Windbeutel. Jetzt umgekehrt läßt der Deutsche dem Muth und der standhaftesten Freiheitsliebe der Franzosen Gerechtigkeit widerfahren; in den höhern Ständen aber macht man über die Herzlosigkeit und den Egoismus der französischen Nation viel Geschrei.

Warum waren wohl diese herzlosen Franzosen die Muster der vornehmen europäischen Welt, so lange ihre Herzlosigkeit nur gegen die Volkssache gerichtet war; und warum ist diese Herzlosigkeit erst bemerkbar und aufkößig geworden, seit sie sich besonders gegen die Interessen der Aristokratie äussert?

Blicke hinter die Couliissen des 18. Brumaire.

Eine der wichtigsten Cabinetrevolutionen in der Geschichte unsers Welttheils war unstreitig die des 18. Brumaire (9. November 1799), durch welche Frankreich eine consularische Regierung, bald einen Kaiser, Europa zuletzt einen Diktator empfing. Wie groß, folgens schwer und blendend das Schauspiel jenes Tages in der Geschichte dastehen mag, so kleinlich erscheint Alles, wenn man mit den Schauspielern, welche die Heroenrollen darin hatten, hinter den Couliissen vertrauter wird.

Sieyès und Bonaparte waren die eigentlichen Helden des Tags. Letzterer hatte die Nation durch seine Eroberungen Italiens und Egyptens berauscht; erstern staunte man, wie einen geheimnißreichen, politischen Archimedes an, der die Welt, wenn er Lust hätte, aus ihren Angeln heben könnte.

Wie Sieyès zu einem Ruhm oder Ruf gelangte, der weit über seine Kraft und über alle seine Leistungen hinwegging, scheint wirklich räthselhaft.

Er machte sich zuerst einen Namen durch sein Wort über den tiers état. Dann lenkte der Spanier Marchena die Augen auf ihn, der immer in tiefster Bewunderung von ihm sprach, de cest homme, dont le silence est une calamité publique u. s. w. Zur Ausbreitung seines Rufes trugen endlich auch die Emigranten ihren Theil bei. Sie waren Höflinge, und Höflinge können nimmermehr ein Ereigniß ohne

einen „faiseur“ begreifen. So war ihnen der Herzog von Orleans der alleinige faiseur der Volksunruhen; Mirabeau der faiseur der Constituante; Sieyès aber der „archi-faiseur“ der alle Andere, wie Marionetten, tanzen ließ.

So gewann er, nicht nur im Ausland, sondern selbst in Frankreich eine unverhältnißmäßige Bedeutung, und während der Schreckenszeit sagte man von ihm: Er nehme sich in Acht, auch nur die Hand an die Stirn zu legen, aus Furcht, Robespierre mögte glauben, er fange wieder an zu denken.

Sein Aeußeres, sein mönchisches verdrießliches Benehmen, seine Schweigseligkeit im rechten Augenblick, gaben ihm eine geheimnißvolle Wichtigkeit. Man nannte ihn den *bourru provençal*. Seine Art zu antworten und zu erwiedern ließ den Vielwiffer, den Scharfdenker ahnen. Erzählte ihm jemand etwas Neues, pflegte er nur zu entgegenen: „*Et vous croyez cela?*“ Schlug ihm jemand einen Plan vor, versetzte er: „*Et vos moyens?*“

Er wollte früher nicht ins Direktorium treten, weil er Widerwillen gegen Rewbel hegte, und mit diesem nicht gemeinschaftlich dienen wollte. Er versprach sich nichts von der neuen Regierung. Wider seine Erwartung gingen die Sachen vortrefflich, und jetzt erwachte in ihm die Lust, einzutreten. Er gelangte dazu, aber als die glänzende Epoche des Direktoriums schon vorüber war. Ganz Frankreich glaubte, er werde die Republik retten. Aber die ihn kannten, riethen anders. Als seine Erwählung am ersten Abend bei Beauvilliers bekannt wurde, rief ein Royalist: „*O herrlich, da hab ich den Schuß nur erwartet. Das ist der Platz, auf dem er den Hals bricht!*“ — Er hatte Recht.

Statt die unberechneten Unglücksfälle, die Frankreich trafen, dem Mangel einer guten Regierung beizumessen, suchte Sieyès ihren Ursprung in den Mängeln der Constitution und war von da an überzeugt, man müsse sie, um Frankreich zu

retten, abändern. Sieyès hatte sich mit so vielerlei Constitutionswerk zu schaffen gemacht, daß er daran gewöhnt war, alles Heil und alles Uebel der Welt in den Constitutionen der Völker zu suchen und zu finden.

Bonaparte war aus Egypten zurückgekommen. Alle Parteien suchten eine Verbindung mit ihm. Er hielt es für sicherer und vortheilhafter, sich mit Sieyès und dessen Partei, als mit Barras zu verbinden. Man wußte damals, oder wollte wissen, Barras habe mit der englischen Regierung um die Restauration der Bourbons gegen 12.000.000 Franken, eine Art Unterhandlung gepflogen. Daher besaß er weder eine Stütze durch das öffentliche Zutrauen, noch jenes Vertrauen in sich selber, welches nur durch reines Bewußtseyn gewährt wird.

Aber bei Sieyès eignem, wunderlichem Charakter war es schwer ihm beizukommen. Er und Bonaparte complimentirten sich, wie zwei alte Marquisen, um die erste Visite (mich eines komischen Ausdrucks vom Grafen von Schlabrendorf zu bedienen, der mir das Folgende erzählte). Talleyrand machte endlich die vermittelnde Zwischenperson. Bonaparte hatte zuerst einen entscheidenden Entschluß gefaßt; denn seine eigene gefährliche Lage trieb ihn vorwärts; dazu kam das Antreiben von Seiten der Pariser, besonders der Kaufleute und Banquiers, deren Liebling er war, die es nachher aber schwer bereuten, ihn dazu gemacht zu haben.

„Warum, fragten sie: warum sind Sie zurückgekommen, da Sie die Furcht oder Eifersucht der Regierung kennen? Haben Sie Urlaub oder Befehl dazu gehabt? Was wollen Sie? Der Argwohn und die öffentliche Meinung vermuthen die Absicht eines Staatsstreiches von Ihnen. Nehmen Sie sich in Acht. Um nicht bestraft zu werden, müssen Sie gebieten können; und um Ihren Ruhm zu retten, müssen Sie die Republik retten.“

Solche Vorstellungen entschieden. Die Banquiers gaben Geld. Der alte Delessert (Vater des jetzigen), der späterhin den kühnen Mann des Glückes von Herzen verabscheute, spendete allein 300,000 oder 400,000 Fr. Sieyes ward halb gezwungen, in das gefährliche Spiel zu treten. Bonaparte stellte ihn (wie der Graf von Sch. sagte) au pied de mur und drohte, wenn er nicht beitreten wolle, sich an die Jakobiner zu wenden. Das Erstere will ich glauben; das Letztere leuchtet mir nicht ein. Denn eben so gut hätte wohl auch Sieyes den General mit Loslassen der Jakobiner bedrohen können. Keinem von Beiden konnte daran liegen, daß es geschehe. Uebrigens war' es auch da noch auf die Umstände angekommen. Der Jakobinerclubb hatte schon oft, bei jeder Weise, Geist und Zweck geändert, ohne den Namen zu ändern. Er war in dieser Hinsicht das unter den Gesellschaften, was der Moniteur unter den Zeitungen ist; c'était un cadre tout prêt pour les dominateurs, wie Mignet treffend sagt.

Bonaparte's Gesinnungsart stand übrigens zu solchem Geist in vollkommenem Einklang, obgleich er, im Gegensatz von jenen Dienstbaren, zum Herrscher geboren zu seyn schien. Zwar sprach er eigentlich nie anders, als er unter gegebenen Verhältnissen in allem Ernste dachte. Aber, wie die Zeiten und Verhältnisse änderten, so änderten sich auch seine Ansichten und Gedanken. Als man um die Zeit des 18. Brumaire einen Cäsar oder Cromwell in ihm zu fürchten schien, rief er mit voller Ueberzeugung damals die Worte: „Mauvais rôles, rôles usés, indignes d'un homme de sens, quand ils ne le seraient pas d'un homme de bien. Ce serait une pensée sacrilège que celle d'attenter au gouvernement représentatif dans le siècle des lumières et de la liberté. Il n'y aurait qu'un fou, qui voulût de gaieté de coeur faire perdre la ga-

geure de la république contre la royauté, après l'avoir souterré avec quelque gloire et quelques périls.“

Genug, man vereinigte sich über den Sturz des Direktoriums und die Veränderung der Regierungsform. Der Rath der 500 wurde nach St. Cloud verlegt. Der Rath der Alten hatte, der Constitution gemäß, das Recht, das gesetzgebende Corps in gewissen Fällen von Paris an einen andern Ort zu versetzen. Diejenigen, welche die wirklichen Verschwörer waren, spiegelten eine andere Verschwörung vor, die nirgends vorhanden war, um die „Fünfhundert“ unter dem Vorwande der Sicherstellung aus Paris zu schaffen.

Am 18. Brumaire, während Bonaparte nichts weniger als entschlossen und kaltblütig in den Saal der 500 trat, befand sich Sieyes (ich habe dies und Folgendes aus Delessers Munde, der sich genaue Kunde über alle Einzelheiten zu sammeln Gelegenheit genug hatte) in einem Nebenzimmer des Palastes. Mehrere von denen, die ins Geheimniß eingeweiht waren, leisteten ihm da Gesellschaft. Eine Truppenkette umgab den Palast; aber der Gesinnungen der Soldaten war man noch keineswegs versichert. Mehrere Chaisen, mit vier und sechs Pferden bespannt, hielten hinter dem Palast.

Plötzlich verbreitete sich in jenem Zimmer, man weiß nicht wodurch, die Nachricht, Bonaparte sey aus dem Saal der Fünfhundert verjagt, die ihn vogelfrei erklärt hätten. Anfangs staunten sich Alle an, wie vom Blitz getroffen und erstarrt. „Wir sind verloren“, hieß es jetzt: „man muß sich retten, wie man kann!“ Ein einziger anwesender Capitän hatte einen Degen, den er zog. Die Uebrigen bewaffneten sich mit Holzschneitern, die am Ramin lagen, und in diesem Aufzug verließen sie das Zimmer und den Palast, um in die Chaisen zu springen und zu flüchten. Sieyes warf sich mit Bu-

sard *) (von welchem Delsner alle diese Umstände selbst vernahm) in einen der Wagen, in den auch Bonaparte, mit blaßem, zerstörtem Gesichte stieg, indem er mit heftigen Gestikulationen erzählte, was im Saale vorgegangen sei. Sie waren im Begriff davon zu fahren, als eine Botschaft von Lucian Bonaparte anlangte, dem eigentlichen Helden des 18. Brumaire, der unterdessen den Truppen Befehl gegeben hatte den Saal der Fünfhundert von allen Deputirten räumen zu lassen, und Gehorsam gesunden hatte.

Zu der darauf folgenden Nacht stand es immer noch bei Sieyès, den Dingen eine Wendung zu geben, die er für gut hielt. Denn nur ein Gewaltschritt war geschehen; aber damit noch lange nicht über Frankreich und den nachrauschenden Strom der Begebenheiten entschieden. Sieyès saß in einem Cabinet des Palastes, mit der Feder in der Hand, am Tisch. Er schrieb, gab Nachrichten und Befehle nach allen Seiten, und ordnete das Weitere an, wie es ihm zweckmäßig schien. Bonaparte, kaum zur Befinnung gekommen, stand vor dem Kamin, that nichts, sprach durch einander und trank viel Wasser mit Wein vermischt. Sieyès hätte die neue Constitution im Umriss entwerfen und am folgenden Tage promulgiren lassen können. Er verlor den Augenblick, und begnügte sich, das provisorische Consulat (aus Bonaparte, ihm und Roger Ducos zusammengesetzt) und eine Commission zur definitiven Entwerfung der neuen Staatsverfassung aus fünfundzwanzig Gliedern vom Rath der Alten und fünfundzwanzig vom Rath der Fünfhundert anzuordnen.

Am folgenden Tage, und dies charakterisirt ihn, hatte er den Freunden, die ihn besuchten, nichts Wichtigeres zu em-

*) Oder Berard; der Name ist im Original mit Undeutlichkeit geschrieben.

pfehlen und einzuschärfen, als daß sie ja nicht „le Consulat“ sondern „les Consuls“ sagen müssen. „J'ai été chez les Consuls,“ ja nicht: j'ai été au Consulat.“ —

Der Augenblick war verloren und Bonaparte hatte sich indessen selbst wiedergefunden. Die Commission der Fünzig organisirte rasch die sämmtlichen konstitutionellen Gewalten, den Staatsrath, das Tribunal &c.; aber die vollziehende Gewalt allein ließ sie noch unbestimmt. So oft sie dahin wollten, sagte ihnen Bonaparte: „Laissez-moi faire, laissez-moi faire!“ So sprach er zu Allen und wieder einzeln zu Jedem. Sein militärisches Gewicht, und seine Versprechungen gaben dem, was er sagte, Kraft, und dem, was er wollte, Gehorsam.

Wie Alle, die Frankreich kannten und es gut meinten, war auch Sieyès überzeugt, daß diesem großen Lande nur eine konstitutionelle Verfassung zusagen könne. Wie Alle, wollte aber auch er eine neue Dynastie. Diese und jene Frankreich zu geben, war einseitige Verabredung unter den provisorischen Consuls gewesen. Bonaparte mochte sehr oberflächlich beistimmen. Die Wahl war auf den Herzog von Braunschweig gefallen. Reinhard, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mußte ein Schreiben an diesen, im Namen der Consuls, entwerfen. Als der Brief dem Consul Bonaparte vorgelegt wurde, fand er die Schreibart zu trocken und stolz. „Nous ne sommes que des bourgeois,“ sagte er: c'est un prince; il faut employer des termes plus humbles.“ Er tadelte bald diese, bald jene Phrase; bald dies, bald jenes Wort, und das Schreiben mußte nach seinen Bemerkungen abgeändert werden. Sieyès und Roger Ducos unterschrieben den Brief und er gelangte an Bonaparte. Ob dieser ihn mit seinem Namen unterzeichnet habe, ist billig zu bezweifeln. Aber er expedirte ihn oder expedirte ihn nicht. Genug, Bonaparte, mit dem Brief in

der Tasche, war jetzt Meister über den Willen seiner beiden Amtsgenossen. Er sagte nun zu Sieyès: „J'ai dans ma poche de quoi vous perdre. Je peux prouver que vous avez voulu appeler un étranger sur le trône français.“

Noch in eine andere Schlinge war Sieyès gefallen. Das Direktorium hatte nämlich eine Art Privatkasse zu geheimen Ausgaben u. dgl. gehabt. Es fanden sich in dieser nach dem 18. Brumaire 300,000 bis 400,000 Fr. Lagarde, Sekretär des Direktoriums, fragte bei Bonaparte an, was damit zu thun sey? „C'est une vilainie,“ entgegnete dieser: „cela ne me regarde pas. L'ancien gouvernement n'existe plus; ses affaires particulières ne regardent pas le nouveau. Que les directeurs en fassent ce qu'ils veulent.“

Lagarde zeigte diese Erklärung bei Sieyès und Roger Ducos an, und beide — theilten das Geld unter sich, indem sie an Lagarde 60,000 Fr. davon abgaben.

Als endlich die Commission der Fünfzig zusammen kam, um definitiv die Consuln zu wählen, war für Bonaparte eigentlich noch nichts entschieden. Freilich hatte er seine Männer in der Commission; aber doch gab es auch noch viele unabhängige in derselben, wie Daunou, Chenier u. a. m.; und es war gar nicht unwahrscheinlich, daß Sieyès die meisten Stimmen haben werde. Die Wählenden fingen an, ihre Stimmzettel in eine auf dem Kamin stehende Vase zu werfen, da unterbrach Bonaparte das Geschäft. Zu wichtig, meinte er, sey dieser Schritt, um ihn mit Papierschnitzeln abzumachen. Die Vorschläge eines Mannes, der sich von jeher um die Republik verdient gemacht, der das Vertrauen aller Parteien besitze, würde zu befriedigendern Ergebnissen führen. Er schlage den Bürger Sieyès vor. Er solle die Männer bezeichnen, deren Frankreich im gegenwärtigen Augenblick bedürfe.

Alle, die es mit Bonaparte hielten, zollten dem Gedanken desselben lauten, allgemeinen, für Sieyès höchst schmei-

chelhaften Beifall. Andere, die der Intrigue fremd waren, fanden sich dadurch überrascht. Vergebens weigerte sich Sieyès; denn das hieß ihn eliminiren. Aber man gab damit Frankreichs Loos in seine Hand, und er selbst war — in Bonapartes Händen.

Endlich ergab er sich in sein ehrenreiches Schicksal, und schlug, bei der Nothwendigkeit, einen großen Namen und einen Krieger an der Spitze zu haben, zum ersten Consul den Bürger Bonaparte vor, zum andern den Cambacères, als einen Gesezkundigen, der jenem mit Rath bestehen könne; zum dritten den Bürger Lebrun endlich, damit auch die Aristokratischdenkenden einen Mann in der Regierung fänden, welcher derselben Zutrauen und Zuneigung von ihrer Seite erwerben könne.

Trohlockend stimmte Alles bei. So entstand das Consulat, oder, wie Sieyès lieber wollte, so entstanden die Consuln.

Es ist mir jetzt klar, warum von Sieyès niemals Denkwürdigkeiten über die Revolution, wenigstens niemals aufrichtige, zu erwarten stehen.

E i n f ä l l e.

Die Pariser vergleichen die Kaiserin Josephine mit einem Wechsel tirée par Barras, endossée par Cambacères et acceptée par Bonaparte.

Von der französischen Revolution sagte Sieyès, was sich zum Theil von mancher sagen ließe: Ce n'était que l'anti-chambre qui a voulu entrer au salon.

Geist oder Witz sind bei den Franzosen gleichbedeutende Begriffe. Der geistvolle Mann ist bei ihnen der Witzige. Nicht also ist bei den Deutschen. Der witzige Kopf ist bei diesen dem geistreichen untergeordnet. Der französische Witz

ist heiter und leicht; der deutsche stechend, schneidend. Jener ist bei dem lebendigen Volke wohlfeil, und wenn er auch nichts, als ein Calembourg ist. Es wird belacht. Des Deutschen Zwergfell ist spröder; der Witz theurer. Die französischen Blätter wimmeln von drolligen Einfällen; die deutschen erzählen ehrbar, trocken, höchstens empfindsam. Unter den deutschen Journalisten hat noch keiner den bleibenden Namen erhalten, wie der berühmte „Erlanger Zeitungsschreiber“, der zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, oft mit der größten Gefahr seines Rückens, witzig war. Man sollte seine Einfälle wieder sammeln.

Bei der Nachricht, die sich verbreitete, der König von Preussen, Friedrich der Große, sei gefährlich krank, machte der Erlanger die Bemerkung: „Er könne das unmdglich glauben, weil er selber noch Se. Majestät am nämlichen Tage auf einem Thaler mit gesunden, rothen Backen gesehen habe.“

Die Oesterreicher, welche in ihren Bulletins von den Treffen und Scharmüszeln mit den Preussen einigemal gemeldet hatten, ihrerseits hätten sie dabei nur einen einzigen Mann verloren, machten den Bericht von einer neuen Schlacht bekannt. Der Herausgeber der Erlanger Zeitung, nachdem er die Schlacht und den Verlust der Preussen mitgetheilt, schließt seinen Bericht mit den Worten: Was die Kaiserlichen betrifft, haben sie wiederum den bewußten einen Mann verloren.

Der Arolith von Juvinas.

Man lernt viel, wenn man das südliche Frankreich, und dies südliche, sinnliche, durch Priester und Mönche geistig, folglich auch moralisch verhubelte Volk, in puris naturalibus gesehen hat. Man wundert sich dann gar nicht mehr über den weiland berühmten Marseiller Pöbel-Patriotismus und deselben Bestialitäten in Paris; oder über das politische Hin- und

Hertummeln und schauerliche Reagiren des spanischen, portugiesischen und italienischen Royalismus und Liberalismus. Wo ganze Völkerschaften nun einmal durch heimtückische, schleicherische Priesterkunst und Mönchs-zucht wahrhaft kindisch geworden sind, daß sie, in prüfungselosem, blindem Glauben, die Vernunft und den gesunden Menschenverstand, wie Erscheinungen des Satans, anspeien, da ist keine andere politische Freiheit mdglich, als die unter einem heilsinnigen, aufgeklärten Diktator, mit einem eisernen Besen.

Es versteht sich, daß von Familien, in welchen Erziehung, Unterricht und Lesen der Schriftsteller statt findet, hier keine Rede sey. Unter den Bewohnern von Nîmes, Marseille, Montpellier, Toulon u. s. w., findet man einen Grad von höherer Bildung, wie in den Städten Nordfrankreichs. Aber in der weiten Masse der barbarischen, abergläubigen, fanatischen Umgebungen müssen sie ihre vernünftigen Ueberzeugungen, wie heimliche Sünden, verhehlen.

Die großen Arolithen, welche am 15. Juni 1821 in der Nachbarschaft des Dorfes Juvinas, im Ardèche-Departement, gefallen waren, setzten weit umher alle Nachbarschaft in andächtiges Entsetzen. Man sprach von ohngefähr 500 Teufeln, welche in der Luft ihren höllischen Lärmen getrieben und Steine heruntergeschleudert hätten. Erst am 23 Juni faßte man den Muth, sich auf den Platz zu begeben, wo die Steine lagen.

Im darüber aufgenommenen Protokoll, unterzeichnet vom Maire De laigue, und mit der Gegen-Unterzeichnung des Präsekturraths Leyssonier, von Privas, versehen, heißt es: „Dies denkwürdige Ereigniß war nur allein von Kindern genauer beobachtet, welche, weniger erschrocken, als die vernünftigen Leute (que les personnes raisonnables) der Richtung folgten und den Ort bestimmt anzeigten, wo die Steinmasse sich in den Boden gewühlt hatte.“ — Die „verz-

„nünftigen Leute“ waren einige erwachsene Männer, die zufällig mit den Kindern in der Gegend auf dem Felde gewesen waren.

„Ehe man sich dahin begab,“ lautet es ferner im Protokoll, „berathschlagte man lange Zeit, ob man mit Waffen versehen dahin gehen sollte, um sich an das Unternehmen zu machen, welches so gefahrvoll schien. Aber Claude Serre, der Siegrist, bemerkte mit vollem Recht, wenn da der Teufel wäre, würden Pulver und Blei wohl nichts über ihn vermögen; und besser wäre, Weihwasser mitzunehmen. Er machte sich anheischig, in diesem Fall den bösen Geist selbst zu vertreiben. Also machte man sich auf den Weg u. s. w.“

Könnte wohl ein Protokoll aus dem eilften Jahrhundert dickern Aberglauben zur Schau stellen? Und obrigkeitliche Personen, welche bei diesem Anlaß das Volk hätten über die Naturerscheinung eines Bessern belehren, das Protokoll verständiger abfassen lassen sollen, versahen es, in aller Form, mit ihren Unterschriften.

Herr Elizagaray.

Man muß sich nicht wundern, wenn in diesem Zeitalter einer restaurirenden Allianz die vernünftige Welt in Verzweiflung gerathen mögte. Also überall wieder Preßzwang, Geisteserscheinungen, Jesuiten, Verfolgung der Helldenker, künstliche Verdummung der niedern Stände, Mysticismus, Schwärzerei, Priestergewalt, Verstümmelung der bürgerlichen Freiheiten, Verdächtigungen der gesunden Vernunft? — Sollte man nicht schwdren, in den bisherigen Gährungen der europäischen Welt seyen die Hefen des Volks in die Höhe gestiegen, daß sie mit ihrem Schlamm das ganze Zeitalter trüben und verdunkeln wollen? Der Pöbel sey mit seinem Unverstand zu Ehren gekommen und wolle nun, in Minister, Staats-

räthe, Kammerherren u. dgl. verkleidet, das neunzehnte Jahrhundert nach seinem Geschmack regieren? — Diese Hbflinge und ihre Agenten sind es, welche neue Staatsumwälzungen vorbereiten.

Aber schamloser habe ich dies Treiben nie gesehen, als durch die Missionäre unlängst hier (in Marseille).

Im Juni 1821 kam Herr Elizagaray, Inspektor der Universität, nach Marseille und untersuchte das gesammte Schulwesen. Beim ersten Besuch des königlichen Collegiums, wo ihm sämmtliche Professoren vorgestellt worden waren, hielt er eine Rede, die ihn und die Aristokratie dieser Zeit treffend bezeichnet. Man könnte vielleicht demaleinst glauben, (denn, wills Gott, wird doch der gekrönte Unsinn nicht immer an der Tagesordnung bleiben!) die Rede sey ein erfundener Schwanf zum Lachen. Aber Herr Elizagaray meinte es damit im bittern Ernst, und sein „Discours“ erschien in einem öffentlichen Blatt abgedruckt, und zwar in No. 67 des *Caducée*, feuille de Marseille, littéraire, commerciale et judiciaire. Montags den 18. Juni 1821.

Seine Rede begann also:

„Wir werden uns in zwei Stunden wieder beisammen sehen, meine Herren; da werd' ich Ihnen die königliche Ordonnanz erklären. Sie ist etwas dunkel; aber Sie werden haben bemerken können, daß es alle Ordonnanzen sind. Es muß so seyn, damit man im Nothfall zweierlei Maß und Gewicht brauchen kann. Man nennt das wohl, aber mit Unrecht, Willkür; es ist vielmehr Weisheit.“

„Man muß zweierlei Maß und Gewicht haben, ja, meine Herren, man muß! Setzen Sie den Fall, ein Jdgling, dessen Gesinnungen bekannt sind, der mit pünktlicher Genauigkeit die Vorschriften der Kirche erfüllt, begehe einen Fehler. Man drückt das Auge dabei zu. Aber ein anderer, der irriger Grundsätze verdächtig ist, begehe den nämlichen Fehler.“

Man ist nur zu glücklich, daß er ihn beging; man verzeiht ihm nicht; man jagt solchen Menschen fort.“

„Müßte man sich in allen Fällen nach dem Gesetz richten und von ihm leiten lassen: der erste beste Thürhüter könnte regieren! (s'il falloit se conformer à la loi, se laisser diriger par elle, dans toutes les démarches; le premier portier venu pourroit régner).“

„Ich, meine Herren, stand einst an der Spitze einer Erziehungsanstalt; die Eltern sagten mir, ich wäre ungerecht. Ich antwortete ihnen: Es würde mir leid thun, gerecht zu seyn. — Sie sind parteiisch! — Mir würde es leid thun, unparteiisch zu seyn. Sehen Sie, so muß man handeln.“

„Es geht mit dem öffentlichen Unterricht in Marseille gut, aber zu gut. Denn Physik, Mathematik, Chemie, kurz, alle Wissenschaften, die Sie da vortragen, sind doch für die Gefelligkeit der Menschen nachtheilig (ne sont que pernicieuses à la sociabilité des hommes.) Unser König braucht keine Gelehrte. Wir müssen monarchische, religiöse — — ich wollte sagen: religiöse, monarchische Leute haben. Darin ist unser Souverän vollkommen einverstanden mit dem Kaiser von Oesterreich.“

Hier noch einige Kernstellen aus der Rede des Herrn Elicagaray an sämtlich versammelte Professoren von Marseille. Er begann folgendermaßen:

„Ich habe Sie, meine Herren, hier versammeln lassen, um Ihnen die uns erteilten Instruktionen zu eröffnen. Ich bin voraus überzeugt, daß sie niemanden von Ihnen betreffen. Denn wenn Einer von Ihnen nicht durch religiöse, monarchische Sinnesart beseelt wäre, er könnte hier gar nicht leben; die Atmosphäre von Marseille würde ihn ersticken. Die Generalinspektoren sind beauftragt, zu beobachten, ob Einzeltucht unter den Professoren der Collegien herrscht. Ich sage

Ihnen, wie der Apostel Paulus *), meine Kinder, liebet Euch unter einander!“ —

„Es kann Ihnen nicht entgehen, daß Politik und Religion unzertrennlich sind. In der That, Herr v. Corbière, ich wollte sagen, Herr Präsident des königlichen Raths, der sich nicht an die große Instruktion hält, hat es tief gefühlt, daß überall nur das monarchische und religiöse Prinzip, oder vielmehr das religiöse und monarchische Prinzip, Hauptsache sei.“ —

„Wir werden Se. Gnaden, den Herrn Erzbischof, in seine neuen Rechte installieren. Die Feierlichkeit wird nächsten Donnerstag statt haben, und Se. Gnaden mit allen, dessen Rang gemäßen, Ehren empfangen werden. So wird nun eine sehr thätige Aufsicht beginnen. Meine Herren, Sie sind jetzt der bischöflichen Autorität untergeben. An Ihnen ist durch Ihre Gesinnungsart, durch Ihr Benehmen, seine Protektion zu gewinnen.“

„Es sollen bei allen Hauptakademien Normal-Anstalten eingerichtet werden. Dazu werden aus allen Schulklassen, von der dritten an, acht Zöglinge gewählt, und zwar solche, welche sich durch glückliche Anlagen, durch Frömmigkeit und durch ihre monarchische Sinnesart auszeichnen. Sie stehen unter unmittelbarer Leitung der Numoniers. Die Universität, indem sie dem Staate eine in solchen Grundsätzen erzogene Generation schaffen will, wird diese Zöglinge mit denen der Hochschule von Paris gleichstellen. Goldene Medaillen werden unter die Professoren vertheilt werden, die sich in ihren Amtspflichten auszeichnen. Wärme und Eifer thut noth. Wenn Sie alle Gelehrsamkeit Rollin's, aber nicht seine Frömmigkeit hätten: so würden Sie keine Medaille bekommen.

*) Der Redner irrte sich im Apostel; er hätte Johannes nennen sollen.

Richten Sie sich danach!“ (Quand vous auriez toute l'instruction de Rollin, si vous n'avez pas sa piété, vous n'aurez point de médaille; arrangez-vous!)

„Was Ihre politischen Meinungen betrifft: so ist's nicht hinlänglich, gutgesinnt zu seyn; Sie müssen oft und eifrig diesen Sinn aussprechen. Sie müssen suchen Gleichgesinnte zu machen. (Il faut tâcher de faire des prosélytes.) Wir verlangen keine feige, stumme Leute. Wir haben Handelnde, von Nachdruck, nöthig.“

„Wir hoffen, meine Herren, daß die Maßregeln, zu denen wir schreiten, allem Streit zwischen Priestertum und Schule ein Ende machen werden. Das ist der Wunsch des würdigen Chefs des öffentlichen Unterrichts, eines Mannes von richtigem Blick, großer Festigkeit und tiefer Urtheilskraft.“

„Dieser würdige Chef fühlt es wohl, daß Ihre Gehalte gering sind. Weil es jetzt noch unmdglich ist, Priester zum Unterricht zu verwenden, muß man sonst unverheirathete Personen, ja selbst Verheirathete anwenden. Die Letztern, mit Weib und Kindern, sind auf das Unentbehrlichste beschränkt. Sie wollen Brod, Wein, Suppe, Fleisch, Pfeffer, Salz, Schuhe, Strümpfe, Hosen, Röcke, Hüte u. s. w. Aber dafür sorgen zu können, meine Herren, müssen vor allen Dingen die Royalisten triumphiren. Der Herr Präsident des kbnigl. Rathes hat dies Jahr schon großen Einfluß auf die Mitglieder der Budgetkommission gehabt. Fallen die nächsten Wahlen royalistisch aus: so wird er dann die ganze Kommission im Aermel haben, und nach Belieben über das Budget verfügen. Aber ich wiederhole es, dazu müssen die Royalisten Meister werden. Kommen die Liberalen oben auf, ich sag' es laut, dann kein Frankreich, keine Universität mehr, Alles vollständige Anarchie!“

„Man will den Gehalt der in den Collegien Angestellten nur in so weit vermehren, daß ihnen ein anständiges Auskom-

men gegeben wird, aber keine Reichthümer! Solch ein Wort muß bei der Universität rein ausgestrichen seyn!“

„Darf ich Ihnen hier ein Wort von mir selber sagen? Ich war Lehrer in Spanien. Sie wissen, in jenem Lande behandelt man den Lehrer, wie einen Hausbedienten. Gut, meine Herren, ich ward eilf Jahre lang wie ein solcher behandelt; ich hütete meinen Jdgling bis in sein vierundzwanzigstes Jahr; keinen Schritt that er ohne meine Erlaubniß; immer war er bei mir; ich wachte mit Aug' und Herz. Er wird nun von den Kolonien zurückkommen, aber, wohlge-merkt, meinen Einfluß glaub' ich nicht auf ihn verloren zu haben. Ich werde mit gutem Kaffee und Zucker von ihm versorgt werden.“

„So, meine Herren, so müssen Sie verfahren, um dem Kbnige treue Unterthanen zu machen! Ich lade Sie nun ein u. s. w.“

Zwei Prophezeihungen von Raynal.

Raynal, der seine philosophische Geschichte von Indien in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb, weissagte im achten Buche zweimal über Spanien, und die Weissagungen sind erfüllt.

Die erste betrifft die Unvermeidlichkeit einer Revolution in den spanischen Kolonien, als Folge des stillen, tiefen Hasses zwischen den Creolen und den europäischen Spaniern, die von der Regierung mit der albernsten Parteilichkeit allein begünstigt wurden. Die gegenwärtigen Unruhen Amerika's verdanken hauptsächlich diesen Parteien ihren Ursprung.

Die andere Weissagung betrifft die Inquisition. Will Spanien sie nicht selbst aufheben, wird es von einem Eroberer

rer dazu gezwungen, dessen erster Friedensartikel die Vernichtung der *Auto da Fé*s in Europa und Amerika ist. Napoleons Invasion machte in gewisser Hinsicht dies Wort wahr.

Der schlechteste Menschenverstand könnte heutiges Tages prophetisch werden. Diplomaten und Höflinge aber sehen keine Zukunft, sondern drehen ihre Augen nur der Vergangenheit zu. Darum glauben sie weder Warnungen noch Prophezeiungen. Sie fahren in ihrem Lebensschifflein rücklings sitzend, den Strom der Zeit hinab; glauben aber, es gehe vorwärts mit ihnen, weil die Ufer vorwärts zu eilen scheinen.

Politisches Glockenläuten.

Die Mächtigen der Erde halten es mit den Wolken am politischen Horizont, wie die Bauern mit den physischen Gewitterwolken, beide glauben, sie mit Glockenläuten verbauen zu können.

Welch ein Zeitalter! Die Minister meinen, ohne Religion und Gendarmarie lasse sich kein Volk regieren. Wäre es möglich, so würden die Bourbons ganz Frankreich in ein Kloster verwandeln, wie Bonaparte vorher daraus gern eine große Kaserne gemacht hätte.

Man hat mir erzählt, der Oberhofprediger Spalding habe einmal in einem Gespräch mit Friedrich II. die Unentbehrlichkeit religiöser Gesinnungen im Volk darthun wollen. „Ja, vorm Teufel!“ rief der König: „da hat Er Recht, eine Religion muß seyn.“ — So hörte auch Lafayette, als er eines Tages vor einer Küche vorbei ging, die Köchin rufen: „Oui, sans doute: il faut une religion pour le peuple!“

Ist irgend ein Volk für das politisch-religiöse Glockengeläute empfänglich, um darüber die Zauberstimme der Wahr-

heit, des Rechts und der Freiheit eine Zeit lang nicht zu hören: so ist es der Pöbel im Süden Frankreichs. Da wäre heut noch eine Heimkehr der Dragonaden möglich; aber — aus dem gleichen Grunde — auch eine Heimkehr der Marseiller Sansculotten und Septembriseurs.

Die Religion soll den Menschen heiligen, vergötlichen; das ist ihre Urbestimmung. Die Hofpolitik bedient sich ihrer, um die nach Gottes Ebenbild Erschaffenen zu verthieren.

Graf Gustav von Schlabrendorf

in Paris

über Ereignisse und Personen seiner Zeit.

Ohne eine öffentliche Rolle in den Welthändeln übernommen zu haben, ohne Schriftsteller gewesen zu seyn, hatte der Graf von Schlabrendorf, der seit Anfang der französischen Revolution bis zu seinem Tode in Paris lebte, nicht unwichtigen Einfluß auf die Begebenheiten seiner Zeit. Diesen Einfluß, welchen er übrigens gar nicht verlangte, ja wahrscheinlich kaum kannte, gewann er durch täglichen Umgang und vertrauliche Unterhaltung mit den bedeutendsten Gelehrten und Staatsmännern Frankreichs, so wie derer aus andern Ländern, die nach Paris kamen und selten fehlten, den Ehrwürdigsten aller Sonderlinge zu besuchen. Mit einer unermesslichen Kraft des Gedächtnisses verband er den feinsten Scharfsinn; und indem er sich aus den Gesprächen derer, die zu ihm kamen, über die unscheinbarsten Einzelheiten von Vorfällen oder Menschen zu unterrichten wußte, ward er der glücklichste Rathgeber, selbst Prophet, für Andere in Verhältnissen, die sie nach ihrer Stellung hätten genauer kennen sollen, als Er. Viele seiner Aeußerungen und Bemerkungen über die Geschichte des Tages gingen, ohne daß es ihm bekannt ward, durch *Delàner* und andere Deutsche, die ihm nahe waren, in Zeitschriften und Werke über und dienten eben so sehr zur

Berichtigung der öffentlichen Urtheile, als zur Belehrung der Geweihtern in Staatsgeschäften.

Ungeachtet der Graf Eigenthümer eines beträchtlichen Vermögens war, lebte er doch, man kann nicht sagen höchst einfach, sondern wahrhaft dürftig. In einem schmucklosen Zimmer mit durcheinander liegenden Büchern und den nothwendigsten Geräthschaften angefüllt, empfing er die Fremden jedes Standes, im dunkelfarbigen, alten zerrissenen Ueberrock am Kaminfeuer. Aber mit fürstlicher Wohlthätigkeit erwies er sich gegen die Armen und Hülfbedürftigen, besonders gegen die, welche deutscher Herkunft waren, und ausgezeichnet gegen die preussischen Kriegsgefangenen in Frankreich. Doch, wenn nicht durch Zufall, erfuhren die Getrübtesten selten oder nie den Namen ihres Wohlthäters. Gegen Jedermann offen, verheimlichte er nur schamhaft seine Tugenden.

Mit Empfehlungen aus der Schweiz kam der Mittheiler nachfolgender Bruchstücke zu dem ruhmwürdigen Mann. Gütig empfangen hatte er, während seines Aufenthaltes in Paris, das Glück, fast täglich einige Stunden in der Gesellschaft dieses Weisen zu verleben. Es war im Oktober 1821. Schlabrendorf hatte ein Alter von zweiundsiebenzig Jahren, aber noch die lebendige Jugendlichkeit des Geistes von einem Siebenundzwanziger. Man mußte ihn hören, wenn er mit Wärme, Klarheit und unglaublicher Kenntniß der Menschen und Dinge sich äußerte. Er war Redner im höhern Sinne des Wortes, und schien dann selbst ein Wesen höherer Art zu seyn, frei von Leidenschaften und Vorurtheilen der Sterblichen, über die niedern Interessen derselben erhaben, nur unbefangener Zuschauer ihres vergänglichen Treibens. Das Buch der Weltgeschichte lag vor seinem Geiste stets aufgeschlagen; Alles ihm darin gegenwärtig. Deutschland, England und Frankreich hatte er in den mannigfaltigsten Richtungen durchreist; nichts von einiger Bedeutung stand ihm

da unbekannt und von allen spätern Veränderungen darin blieb er unterrichtet.

Es ist zu beklagen, daß der Graf nichts Schriftliches von seinen Erfahrungen hinterließ. Was die nachfolgenden Bruchstücke enthalten, sind in der That nur Gesprächstrümmer, Einzelheiten, die gewöhnlich nach den Abendunterhaltungen flüchtig von demjenigen aufgezeichnet wurden, der sie hier mittheilt. Man wird daraus die Geisteshöhe des Grafen so wenig als aus einigen Ziegelstücken die Herrlichkeit eines Palastes beurtheilen können. Und doch sind von dem vielbesprochenen Manne bisher nur wenige oder keine Aussprüche bekannt geworden. Daher mögen sie jetzt nach seinem Tode einigen Werth, und vielleicht hie und da einen bedeutamen Wink über das Leben unsers Zeitalters haben. *)

Bureaukratie.

Unter Napoleon spielte die Bureaukratie eine ganz untergeordnete Rolle, aber doch spielte sie eine. Seine Be-

*) Der Graf von Schlabrendorf, geboren zu Stettin den 22. März 1750, machte nach Vollendung der Schulstudien eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England; verweilte in England sechs Jahre, kam kurz vor dem Beginn der französischen Staatsumwälzung nach Paris, siedelte sich hier zuletzt ganz an und starb hier am 21. August 1824.

Im dritten Jahrgang des reichhaltigen historischen Taschenbuchs von Friedrich von Naumer, hat der geistvolle K. U. W. Arnhagen von Ense einige Züge zu dem Bilde des Mannes, Bruchstücke aus dessen Papieren, meistens politisch-moralischen Inhalts, unter dem Titel geliefert: „Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimatfremd Bürger, begütert arm“, und mit dieser Aufschrift im Lapidarstyl das gesammte äussere Verhältniß des erhabenen Sonderlings bezeichnet. 3 fch.

fehle fanden bekanntlich nirgends Widerstand, von Fouché an bis zum Stubenwischer gehorchte Alles springend seinen Befehlen. Doch nur der Zweck gebrte ihm. In den Mitteln und Wegen waltete der Einfluß der Bureaukratie. Da jede Rückwirkung eine andere Wirkung voraussetzt, so war damals der Despotismus die anregende, Bureaukratie die regierende Macht in Frankreich.

Jetzt *) ist die Bureaukratie zu jener höhern Würde gelangt, die sie in allen Staaten unserer Zeit besitzt, wo schwache Fürsten und mittelmäßige Minister stehen. Sie ist ein politischer Somnambulismus der Monarchie, wo der Verstand sammt allen Sinnen aus dem Kopf in die Nähe des Magens, zum Sonnengeslecht, niedersteigt und jeder Finger hellsehend wird.

Napoleon ertrug es kaum, wenn jemand nicht auf den ersten Wink vor ihm erschien. Einen Obersten, den Unpäßlichkeit abgehalten hatte, fuhr er mit den Worten an: *Que pensez-vous? Est-ce que vous me prenez pour un Merlin, un Lareveillère Lepeaux?* — Jetzt aber hat ein nach Guadeloupe gesandter Generalprokurator seit neun Monaten dort noch nicht Zutritt zu der ihm von der Regierung angewiesenen Stelle erhalten können, weil — die Frau des Gouverneurs ihn nicht mag. Der Gouverneur ist nämlich ein steinalter, kindischer Emigrant, dem man, wegen dieser vorzüglichen Eigenschaft, die einträgliche Stelle läßt; die Dame regiert ihn und die Kolonie.

Unter dem Vollziehungsdirektorium war die Bureaukratie am mächtigsten. Ein Mann, der vom Direktorium selber die Bestallung zu einem Posten in den Kolonien erhalten hatte,

*) Man erinnere sich, daß Graf Schlabrendorf (so schrieb er sich selbst, nicht Schlaberndorf) im Jahr 1821 sprach. 3 fch

Konnte nie zu seiner Bestimmung gelangen, weil er einfältigerweise versäumt hatte, durch die filiaure des bureaux zu passiren.

Winterfeld und Friedrich II.

Man sagt wohl, die Könige sollen nicht selber fremde Völker revolutioniren. Das war schon alte Sitte; sie datirt nicht von heut und die rechtschaffensten Leute machten zuweilen aus der Noth eine Tugend oder Nothsünde.

Der ehemalige preussische Minister von B...., der Herzbergs Jüdling und Schützling war, erzählte mir eines Tages folgende Anekdote, die er aus Herzbergs Munde wußte: Als Friedrichs II. Angelegenheiten nach der Colliner Schlacht höchst bedenklich standen, habe ihm Winterfeld den kühnen Vorschlag gethan, an der Spitze eines ausgewählten Heeres in Frankreich einzurücken und hier Land und Volk sich zu erobern. Der Krieg aber müsse in Frankreich nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die elendeste aller Regierungen geführt und eine bessere verheißen werden. Einige kräftige Proklamationen ans Volk würden eben so viel siegreiche Schlachten werth seyn.

Ich möchte wissen, was der große und von dem damaligen Franzosen vergötterte König von Preussen seinem Liebling Winterfeld darauf erwiedert haben mag? Wenn man sich an Ludwigs XV. Hof und die damalige Weibervirthschaft erinnert, war Winterfelds Einfall nicht halb so verwegen, oder hoffnungslos, als er im ersten Augenblick scheint. Nichts leichter, als mit Haß, Verachtung oder Gleichgültigkeit eines Volkes, das sich selber fühlt, und gegen seine Regierung laut geworden ist, einen Bund gegen den Thron zu schließen.

Herzberg selbst war kein großer Mann, aber ein großer Preusse, und vielmehr eigentlich ein großer Pommer. Als er

einst eine Erziehungsanstalt seiner Provinz besuchte, fand er zufällig einen jungen Menschen, der sich mit dem Lesen einer Geschichte des westphälischen Friedens beschäftigte. Das gewann ihm das Herz und bewog ihn, den Jüngling heranzuziehen und in die diplomatische Laufbahn einzuführen. Es war derselbe preussische Minister von B...., der mir jenen winterfeldischen Revolutionsplan mittheilte.

Der Bischof von Aversa.

Die Ermordung dieses Geistlichen machte neulich großes Aufsehen. Man glaubte darin die Gewissenlosigkeit des politischen Wahnsinnes der Carbonari offenbart zu sehen, der vor keinem Frevel zurückbebt, wenn es den Zweck gilt. Ich bin jetzt anders belehrt worden, und habe gar nicht Ursach, dem zu mißtrauen, der mir den entseßlichen Aufschluß gab. Der Bischof von Aversa war beim neapolitanischen Volk durch seinen Freiheitshaß bekannt und furchtbar. Daher schwebte er beim letzten Aufstand der Neapolitaner in größter Gefahr. Die Carbonari hatten ihm den Tod geschworen. Er entging demselben durch die Treue eines seiner ältern Freunde, obgleich dieser ebenfalls ein Carbonaro war. Eben dieser Mann, nachdem er sich vergebens für den Bischof verwendet hatte, nahm ihn in sein Haus auf, und verbarg ihn glücklich darin, nicht ohne eigene Gefahr. Wie der Freund, so mittheilte dessen Gemahlin mit ihren Kindern ehrfurchtsvoll, dem geretteten Seelenhirten den Zufluchtsort so viel als möglich zu veranmuthigen.

Mit dem Einrücken der Oesterreicher änderten die Verhältnisse. Der Bischof gelangte aus seiner überstandenen Nöthigung zu mächtigem Einfluß und der Carbonaro ward seines Schutzes bedürftig. Aber der Bischof war in seiner politi-

ſchen Handlungsweiſe folgerechter, als ſein gutmüthiger Freund. Dieſer, und als er fliehen mußte, ſeine Gattin und Kinder wurden der nächſte Gegenſtand der Verfolgungswuth des heiligen Mannes. Sein Wohlthäter ſchmachtete im Elende. Nichts rührte den Biſchof, deſſen Rache gegen die Carbonari unausſöhnbar blieb. Da ſtand eines Tages der unglückliche Vater und Gatte unvermuthet vor dem Unterdrücker und warf ſich dann weinend zu deſſen Füßen. Nicht Dankbarkeit, nicht Menſchlichkeit wollte er für ſich anrufen, nur Schonung für die Seinigen erſuchen. Jener antwortete trocken: Es ſei nichts zu hoffen. Da wandte ſich der Carbonaro von ihm, nur warnend, er ſolle auf ſeiner Hut ſeyn.

Nie war ein Rath ernſtlicher gemeint. Denn wenige Tage ſpäter, beim erſten, öffentlichen Erſcheinen des Biſchofs, ſtieß dieſem ein herandrängender Menſch das Meſſer in die Bruſt. Es war der unglückſelige Carbonaro. Er verſuchte weder zu entfliehen, noch, vor Gericht geſtellt, ſich zu vertheidigen. Aber das empörrte Gefühl verlieh ihm eine ſchauerliche Beredsamkeit. Er erzählte, was er als Chriſt, nach den Grundſätzen der Religion, für den Biſchof einſt gethan und gewagt, und mit welchem Lohn ihm dieſer, obgleich ein geiſtlicher Herr, vergolten habe. Ein ſolcher Gegenſatz von Geiſtlichkeit und Religion konnte nicht geduldet werden. Man nahm dem Tribunale die Unterſuchung der Sache ab, und übergab ſie einem Kriegsgericht, welches ſein Urtheil binnen ſechs Stunden vollziehen ließ.

Schwache Regierungen.

Das geregelte Uhrwerk des Staats in ſeinem gewohnten Gang zu halten und pünktlich wieder aufzuziehen, iſt das Geſchäft jeder mittelmäßigen Regierung. Der Des-

potismus rückt willkürlich den Weifer des Zifferblattes vorwärts und rückwärts; in der Meinung, die Sonne müſſe danach ihren Lauf und die Stunden ändern. Schwachen Regierungen iſt ſelbſt das Aufziehen der Uhr läſtig; die Stunde iſt ihnen gleichgültig; ſie wiſſen nie, welche Zeit iſt?

Das größte Unheil, welches die Letztern anrichten, beſteht nicht darin, daß ſie ſich ſelber verächtlich machen, oder das Volk an jene leichtſinnige Stimmung gewöhnen, ſich gegen die Autorität aufzulehnen, oder die Geſetze zu umgehen. Nein ſie lähmen auch im Voraus ſchon die Kräfte beſſerer Nachfolger, welche entweder die Hoffnung für ihre edelſten Entwürfe aufgeben, oder den Deſpotismus wagen müſſen. Dann werden, wie einſt in Frankreich, jezt in andern Ländern „Verſchwörerereien“ Mode, die zu nichts taugen, weil ſie weder das Schlechte wegſchaffen noch das Gute hervorbringen können.

Bewahre der Himmel jedes Land vor dieſer Mode. In Frankreich war ſie gemein und alltäglich. Man ſagte bei einer Gelegenheit zu Michaud: Mais il faut que cet homme vous soit connu! indem man auf einen Fremden deutete, der ihn freundlich angeredet hatte. „Mais oui, je le dois connoître!“ erwiderte Michaud: „il me semble que nous ayons conspiraillé ensemble dans le temps.“

Weiber und Priester.

Weiber und Priester (verſteht ſich, die der katholiſchen Kirche) haben das mit einander gemein, daß ſie keine eigene Heimath, kein feſtes Vaterland, ſolglich auch kein Bürgerrecht und Recht zu öffentlichen Aemtern haben. Das Weib iſt in der ganzen Welt daheim durch den Mann; eben ſo der Geiſtliche vermittelſt ſeiner Kirche. Dennoch ſtreben beide unaufhörlich nach Einfluß aufs bürgerliche Leben, weil es

für sie verbotene Frucht seyn soll. Wehe, wo sie ihn gewinnen! Spanien ward durch seine Geistlichkeit, Frankreich durch Weiber und Priester zugleich zum Verderben geführt. Unzählige Kriege der Europäer sind von den Weibern durch die Macht der Liebe und von den Geistlichen durch die Macht des Glaubens erregt.

Die Jesuiten.

Napoleon hatte schon sein besseres Selbst verloren, eh' Frankreich für ihn verloren ging. Was er durch geistige Ueberlegenheit gewonnen hatte, glaubte er mit den geistlosen Banden von politischen und religiösen Vorurtheilen für sich befestigen zu können. Er taumelte von Irrthum zu Irrthum, indem er sich einbildete, der Staub des Alterthums, welcher die andern Thronen bedeckte, sei es, was sie dauerhaft gemacht habe. Darum, wer hätte es glauben sollen, war er sogar schwach genug, auch den Jesuiten Eingang in Frankreich zu gestatten; er schützte sie; er hatte die Absicht, ihnen die Erziehung der Jugend anzuvertrauen. Sie besaßen bereits vier Häuser in Paris, eh' die Bourbonen zurückkehrten.

Die Mutter des Kaisers und Cardinal Fäsch waren die thätigsten Ödner der Jesuiten, aber auch der Geistlichkeit überhaupt. Napoleon wußte es und ließ sie gewähren. Als der Pabst (Pius VII.) in Savona gefangen saß, wo er von dem ihm bestimmten Gehalt leben konnte, ließ ihm Fäsch zwei Millionen Franken heimlich zustellen. Die Summe wurde verwendet, um Mönche nach Spanien zu senden, die das Volk bewegen, und die häßliche Bannbulle gegen Napoleon verbreiten mußten.

Schon auf dem ersten Wiener Kongreß handelte es sich darum, die Jesuiten auch in den österreichischen Staaten anzuerkennen und zu schützen. Der Erzbischof von Wien war

für sie schon gänzlich gewonnen, und nur die Unentschlossenheit des Fürsten Metternich, welche die des Kaisers nach sich zog, ward das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung des Ordens. Metternich ist ein Mann von feinem und festem Geiste. Oesterreich hatte selten, vielleicht nie, einen Staatsmann von so rein- und ächtösterreichischem Sinn an der Spitze seiner Angelegenheiten, wie ihn. Talleyrand ist geistreicher, Metternich klüger und lauersamer.

Indessen hatte sich der Erzbischof die Wiedergeburt der Gesellschaft Jesu so sehr zu Herzen genommen, daß er beim Kaiser eine besondere Audienz verlangte, um davon zu reden. Er erhielt sie. Der Monarch aber, sobald er merkte, was es gelten sollte, nahm gleich das Wort und sagte: Sprechen wir zusammen von etwas Anderm.

Frankreich hat für jetzt keinen Metternich. Die Jesuiten nisten sich unter den Flügeln der Ultra an. Eben weil diese Ultra-Royalisten sind, sind sie die gefährlichsten Ultra-Revolutionäre, so gut wie jene Weltstürmer im Revolutionsauschuß von Bordeaux, die schon von den Volksrepräsentanten Fabeau und Tallien zuerst mit diesem neuerfundenen Titel beehrt worden sind.

Die Fürstenbraut.

Ich habe die Revolution verehrt, aber immer die Revolutionärs verabscheut. Sie ist ein Nationalfrühling, welcher den Winterschnee barbarischer Jahrhunderte von einem erstarrten Volke wegschmelzt; freilich aber auch Nachtgleichenstürme mitbringt. Sie war in Frankreich ursprünglich rein, eine Erbserin des in der Menschheit unterdrückten Reimmenschlichen. Ihre Schönheit erregte die Begeisterung der Welt. Ach, warum fand sie keinen edeln Fürsten, der sie zur Braut erkor; denn eine Fürstenbraut muß sie seyn, wenn sie Ödttin

bleiben, segnen und entzücken soll. Aber der Hof verkannte sie, ließ sie im großen Haufen stehen, eine Beute der Lüstlinge, von denen sie verführt ward, bis sie zur Meze des Pöbels werden mußte. Da wandte endlich selbst der Pöbel den Blick voller Ekel, von ihr ab, und folgte lieber sflavisch der Trommel eines Soldaten, oder dem Missionskreuz eines Mönchs.

Das ist die Erbsünde unserer Zeit, und vielleicht noch mancher Zeit, daß zwischen der Erziehung und Bildung der Regierer und andererseits der von ihnen Regierten ein allzu großes Mißverhältniß besteht. Es ist ein Gesetz der moralischen, wie der physischen Welt, daß das Geistige nach oben strebt, und das Ungeistige, Schwere nach der Tiefe. Was kann daraus werden, wenn Geist und Kenntniß im Volke leben, und droben Ungeist und Unkunde?

Geschichte und Geschichtschreiber.

Nicht die äußere Größe der Begebenheiten, nicht das Wunderbare und Riesenhafte der Schicksale ist es, was einer Geschichte den wahren, inneren Werth giebt, sondern die Enthüllung des Verborgenen, die Entschleierung der Beweggründe und Ursachen. Darum bleibt uns der Vegetationsprozeß so vieler kolossalen Reiche unbekannt und gleichgültig, während das Leben der kleinen griechischen Staaten ein ewig anziehender Stoff bleibt. Darum steht auch Tacitus, darum Thucydides, als größerer Geschichtschreiber da, denn Laetelle und hundert Andere. Darum ist die Geschichte der französischen Revolution nur anziehend bis zum Vendémiaire 1795; bis dahin loderte reine Begeisterung in den Parteien. Sie meinten es ehrlich, wie mit dem Guten, so mit dem Bösen; wie mit der Wahrheit, so mit dem Irrthum. Nachher versank Alles in den Schlamm der niedrigsten Ge-

meinheit und Selbstsucht; Alles ward Spiel kaltberechneter Intriguen.

Ich habe nichts gegen getreues Aufzeichnen der Begebenheiten; ich bin dankbar gegen Moses und Herodot, bis herab zum letzten Chronikschreiber, Sammler und Urkunden-Bezirhtiger. Sie liefern den Stoff zur Geschichte, aber keine Geschichte. Sie geben uns den Leichnam der Vorwelt, als eingeschrumpfte, gefirniste Mumie, aber sie stellen mir nicht die lebendige Vorwelt auf. Ich sehe das Aeußere, die Erscheinungen; aber womit sich das Gedächtniß füllt, bleibt für den Verstand das Unbegriffene. Es ist der Menschen Geist und Gemüth, welches den Staub und das Todte bewegt. Nicht dies Letztere, nein jenes, das Göttliche in seiner Hoheit, wie in seinen Entartungen, soll mir durch die daher entstandenen Wirkungen klar werden. Der Geist will Geistiges schauen. Darum sind in allen Völkern große Geschichtschreiber selten, weil große Geister mit dem Gottesblick in die Ursachen der Dinge überhaupt selten sind. Johannes Müller hatte bei den Deutschen diesen Blick, aber keine Selbstständigkeit oder Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen. Bei den Franzosen treibt Alles ins Materielle, Glänzende. Gibbon ist einer der Riesen unter den Geschichtschreibern.

Unsere Zeit liefert wenigen Stoff für die Geschichte. Sie besteht aus großen Begebenheiten und kleinen Menschen. Ein Zusammentreffen, das trostlos wäre, wenn nicht darin auch der Beweis läge, daß es in der Welt, ausser den Cabinetsregierungen noch eine Weltregierung giebt.

Die Kunst zu lügen.

Es ist gar keine Kunst eine Unwahrheit zu erfinden. Jeder Flachkopf kann das. Die eigentliche Kunst besteht darin, aus

zween Sätzen, die, jeder einzeln, wahr sind, durch arglistige Zusammenstellung einen dritten herauszubringen, der eine Lüge ist. Das ist die vornehmste Art der Fabulistik, aber auch zugleich die gemeinste.

Von Wundern.

Der Prinz von Hohenlohe hat in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß er keine Wunder mehr thun werde, seiner Amtsgeschäfte und seiner Gesundheit wegen. — Ungreifend mag das Wunderthun allerdings seyn; aber wenn man es nur kann, so sollte man sich kein Gewissen daraus machen, es zu den ersten aller priesterlichen Amtsgeschäften zu zählen.

Wiester in Berlin, wenn man von den Wundern in den ersten Jahrhunderten des Christenthums sprach, pflegte zu behaupten: daß man von ihnen und überhaupt von Wundern nichts würde erfahren haben, wenn es zu jener Zeit schon Polizei in den Ländern gegeben hätte. Es ist möglich. Vielleicht auch, daß sich die Polizei in die hohenlohischen Wunder gemengt hat. Aber Wiester hätte, statt Polizei, noch besser *Deffentlichkeit* nennen können.

Rivarol.

Ant. Rivarol, der Schriftsteller, war bekanntlich der Sohn armer, ehrlicher Bürgerleute zu Bagnoles (Geb. 1757), und gab sich bekanntlich für einen Grafen aus. Ich fand ihn geistvoll, aber sein ganzes Wesen unerträglich. Er überbot alle seine angeblichen Standesgenossen in Uebermuth, und pflegte von bürgerlicher Kanaille und *notre caste*, trotz einem Duc und Pair, zu sprechen.

Seine *Histoire secrète de Coblence* (denn das Buch soll wirklich von ihm seyn), im Aerger über schlechte Auf-

nahme daselbst geschrieben, ist ungemein anziehend und leicht verbreitend. Es sind Aussagen eines Augenzeugen. Rivarol war der wichtigste, aber auch der unartigste Mensch von der Welt. Die ehrlichen Hamburger öffneten ihm ihre Häuser und Thürsen auf das Zuorkommenste. Aber wenn ihnen in Gesellschaft einer seiner Einfälle nicht gleich einleuchtete und sie die Köpfe zusammensteckten, um sich zu verständigen, so konnte er ganz laut rufen: *Voilà comme sont Mrs les Hambourgeois; ils cotisent trois ou quatre pour suivre la pointe d'un honnot.*

Diplomatische Lauerer.

Kein traurigeres Handwerk, als das der gewöhnlichen Gesandten bei den Höfen! Sie sind bloß diplomatische Espione, Neugiertsfischer und gegenseitige Aufdauerer. Man spürt an ihnen, wie bei allen Handwerkern, das Gewerbe, welches sie treiben.

Der Graf v. Boden, vor der Revolution churhessischer Gesandter in Paris (in *Mirabeau's hist. secrète de la cour de Berlin* ist die Rede von ihm), hatte die Gewohnheit, den Zweck eines Besuchs, den er machte, nicht früher laut werden zu lassen, bis er — nicht etwa aufstand, um sich zu verabschieden, — nicht wenn er schon zur Thür hinausging, — nein, wenn er dem ihn Begleitenden auf der letzten Stufe der Treppe die Hand drückte, um sich von ihm zu trennen. Das ist diplomatische Feinheit. — Ein anderer dieser wichtigen Herren zieht seinen Mann in eine Fensterbrüstung, spricht feierlich, oder gestikulirt heftig, — *il parle fillés.* — Ein dritter kann kein Briefcouvert sehen, ohne zu fragen: Was giebt's Neues?

Ehrlichkeit.

Es giebt ein Nahrungsmittel, das nicht das köstlichste, wohl aber das unentbehrlichste ist, — Brod. Der Arme lebt fast nur davon; der Reichste kann es nicht missen. Galiani in seinen Dialogues sur le commerce des bleds, sagt: Brodmangel bringt, auch beim Ueberfluß von andern Nahrungsmitteln, Hungersnoth hervor, weil ohne Brod keine andere Nahrung so gut verdauet wird.

Was im Verkehr der Speisen das Brod, das ist im Verkehr der Menschen mit Menschen die Ehrlichkeit; unansehnlich, wenig geachtet, und doch das Wesentliche, was den menschlichen Verkehr erhält; keine glänzende Tugend, aber die brauchbarste und unentbehrlichste im geselligen Leben.

Für den Augenblick freilich gewährt das Zerreißen jeder moralischen Fessel dem Betrüger großen Vortheil über den ehrlichen Mann; aber gewiß auch nur — für den Augenblick. Eben der freiere Spielraum verwdhnt schnell den rücksichtslosen Benutzer jedes Mittels; er glaubt an keinen Widerstand mehr, und stürzt zuletzt, nicht etwa durch einen aller menschlichen Klugheit unvermeidlichen Umstand, nein, plumperweise in seine eigene Falle, durch einen armseligen Umstand, der nur ihm verderblich wird, den der einfältigste Mensch vermieden haben würde. Ich sagte das Napoleon im Jahr 1808 voraus; ich schrieb es. Im Jahr 1814 gedachte dieser der Prophezeiung. Ehrlichkeit ist die feinste, und die sicherste Staatsklugheit. Sie ist nicht in jedem einzelnen Falle siegend, aber sie siegt doch im Ganzen. Wer aber ein Spiel gewinnen will, muß nicht jeden Stich machen wollen; und wer im Spiele gewinnen will, braucht nicht jedes Spiel zu gewinnen.

Adel. Pressfreiheit. Dogmen.

Ich befand mich eben in London, als die Nachricht von der Sitzung der konstituierenden Versammlung ankam, in welcher

der französische Adel seine Privilegien aufgeopfert hatte. Von ohngefähr begegnete ich meinem Freunde Schuborn auf der Straße, und rief ihm schon von weitem zu: „Wissen Sie das Neueste aus Paris?“ — „Ja,“ sagte Schuborn nachdenklich: „der Adel soll abgeschafft seyn. Läßt sich aber so etwas abschaffen?“ — Er hatte vollkommen recht. Nicht, daß der Adel in seiner Wesenheit eine Naturnothwendigkeit wäre; aber er ist eine Meinungsache, die durch kein Gesetz abgeschafft werden kann. Die Meinung macht den Adel, und nur sie kann ihn auch vertilgen. Ich kam bald nachher nach Paris. In einer Gesellschaft, wo auch Sieyes war, feierte Alles den Sieg über das Vorurtheil. Sieyes schwieg; aber man trieb ihn, sich ebenfalls darüber auszusprechen. „Eh bien!“ sagte er: „Vous leur avez ôté la noblesse, il ne vous reste que de leur ôter la vie.“ In der That, das Dekret war die erste Erklärung des offenen Bürgerkriegs.

Es ist eben so thöricht, den Adel durch ein bloßes Gesetz abzuschaffen, als durch ein Gesetz Pressfreiheit einzuführen wollen. Die Freiheit der Gedankenmittheilung besteht schon, vor allen Gesetzen, von Natur. Das Gesetz selbst ist eine Wirkung derselben. Die Gesetze bringen überhaupt keine Freiheit, sondern sie begränzen dieselbe nur, und müssen sie begränzen, Rechte Anderer zu schirmen.

Von allem Meinungsstreit ist mir der Streit der Theologen über ihre Dogmen der wunderlichste. Wenn man Dogmen gegen Dogmen setzt, werden die abgeschmacktesten gerade die meisten Anhänger finden. Es ist mit dieser Art von Glauben, wie mit Wünschen. Das außerordentlichste kostet da jeden so viel, als das Gewöhnlichste; und läßt man sich einmal überhaupt darauf ein, so mag man es gern um etwas Rechtes thun.

Meinungswäsche.

Frau v. W. hat einen hübschen, weißen Schawl. Aber er nimmt leicht Flecke an und muß gewaschen werden. „Und ist das einmal geschehen,“ sagte sie, „so wird er immer schneller wieder schmutzig. Ich werd ihn bald für immer wegwerfen müssen.“

„Wollte der Himmel,“ erwiderte ich: unsere Staatsminister und Philosophen, Priester und Poeten wären nur halb so verständig, wie Sie. Es ist mit Meinungen, wie mit Ihrem Schawl; sie taugten einmal, und für ihre Zeit, da sie als gut galten. Aber man bringt uns die veralteten Irrthümer immer neugeputzt wieder, und verlangt, wir sollen sie für wahr und schön halten. Nach jeder Wäsche werden sie unansehnlicher und leichter fleckig. Und doch lassen sich die Herren die Meinungswaschen nicht verdrießen, bringen uns den Sultanism und die Wunder, Mysticism und Jesuiten, Republikanism und Carbonari wieder.“

Wenn Mißgriffe nicht aus Irrthum, sondern aus böshafter Absicht gethan und wiederholt werden, bleibt dem rechtschaffenen Mann kein anderer Trost übrig, als der, welchen er in ihrem Uebermaß findet. Da ersticken sie sich zuletzt selber einander und ihre Urheber zugleich.

Forster und Friedrich II.

Der Weltumsegler Forster sagte zu Friedrich dem Großen: „Sire, ich habe bereits fünf Könige gesehen, drei wilde, zwei zahme; aber wie Ew. Majestät keinen.“

Friedrich bemerkte gegen den Staatsrath Heinich: „Forster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl.“

Wirklich brachte der seemännische Professor nicht die feinste Bemerkung vor, und man muß über ihn lachen. Aber

die Anekdote hat dadurch eine ernstere Seite, daß Friedrich Empfindlichkeit über eine Redensart äußerte, welche zwischen Königen und Menschen zu unterscheiden, und jene zu einer eigenen naturhistorischen Gattung machen zu wollen schien, was daher des Königs Menschengefühl beleidigte.

Nicht halb so empfindlich würden sich viele von altem Adel gezeigt haben, die noch etwas Höheres, als ihre Menschennatur, in sich voraussetzen, und etwas Anderes, als Menschen, seyn möchten, um nicht das Nämliche zu seyn, was der Bürger ist.

Fichte's geschlossener Handelsstaat.

Wunderlich, daß ein philosophischer Geist, wie Fichte, eine Gesellschaftsform empfehlen konnte, die offenbar das menschliche Geschlecht in seiner Entwicklung zu einem Stillstand führen würde, den wir im Thierreich sehen. China und Japan haben den naturwidrigen Versuch längst gemacht. Zum Glück setzt die Vollendung des Systems, dies Zerreißen aller Bande mit der übrigen Welt, auch eine neue Geldart voraus, die, ohne Papiergeld zu seyn, doch nur Einem, und keinem andern Volke von Werth seyn dürfte. Fichte behauptete, das Geheimniß zu besitzen. Er hat es aber mit ins Grab genommen.

Die Natur hat keine in sich abgeschlossene Handelsstaaten. Selbst die Planeten und Sonnensysteme bestehen durch Verkehr und Tausch ihres Lichts, ihrer Schwere und anderer Kräfte. Auf dem Erdball ist Alles für den Zusammenhang berechnet; Oceane sind die besten Verbindungsmittel der Welttheile. Die Verschiedenheiten der Sprachen trennen nur in so weit es nöthig ist, um mehreren Gesellschaften zu gleicher Zeit das Problem der allgemeinen Gesellschaft zur Auslösung zu geben. Aber sie fließen überall in einander, und die näm-

lichen Sprachgesetze z. B. das Sylbengesetz; und die nämlichen Elemente führen wieder zum allgemeinen Zusammenhange.

Daß die Idee der Absonderung und fortgesetzten Theilung, folgerecht durchgeführt, im Einzelnen, wie im Ganzen, immer zu Widernatürlichkeit, Elend und Hilflosigkeit führt, ist Beweis, daß sie nur Mittel seyn soll, und nimmermehr Zweck seyn kann.

Alle politische Einhängungen und Abmarchungen der Nationen, Stände, Gewerbschaften, Literaturen u. s. w. sind die ewigen Zeugen unserer Unruhe in einer gezwungenen Lage. Wir dehnen und wenden uns und versuchen tausend Stellungen; aber in diesem Netze giebt es für uns keine Ruhe!

Die Deutschen.

Ein ehrlicher, alter Doktor in Bückeburg hat an S...t geschrieben, er habe für die Cortes eine neue Eintheilung Spaniens entworfen, „die beste, die einzig richtige,“ sagt er: „denn auf einer Charte hab' ich einen Felsen dargestellt, auf dem das Wort Idea steht. Wenn mein Plan auch jetzt noch nicht von den Spaniern ausgeführt wird, einmal kommen sie gewiß auf ihn zurück.“ Auch an einem ähnlichen Entwurf für Portugal arbeitete er schon. Er fragt nur, wie er sein Werk am besten an die Cortes und zur Doffentlichkeit in Spanien gelangen lassen könne.

Es ist, auch in der komischen Verartung, ein edler Charakterzug der Deutschen, diese weltbürgerliche Theilnahme an jeder großen Angelegenheit der Menschheit! Sie sind immer die Rathgeber der übrigen Nationen. Nordamerikaner, Engländer, Franzosen ziehen davon Nutzen. Nur sich selber wissen die Deutschen nicht zu rathen; oder vielmehr sie machen ihren Rath selten zu ihrer That. Sie verlieren zu viel Zeit mit

den Vorbereitungen, und ermüden sich, wenn es um den Bau eines Hauses zu thun ist, bei der Aufführung der Gerüste.

Da fallen mir immer die deutschen Professoren mit ihren Vorlesungen ein. Wenn sie ein halbes Jahr zu lesen haben, so bringen sie vier Monate mit den Prolegomenen zu. Alle Formen werden geprüft, alle Ideen diskutirt, eh' sie zur Sache kommen. Ich habe das anfangs für etwas Gutes gehalten, aber ich widerrufe jetzt.

Der Deutsche ist freisinnig auch in unfreien Formen; denn wer kann den Gedanken in Ketten legen? Er brüftet sich mit Gewissensfreiheit zwischen Religionsedikten; denn, beim Verlust aller äußern Freiheit, bleibt natürlich die innere unangetastet. Fürsten und Minister können nur materiell auf das Materielle wirken. Vielleicht eben deswegen ist bei den Deutschen der Unterschied vom Reingeistigen und Sinnlichen allgemeiner, als bei andern Völkern, auf- und angenommen, weil sie stets von außen auf ihr Inneres zurückgedrängt worden sind, wo sie sich am wenigsten beschränkt fanden. Daher müden sie auch die meisten Transcendental- und Ideal-Philosophen neben allen übrigen Nationen haben; denn in der Ideenwelt blieb jeder sein Meister.

Das ächtdeutsche Sprichwort: Gedanken sind zollfrei! bezeichnet dies Verhältniß sehr scharf. Alles ist belastet, besteuert, gesperrt; nur der Gedanke hat zum Glück keine Abgabe zu entrichten. Das Sprichwort gereicht übrigens den deutschen Staatsverwaltern nicht ganz zum Ruhm; so wie der anstößige Ausdruck „die Gerechtigkeit handhaben“ die Zeiten übel bezeichnet, in welchen er gäng und gebe ward. Man nahm die Justizpflege da ganz materiell. Man handhabte die Gerechtigkeit, als wäre sie der Stiel, und die Strafe, als wäre sie die Geißel an der Peitsche.

Gott bewahre meine lieben Deutschen vor einer Revolution. Sie werden auch nie dazu gelangen, wenn sie nicht durch Un-

barmherzigkeit dahin getrieben werden, wie im Bauernaufbruh des sechszehnten Jahrhunderts durch die allmächtigen Edelleute. Keine Nation taugt schlechter zu einer Revolution, als die deutsche; keine ist geeigneter zu einer Evolution ihrer Kraftmasse jeder Art, unter Leitung eines Weisen auf dem Throne, als sie.

Die Tugenden der Völker haben die nämliche Grundlage, wie die Tugenden der Kinder — den Gehorsam. Ohne diese ist alles Uebrige nichts. So lange keine Fähigkeit, kein Pflichtgefühl da ist, Gesetzen zu gehorchen, bleibt der Untergang der Regierungswillküren vergebens. Man vertauscht ein Elend mit dem andern.

Schlabrendorf's Wahlpruch.

Wolle fromm;
Denke frei;
Handle froh;
Trage frisch!

S t. S i m o n.

Die St. Simonisten in Frankreich sind die Stillen im Lande. Sie bilden eine kleine Sekte und es scheint, sie wolle nicht klein bleiben. Bleibt sie nicht klein, so hilft der steif gewordene Körper des katholischen Priesterwesens zur Vergrößerung ihrer *).

*) Schlabrendorf machte diese Bemerkung im Jahr 1821. Im Jahr 1831 stand die Sekte schon mit einem gewissen Glanz in Paris da; hatte ihre Lehrer, ihren Tempel, ihre Prediger. Der Globe war unter den Zeitschriften ihr Stimmwerkzeug. Andere öffentliche Blätter sprachen über sie. Ihr Anhang wuchs. Es ist

St. Simon selbst ist ein wunderlicher Heiliger. Er stammt aus dem alten Hause der St. Simons. Vor der Revolution diente er im amerikanischen Kriege. Kühne Pläne und Ideen hat er schon früh mit Eifer ergriffen. Einmal sollte es eine Compagnie Neutonienne geben und er darin der Hauptmann seyn. Es handelte sich nur um die Kleinigkeit eines kleinen Thalers, den jeder auf Bildung Anspruch machende Europäer zu der Stiftung beitragen sollte. Sein erstes Vermögen hat er in Entwürfen durchgebracht. Er trat einmal zu einer Aktien-Unternehmung, als er schon 100,000 Fr. Schulden hatte.

Nachdem er den Newton, oder Newton ihn, im Stich gelassen hatte, warf er sich in die Metaphysik. Unglücklicherweise war ihm die Geschichte derselben so unbekannt, daß er immer neue unerhörte Entdeckungen zu machen glaubte, und seine Paradoxen beständig entschuldigte, während er die

nichts Ungedebbares, daß der St. Simonismus sogar Modesache wird, als Religion der aufgeklärten französischen Welt, d. i. als Religion derer, die ohne Religion sind, weil der katholische Cultus ihr Gefühl nicht mehr in Anspruch nimmt, und die ultramontane Dogmatik ihre Vernunft beleidigt.

Der St. Simonismus giebt sich für veredeltes Christenthum, wie er das Christenthum für veredelten Mosaismus hält. Wissenschaft vom Göttlichen und Gewerbsleiß im Leben sind seine beiden Hauptrichtungen; beides muß heiligend für den Menschen wirken. Gott ist Alles, Geistiges wie Materie; und Alles ist Ein s, und heilig oder göttlich. Da die theologischen Dogmen der katholischen Kirche den Simonisten Christenthum heißen, glauben sie sich dem Christenthum gegenüber, oder darüber erhaben. Genau betrachtet wissen sie nicht, was Viele in Frankreich nicht wissen und wohl auch anderswo nicht, nämlich: worin das Wesen des Christenthumes bestehe? Und daß sie es nicht wissen, ist die Schuld der Christenthumslehrer.

Isch.

bekanntesten Dinge zu Markte brachte. Zur Zeit dieses Philosophiefiebers sprach er mit jedem, der ihn begegnete, nichts als Metaphysik. Er traf einmal den armen, alten D... auf dem Pont-Neuf, faßte ihn beim Kopf, drängte ihn in einen Winkel der Brüstung, und demonstirte. Vergebens betheuerte D... nichts von Metaphysik zu verstehen. „Vous vous trompez,“ rief St. Simon: „vous êtes plus métaphysicien que vous ne croyez!“ und er demonstirte weiter.

Nicht glücklicher als in Entdeckung neuer philosophischer Ideen, war er bei seinem Vorschlage, einen Berg in der Schweiz zur Bildsäule Napoleons umzuformen, die in der einen Hand eine bewohnte Stadt, in der andern einen See tragen sollte. Der Einfall war nur noch um eine Spanne kolossaler, als der ältere Gedanke, den Berg Athos zur Bildsäule Alexanders auszuheben.

Ein anderes Mal wollte St. Simon die Physik, und nichts als Physik zur wahren Religion machen. Die Religionslehrer sollten in den Kirchen Vorträge über die Geheimnisse und Wunder der Natur halten. Man würde da, denk' ich, Elektrifizirmaschinen auf den Altar gesetzt und die Gläubigen mit galvanischen Säulen gerührt haben.

In den letzten Zeiten erschien er als politischer Schriftsteller und eifriger Vertheidiger des Systeme industriel et scientifique. Da nun die französische Restauration und Legitimität weder mit Industrie, noch mit Wissenschaften viel zu schaffen haben mag, gehörte er zur Opposition. Da er von sich nicht wenig eingenommen ist, wunderts mich, daß es Leute giebt, die von seinen Ideen eingenommen sind. Wie er in seinem Geist immer sein eigener Kontrast ist, so ist er's auch dem Leibe nach. Man denke sich einen großen, breitschultrigen Mann mit einer dünnen, fistulirenden Stimme.

Prophezeihungen.

Wir leben in den Zeiten der Träume und Prophezeihungen, weil keiner mit der Gegenwart zufrieden ist, und jedermann das Ende des europäischen Romans voraus wissen möchte.

Der Jesuitengeneral Ricci, unter welchem Clemens XIV. den Orden der Gesellschaft Jesu aufhob, soll geweissagt haben; die Türken würden ihre Pferde am Dome von Rdn anbinden. Dann aber kämen bessere Zeiten und das tausendjährige Reich.

In Preussen trägt man sich, wie man mir sagt, jetzt mit einem Traume Friedrichs II., der mir bedeutsamer scheint, als die Offenbarung Ricci's. „Mir träumte,“ soll der König einmal erzählt haben: „es sei mir Lust angekommen, zu wissen, was lange nach meiner Zeit vorgehen werde; habe mich zu dem Ende mit Speise und Geld versehen, in eine abgelegene Gegend begeben, und da einen Epimenides-Schlaf gehalten. Als ich erwachte, waren die Speisen fort; doch hatt' ich das Geld noch. Ich ging auf die Landstraße und wußte nicht mehr, wo ich war? Zum Glück begegnete mir ein Bauer, den ich um den Weg zum nächsten Ort fragte. Er gaffte mich dumm an und schwieg. Als er mir den Rücken zuwenden wollte, bot ich ihm einen Friedrichsd'or an, um den Kerl geschmeidiger zu machen. Er besah das Geldstück von allen Seiten, wunderte sich und sagte: „dies Geld kann man hier zu Lande nicht gebrauchen. Das kennt niemand. Ihr müßt von unserer Sorte haben, wenn Ihr nicht Hungers sterben wollt.“ Dabei griff er in die Tasche und zeigte mir einige — russische Kopeken. Er verließ mich und ging zu seinem Ackerfeld, wo er seinen Pflug hatte, vor welchem einige Menschen angespannt waren. „Dho!“ rief ich: „ist es hier Sitte, Menschen an den Pflug zu spannen?“ — „Warum

nicht?“ entgegnete der Bauer: „Sie sind wohlfeiler und nützlicher, als anderes Zugvieh.“ — „Aber lassen sich denn die Leute das gefallen?“ rief ich. „Warum nicht?“ antwortete er! „Man kann es ihnen schon beliebt machen!“ und zeigte lächelnd auf seinen Kantschuh.

„Ich lief in meiner Angst durch manches Dorf. Jedes bestand aus einem prächtigen Schloß, einigen Kirchen und Klöstern und einer Menge unsfähriger niedriger Ställe. In diesen wohnten die Unterthanen des Edelmanns. Ich kam in die Hauptstadt. Viel Luxus. Aber das Heiligste und Edelste war ins Gemeine und Ekelfhafte travestirt. Mir war zu Muth, wie einem frommen Christen, dem man in Kamtschatka, beim heiligen Abendmahl, in Ermanglung von Brod und Wein, gedörrten Fisch und Branntwein darreicht. — Wo bin ich denn? schrie ich. Und ich wachte auf.“

Bemerkungen über Sprache.

Die Sprachen des Alterthums waren metrische (oder quantifizirende, wie man wohl auch in Prosodien sagt), das heißt, ihr Rhythmus wurde durch Länge und Kürze der Sylben bestimmt; die Sprachen der spätern Welt, zumal des Nordens, sind accentuirte, oder betonte, das heißt, die größere oder geringere Erhebung der Stimme bei Sylben und Wörtern, das Lauter oder Leiser des Tons, bestimmt den Takt des Sylbentanzes:

Die Verschiedenheit der alten und neuen Sprachen in dieser Hinsicht ist nicht so zu verstehen, als ob in jenen nur das Gewicht der Sylben für sich, und in diesen nur deren Betonung bemerkbar wäre. Darin besteht sie, daß in den alten das Sylbengewicht, in den neuen die Betonung zum Takt der Rede Hauptsache ist. In jenen aber würde es ein Feh-

ler gewesen seyn, die Betonung immer unberücksichtigt zu lassen; in diesen ist es Fehler, den Ton immer vorzugsweise auf Sylben zu werfen, die ihrer Natur nach kurz sind. Ein Vers, in welchem alle kurze Sylben betont, die langen unbetont gelassen würden, wäre unerträglich.

Die vorzügliche Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache vor den übrigen neuern besteht darin, daß in ihr die Betonung oder der Accent nicht willkürlich, sondern naturbegündet ist und in der Regel auf der Wurzelsylbe ruht. Nur in äußerst wenigen Wörtern bildet sich eine Ausnahme, die der Wohlklang verlangt hat, z. B. im Wort lebendig. In diesem liegt der Ton nicht auf der Wurzelsylbe, sondern auf der zweiten. Doch im Plattdeutschen und einigen Provinzen, z. B. Kiefland, hat auch hier die erste Sylbe den Ton.

In jedem Satz giebt es ein scharfer betontes Wort; in manchem giebt es zwei, die jedoch nie gleich accentuirt sind. In manchen Sätzen legt sich der Ton sogar auf das unbedeutendste Wort, und gerade weil es das ist, um die Bedeutung, die der anderswo hingeworfene Accent dem Gedanken geben würde, zu vermeiden, z. B. in dem Grusse: Guten Morgen, lieber Freund.

Es giebt Gedanken, die Jahrtausende bekannt sind, und nie die Früchte trugen, deren Keim in ihnen liegt; z. B. das Quincilianische *sunt brevibus breviora, sunt longis longiora*. Zwischen der größten Länge und größten Kürze, zwischen der gänzlichen Accentlosigkeit einer Sylbe und ihrer stärksten Betonung giebt es der Abstufungen nicht wenige. Ich glaube, man kann deren neun bemerkbar machen; aber wie viele müssen es nur dem Innersten leisen Gefühl seyn! So sind z. B. im Dactylus — *oo* die beiden letzten Sylben nicht gleich kurz. Soll Wohlklang beobachtet werden, muß die letzte Sylbe ein

Unmerkliches länger sey, als die unmittelbar vorangehende. So sehr flieht die Natur die kleinste Einförmigkeit.

Der Rhythmus ist überall unentbehrlich, unausweichlich. Zwischen Poesie und Prosa ist in dieser Beziehung nur der Unterschied, daß der Dichter, hat er einmal die Wahl seines Rhythmus getroffen, daran gefesselt ist, während dem Prosaisker die unbeschränkteste Abwechslung zu steht. Die Prosa ist eine unendliche Reihe rhythmischer Versuche. — In allen Sprachen hat man zuerst poetische Leistungen für die Nachwelt bewahrt, nicht nur, weil der jugendliche Geist der Nationen, bei ihrem In sich selbst erwachen, mehr in Gefühl und Einbildungskraft wandelt, oder weil das Poetische ein Kunstwerk ist: sondern weil eben der Rhythmus, welcher dem Wortstrom bindende Einheit giebt, das Geschäfte des Gedächtnisses erleichtert. Schon Kinder behalten den auf der Trommel geschlagenen Marsch unwillkürlich im Sinn, während ein unregelmäßiges Trommelgerühr vergessen wird, sobald es endet.

Die deutsche Sprache war gewiß ehemals wohlkautender. Sie ist nur darum ein solches Geklapper geworden, weil sie am Ende mehr gesehen als gehört, mehr geschrieben als gesprochen wurde, und die lebendige Rede sich zuletzt der Schrift nachmodelte. Das Auge kennt keine Betonung; es verschluckt Alles. Das Ohr entscheidet über Wohlklang allein. Wir haben daher richtige Dichter; wir haben wohlklingende Verse. An eine wohlkautende Prosa ist noch gar nicht zu denken. Erst als lebendiges Wort im Munde großer Redner kann die deutsche Sprache wohlklingender werden, und das Gedächtniß des Ohrs, denn jeder Sinn hat gewissermaßen sein Gedächtniß, wird, an die Rede gerichtet, auch über den Wohlklang der geschriebenen Perioden walten.

Die Sache ist um so bedeutsamer, da gerade durch das Ohr der Weg zu den Bewegungen im Gemüth geht; durch das Auge wird nur zunächst auf den Verstand gewirkt.

Länge und Kürze spricht auch das Auge an. Verse, nach Maß und Gewicht der Sylben geordnet, können auch bloß geschrieben und mit den Augen gelesen, durch ihre Richtigkeit gefallen. — Aber der Accent, die unendliche Abwechslung der Töne, spricht das Tiefste des Gemüths an; das Sylbengewicht wird dabei nicht überhört, aber zur Nebensache. Ist es somit nicht ein Vorzug der neuern Sprachen, daß in ihnen die Betonung Hauptsache geworden ist? Die alten schmückten hauptsächlich die Vorhalle der Gemüthswelt; die neuern dringen in das Allerheiligste. Hat nicht also auch die Sprache der Menschen jetzt höhere Bedeutung und höhern Charakter angenommen, indem sie sich aus der Sinnenwelt in das Gebiet des Geistigern erhob? Ich möchte fast sagen, das Christenthum wirkte auf das Innere des Sprachwesens ein, und schied auch hier Altes und Neues.

Der durch's Sylbengewicht gewonnene Rhythmus kann der extensive, der durch Betonung entspringende der intensive genannt werden. Jener bezeichnet die Dauer; dieser die Kraft. Alle neuern Völker haben vorzugsweise für den letztern Empfänglichkeit; selbst die Neu-Griechen haben aus ihrer alten quantitativen Sprache eine neue accentuirende gemacht. Es finden sich, wie gesagt, beide Arten des Rhythmus in allen Sprachen, nur ist einer oder der andere vorwaltender. Billoison bemerkt und beweiset ausdrücklich, daß die Griechen beides, Quantität und Accent, in ihren Versen berücksichtigten, nur jene vor diesem.

Die Betonung der Sylben und Wörter macht sich auf zweierlei Weise, durch den Grad der Stimme, das Laute und Leisere derselben, und durch den Gang der Stimme, in ihrem Steigen und Fallen. Man hat das auch, wunderbarlich genug, den Sylbenaccent und oratorischen Accent geheissen. Den Betonungsgrad bringt die Lunge hervor, die durch stärkere oder schwächere Anstrengung und einen dadurch bewirk-

ten größern oder geringern Luftstrom die Stimme verstärkt oder schwächt. Ihre verschiedene Wirksamkeit gleicht in dieser Hinsicht derjenigen eines mehr oder minder gespannten Violins bogens im Druck auf die Saite. Der Betonungsgang, das Steigen und Fallen der Stimme, wird durch die Stimmrige gegeben. Er ist steigend (auch anatomisch so, ein Steigen der Glotte) wie z. B. in der Frage, oder fallend im Uebergang zum Ruhen. In der Heiserkeit läßt sich wohl der Betonungsgrad noch hervorbringen; aber der Betonungsgang ist unmöglich, eben weil Heiserkeit in einer Verschleimung der Glotte besteht, die das Vibriren derselben dämpft, das *sotto voce* der Musik. Eine Melodie läßt sich in der Heiserkeit nicht hervorbringen.

Der Betonungsgang hat in allen Sprachen die nämliche Bedeutung, und muß sie haben. Es ist naturgemäß, daß das *crescendo*, das Höhersteigen der Stimme, wie bei der Frage, Aufmerksamkeit des Hörenden anregt; das *decrecendo*, die Aufmerksamkeit entläßt.

In der Musik giebt es eigentlich keinen oratorischen Accent, keinen Betonungsgang für Einzelntöne, sondern nur für eine Reihe derselben, oder in der Melodie. In dieser sind Grad und Gang des Klanges zum Rhythmus gleich wichtig, Länge, Kürze, Stärke, Schwäche, Dauer und Kraft der Töne. Den eigentlichen, feinern, zarteren Tongang der menschlichen Stimme ersetzt überschwenglich die verschiedene Bedeutung der Töne im Auf- und Niederschlag (*Arsis* und *Thesis* der Alten) die Tonfolge in arithmetischen Verhältnissen, als Melodie, oder in gleichen Verhältnissen Zusammenklang der Töne, als Harmonie, und der größere Reichthum der Tonleiter. — Der Betonungsgrad nach Länge und Kürze, Stärke und Schwäche, der Takt bleibt aber immer die Hauptsache der Musik. Wir können uns, ohne Takt, sie heutiges Tages gar nicht vorstellen. Sie ist also gleichsam beständig nur Poesie des Tons.

Man sagt, das Alterthum habe eine Musik gehabt, welche zwar rhythmisch, aber doch des Taktes gänzlich entbehrend, sich frei in allen Tönen bewegt habe. Dies wäre also eine ungebundene Musik, oder die musikalische Prosa gewesen. Ich zweifle, daß eine Prosa vor der Ton-Poesie bestanden habe, eben so begeisternd als diese, oder wohl gar noch mehr, als diese, wie Meibom glaubte. Der Takt beherrscht selbst die Schlachtlieder der amerikanischen Wilden. Aber diejenigen irren eben so sehr, welche die Unmöglichkeit einer musikalischen Prosa behaupten, oder daß sie dem Ohr und Gemüth zusagen können. Auch Finken und Amseln, Lerchen und Nachtigallen singen Prosa, ohne allen Takt, und doch anmuthig; und taktlos und doch anmuthig singt der Wind durch die Saiten der Aeolis-harfe.

Die menschliche Sprache gleitet, in einer beschränkten Tonleiter von etwa drei Tönen oder vielmehr einer Terze, steigend und fallend durch die zartesten Zwischentöne mit unglaublicher Mannigfaltigkeit hin. Die Musik springt, ohne Uebergänge anzustreifen, hart von Ton zu Ton. Der sogenannte „Quetscher“ in der Musik ist noch nicht hundert Jahre alt. Es ist das Durchgleiten aller Uebergänge von einem Ton zum andern, vermittelt der Menschenstimme im Gesang, oder vermittelt der Violinsaite, eine musikalische Bewegung, die in das Gebiet der Sprache, in das Geheimniß des Tongangs derselben eingreift. Sie bringt durch den Contrast große Wirkung hervor, und drückt besonders eine wollüstige, schmachtende Empfindung aus.

Die Sprache verhält sich zur Musik, wie das Schweben zum Tanz. Aber ich will keine Bilder geben; es könnte mir wie Schelling gehen, der die Architektur, welcher, wie der Musik, arithmetische Verhältnisse zum Grunde liegen, eine gefrorne Musik nannte, ein mehr wunderlicher, als vielbesagender Ausdruck. Warum nannte er nicht folgerecht ein Feu-

ster von drei Fuß Höhe, zwei Fuß Breite eine gefrorne Quinte?

Die Verirrungen und Willkürlichkeiten, die in der physischen Grammatik oder in der Lehre vom Werden der Sylben und ihrer eigenthümlichen Klänge herrschen, sind daher entstanden, daß Physik und Grammatik noch nie Hand in Hand gingen; der Physiker nicht Grammatiker, und dieser nicht jenes war. Die physische Grammatik ist von der höchsten Wichtigkeit für alle vorhandene und zu entdeckende Sprachen, indem sie die möglichen Elemente aller vorlegt und ordnet. Welch ein Vortheil, wenn sie überall nur zu einer naturgemäßen Ordnung des Alphabets nach der Verwandtschaft der Töne führte. Freilich würde man, wegen Bezeichnung der Töne einer von Wenigen gekannten Sprache, nicht selten in Verlegenheit gerathen, und sich etwa, wie die Jesuiten bei einer Art des Lautes in der chinesischen Sprache, mit dem Gleichniß behelfen: *c'est comme un petit cri de l'estomac*. Eine solche Grammatik würde mit dem Werden der Vocale beginnen, die reine Singtöne, durch Wiederhall im Stimmgewölbe hervor gebracht, sind; dann zu dem Werden der lautlosen Consonante übergehen, welche jene Singtöne mannigfach begränzen und damit formen oder ihnen Gestalt geben, und zuletzt mit der philologischen Climatologie enden, in welcher die Einwirkungen der Himmelsstriche, der Sumpfländer, Gebirge und Ebenen auf die Sprachwerkzeuge dargelegt werden.

Auch hat das Klima, und die Erziehung der Völker, damit also mehr oder mindere Beweglichkeit und Reizbarkeit der Menschen, vorherrschende Ausbildung höherer oder niederer Seelenvermögen, keinen geringen Einfluß auf Geist und Bau ihrer Sprachen. — Welch ein Unterschied ist schon zwischen den Deutschen und Franzosen, z. B. in Rücksicht des Periodenbau's.

Die Kürze der französischen Perioden hat den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers, ohne ihn

lange warten zu lassen, fast eben so schnell befriedigt, als erregt. Der Franzose fordert Klarheit. Da sich ihm ein größeres Ganzes nicht überschaulich darbietet, ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, hilft ihm die Sprache, und giebt ihm die Sache theelbffelweis. Die längern deutschen Perioden fügen sich der Wißbegier des Hörers nicht so gefällig; aber sie haben den Vortheil, indem sie die Aufmerksamkeit festhalten, das Nachdenken zu vergrößern, und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrerer Gedanken einen Gesamtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt. Ich möchte sagen, im Genius der deutschen Sprache waltet, um ein Bild von der Musik zu entlehnen, mehr die Harmonie vorwaltend; im Genius der französischen, die Melodie.

Königlicher Wahsinn.

König Christian VII. von Dänemark, der seit dem Jahre 1766 sein Reich regierte, auch wie viele andere große Herren sogar Doktor der Rechte zu Cambridge war, verfiel zuletzt in Wahsinn, wie man weiß; blieb aber dennoch König, bis er im Jahr 1808 starb, und regierte also, wie viele andere große Herren, dem Namen nach.

In seiner Geistesstrübe hatte er zuweilen lichte Augenblicke, oder in seinem Wahsinn lag oft etwas Geniales, wie die shakespeare'schen Narren es zu haben pflegen. Er unterschrieb noch immer alle Ausfertigungen, meistens aber so undeutlich, daß man ihm die nämliche Schrift mehrmals vorlegen mußte. Bald machte er ellenlange Buchstaben, bald malte er eine Frage hin, oder unterzeichnete einen Kabinettsbefehl: „Christian VII. et Comp.“

Nicht selten, wenn er eine Stunde und länger mit Unterschreiben seines Namens zugebracht hatte, pflegte er die

Feder hinweg zu werfen und auszurufen: „Für heute genug regiert!“

Bekannt ist sein Wort von der langen Nase, das er einem Gesandten zurief: „Hätte man Ihren Herrn so lange bei der Nase herumgezogen, wie mich bei meiner, sie würde eben so lang seyn!“

Die Personen, welche an der königlichen Tafel speisten, nahmen gewöhnlich gar keine Rücksicht auf ihn, und unterhielten sich so zwanglos, als wenn er nicht da wäre. Einmal, als eben Damen, die ihm zur Seite saßen, sich vor ihm mit den Köpfen zusammen neigten, um einander etwas zu sagen, schob er sie mit beiden Armen auseinander, legte sich dann mit diesen breit auf den Tisch, sah ernst umher und rief mit starker Stimme in die etwas lebhaftere Gesellschaft hinein: „Aber wie nun, wenn ich plötzlich jetzt zum obbliegen Gebrauch meines Verstandes gelangt wäre, — was dann?“ Alles verstummte bei diesen Worten, in Besorgniß, daß das angekündigte Unglück geschehen sey. Der König ließ sie ein Paar Minuten in der ängstlichen Ungewissenheit; dann nickte er ihnen zu, indem er sie anlachte und sagte: „Nun, nun, Kinder, für diesmal mag es so seyn!“

Hochschule der Weisheit.

Früher, auf Schulen, auf Reisen, hatt' ich wohl Philosophie gehört und gelesen; aber gelernt hab' ich sie erst in den Gefängnissen aux Ecoissais, in die ich, während der Schreckenszeit zu Paris, mit vielen andern Unschuldigen geworfen war. Und die Methode in dieser Hochschule wahrer Lebensweisheit war in der That so ungemein zweckmäßig, daß es mir und meinen Mitgefangenen, oder Schulkameraden, schwer gefallen seyn würde, nichts zu lernen.

Möge man mirs nun glauben, oder nicht, ich kam so

schuldlos zur Ehre des Kerkers, wie irgend ein Mensch. Ja, noch mehr, einer der redlichsten, gutmüthigsten Menschen veranlaßte mit vielem Eifer meine Verhaftung. Dies war ein gewisser Ehrmann aus dem Elsaß, damals Mitglied des Nationalconvents; jetzt (1821), glaub' ich, würdiges Mitglied einer richterlichen Behörde im Elsaß. Er hatte ein mildes Herz, konnte keinem Kinde weh thun. Aber er wurde in den Strudel der Revolution hineingerissen, ohne zu wissen wie? und hatte es darauf gerade, wie alle schwache Menschen; sie glauben, in der Sache, der sie angehören, nicht genug thun zu können, um redliche Leute zu bleiben oder etwas bei den Ihrigen zu gelten.

Ehrmann konnte meine Gelassenheit in den Stürmen nicht begreifen; verstand meine Ansichten nicht; und, was das größte Unglück war, hielt mich für einen Allem überlegenen Geist. Im häufigen Umgang mit mir muß sich seiner wohl eine Art Furcht vor diesem Geist bemächtigt haben. Denn er wiederholte seinen Kollegen gar zu oft: „Der ist ein Teufelskerl! der ist gewiß ein außerordentlicher Mensch! Wenn's dem einfiel, er könnte uns ganze Departements in Flammen setzen.“ Er äusserte diese gefährliche Bewunderung so oft, daß er am Ende selber sich überredete, ich könnte furchtbar werden. Andere davon zu überreden, die mich gar nicht kannten, und in damaliger Zeit, war ein Leichtes. Ich ward also verhaftet.

Das Unglück ward noch drohender, nicht durch meine Feinde; denn persönlich hatt' ich keine; man konnte mir auch weder Worte noch Thaten zum Vorwurf machen. Nein, meine eigenen Freunde brachten mich in Lebensgefahr. Denn aufgefordert durch die Gräfin Julie Reventlow, Claudius in Wandsbek, u. a. m., die mich kannten, verwandte sich der Graf Bernstorff für meine Freilassung. Niemand aber fiel zu jener Zeit so unausweichlich der Guillot-

tine anheim, als der, für welchen eine auswärtige Macht ihren Einfluß versuchte. Reinhard, seitdem Graf geworden und französischer Gesandter in Frankreich, war damals Sekretär des Wohlfahrtsausschusses, schrecklichen Andenkens, für die diplomatischen Angelegenheiten. Er mußte monatlich eine Liste derjenigen Gefangenen einliefern, für welche auswärtige Empfehlungen statt gefunden hatten. Mein Name stand an der Spitze der Liste. Zum Glück las sie niemand. Reinhard, aus guten Gründen, war dessen herzlich zufrieden, und die Gefahr schwebte Monate lang, wie das Schwert des Damocles am Haar, über meinem Haupt, ohne mich zu treffen. Ich brachte siebenzehn Monate im Gefängniß zu, und ich mußte herausgeschmuggelt werden durch Denzel und Andere, ungeachtet ich lange und vergebens darauf beharrt hatte, so herauszukommen, wie ich hineingekommen war, nämlich mit Untersuchung.

Aber selbst nach dem 9. Thermidor hörte der gute Ehrmann nicht auf, mich mit seiner Bewunderung zu verfolgen. Immer von der nämlichen Idee besessen, war er es, der mich durch sein Geschwätz beim Wohlfahrtsausschuß am meisten verdächtigte.

Wenige Tage nach meiner Befreiung, es war im März 1795, speisete ich mit Mehrern bei Wasse, einem Kaufmann, der wegen Waarenlieferungen und Contracten mit der Regierung nach Paris gekommen war. Als ich in's Zimmer trat, erblickte ich auch meinen guten Ehrmann, der feuerroth wurde und mir mit offenen Armen entgegenlief. Er konnte sich nicht satt wundern, wie so ein Mann, so ein Genie, die Schreckenszeit überlebt habe! *)

*) Hier verdient ein Zug eingeschaltet zu werden, der zur Bezeichnung von Schlabrendorf's edler, ich möchte sagen, kindlichguter Gemüthsart, besser denn jeder andere dient, und dem Mittheiler

Lustiger noch war am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795) der Austritt zwischen ihm und Laquante, einem Elsasser, also seinem Landsmann. Dieser war das volle Gegenheil von ihm, ein großer, kräftiger Mann, und dabei von entschlossener Denkart; übrighens Royalist.

Ehrmann hatte sich an dem Tag verspätet, wohl auch verspätet wollen, denn der Kampf gegen die Conventstruppen in der Stadt war hartnäckig. Er konnte nicht nach dem Convent, und wollte auch nicht nach Hause, wo man ihn, als einen Terroristen, im Fall die Sektionen siegen würden, unfehlbar aufgesucht haben würde. Er begab sich also zu seinem Landsmann, und bat diesen um ein Nachtlager.

„Ganz gern!“ sagte Laquante, der ein kleines Quartier in der Straße Richelieu hatte, und dessen Frau eben Wächnerin war: „Aber wir müssen uns beide mit einer Matratze im Vorzimmer begnügen. Uebrigens wissen wir Zwei ja noch nicht, wer von uns siegen wird, ob die Sektionen oder der Convent? Wir wollen also ein Uebereinkommen treffen. Siegen wir Royalisten gegen den Convent, so

durch Herrn Delsner, einem der Genossen bei jenem Gastmahle, erzählt wurde.

Graf Schlabrendorf stellte sich nämlich bei Ehrmann's unmäßigen Freundschaftsbezeugungen unendlich gerührt; that, als wenn er von Allem, was Ehrmann gethan, nichts wisse; setzte sich bei Tische neben ihm und fuhr in dieser Art Unterhaltung fort. Der Graf schenkte seinem kleinen Nachbar fleißig ein, und nickte Delsnern, der ihm gegenüber saß, und mit Allem vertraut, sich an dieser Scene belustigte, listig zu. Nach dem Essen trat er zu Delsner. „An dem hab' ich mich doch gut gerächt!“ meinte er: „Bemerkten Sie nicht, wie er mich, den er für ganz unwissend hält, zu mystifiziren glaubte, und wie doch ich es war, der ihn tüchtig mystifizirte.“

nehm' ich dich in Schutz. Sieget ihr Terroristen, so schützt du mich."

Die unruhige Nacht verging, und am andern Morgen machte sich Laquante auf die Straßen, um den Ausgang der Dinge zu vernehmen. So erfuhr er den Sieg des Convents. Nun holte er sich einen alten, verrosteten Degen, ging damit zu dem kleinen, erschrockenen Ehrmann, kniete ehrerbietig vor ihm nieder, wie ein Goliath vor David, und überreichte ihm auf erzkomische Weise das Mordwerkzeug mit den Worten: „Nimm, du Blutmensch, ich bin dein unterthäniger Gefangener!"

Die närrische Geschichte machte mich unmäßig lachen; es wandelte mich sogar eine kleine Rachlust an, und ich bat den Maler Guerin himmelhoch, er müsse mir die Scene zwischen dem kleinen und großen Mann skizziren.

Physiognomie von Paris am 10. August. 1792.

Es wäre Sünde gewesen, bei großen Ereignissen der Revolution in der Stube zu bleiben. Auf den Straßen war viel zu lernen.

Gleich nach Erstürmung der Tuilerien und Vernichtung der Schweizer sah man überall das Volk mit rothen Lappen von den Uniformen der Schweizeroldner auf Piken, Bajonetten, Säbeln und Hüten *). Es waren die Triumphzeichen des Tages. Geplündert wurde nicht, sondern nur zerstört. Selbst die Matratzen, die man im Schlosse und in den Kasernen der Schweizer gefunden hatte, wurden zerschnitten. Der Caroussellplatz war von Wolle ganz bedeckt. Und

*) Das nämliche Schauspiel mit den rothen Lappen ward in der Juliwoche 1830 in Paris wiederholt.

Zsch.

doch sind Matratzen der geschätzteste Reichthum des gemeinen Volks, wie anderswo, so auch in Paris. So sammeln in Schlesiens die Dienstmägde schon Federn für künftige Betten auf, und es ist da ein arger Vorwurf, nicht einmal ein Bett unter dem Leibe zu haben.

Die Leichen der Getödteten, die im Garten der Tuilerien und sonst herumlagen, waren bald nackt ausgezogen, nicht aber um sie zu plündern, (obnedies waren es meistens arme Soldaten, die Offiziers hatten sich gerettet), sondern um die Kleider, als Siegeszeichen, zur Schau herunzutragen. Hüte voll Louisdor wurden dem Präsidenten der Nationalversammlung überbracht. Diebe, die sich etwa unter dem Volke befanden, wurden, wie die Schweizer und die Hofleute, aus den Fenstern gestürzt. Ich selbst sah solches, mit Bewundrung und Grausen über die Gerechtigkeitspflege des Volks *). Nur der Wein in den Kellern wurde getrunken, und häufig auf den Straßen vertheilt. Ich sah einen taumelnden Kerl, in jeder Hand eine volle Flasche, die er den Vorbeigehenden anbot: „Veux-tu du vin de Veto?"

Abends bot der Caroussellplatz einen malerischen, aber schauerlichen Anblick dar. Die beiden Schweizerkasernen,

*) Auch einer meiner Söhne war, in der Juliwoche 1830, Augenzeuge der nämlichen Strenge und Verabscheuung des Plünderns in Paris. Ein bewaffneter Haufe ging vor einem Laden vorbei; ein Kerl nahm davon ein Paar Strümpfe hinweg. Ein Anderer, der selber keine Strümpfe an den Füßen hatte, sah es, schimpfte wüthend auf ihn, sagte es den übrigen, die schon voran waren, und der Dieb ward ohne Barmherzigkeit auf der Stelle niedergeschossen. — Schlachtenord's Erzählung aber beweiset, daß der barbarische Rechtfertigungsinn des Pariser Volks, mitten im Haufe seiner Wuth, im Jahr 1830 kein Beweis vorgeschrittener Gesittung war, da es beinahe vierzig Jahr zuvor auf gleiche Weise gehandelt hatte.

Zsch.

welche den Platz vor dem Schlosse in zwei rechtwinkliche Höfe theilten, standen hoch auf in dunkeln Flammen. Die finstern Häuser umher, seltsam und wandelbar beleuchtet, schienen Leben zu haben. Der Platz war von Volksgruppen angefüllt. Hier ward getrunken; dort der Haufen von einem Redner angesprochen; hier tanzten Jubelnde, dort lagen Andere bei dem Lärmen im festen Schlafe. In den benachbarten Straßen sah man noch Schweizer gemordet; besonders in der engen Gasse de l'Échelle waren bei vierzig gefallen; viele Hausthüren durch Kugeln, wie Siebe, durchlöchert.

Man hörte vom Volke wüthende Reden, die schrecklichsten aus dem Munde der Weiber. Die Nationalgarde hielt sich, wie gewöhnlich, ernst und still dabei.

Ich folgte einer Patrouille, die spät Abends, beim Schein der Fackeln, nach der Leiche eines Patrioten zu forschen schien. Da kam ein Mann, im Ueberrocke der Nationalgarde, der einen Knaben an der Hand führte. Er beschrieb ihm das Schloß, und wo zuerst aus demselben auf das Volk geschossen worden war. Dabei gerieth er in die entsetzlichste Wuth. „Die verruchten Schweizer!“ schrie er einmal ums andere: „Aber Alle müssen sie dafür umkommen! Alle, Alle! Wir wollen sie auffuchen, und verkröchen sie sich im tiefsten Bauch der Erde!“

„Was heulst du?“ rief ein Anderer einem Knaben zu, der beim unerwarteten Anblick einer scheußlich verstümmelten und zerfleischten Leiche mit Entsetzen laut aufschrie: „So wird es dir auch ergehen, wenn du einmal ein Aristokrat werden solltest. Nimm ein Beispiel daran.“ Das kann man revolutionäre Kinderzucht nennen.

In den verschiedensten Stellungen lagen die Todten am Erdboden umher, viele noch mit weit offenem Munde, wie zum Todeschrei aufgerissen, den sie bei ihrer Ermordung ausgestoßen haben mochten. Große schbngebaute Männer.

Und ich sah Weiber darauf herumtanzen, und sich des klatschenden Getöses, das sie dadurch hervorbrachten, freuen. „Legt einen solchen Kerl in Antoinettens Bett!“ riefen sie: „damit sie sehe, wie es ihren Dienern bekhmmt.“ — Der suchenden Patrouille schrien sie Joten zu.

Dieser Kannibalegeist wüthete und würgte noch mehrere Tage lang fort. Als man noch einige Tage später ein Paar Schweizer in einem Keller gefunden hatte, nagelte sie das eindringende Volk mit Piken an die Mauer *).

Bis zum 10. August hatte man von Freiheit gesprochen. Von da an kam die Gleichheit an die Tagesordnung.

Physiognomie von Paris am 21. Jänner 1793.

Die Hinrichtung des unglückseligen, guten Königs Ludwig XVI. sollte vor sich gehen. Es war ein kalter Tag, ziemlich heiter; nur ein Hdhrauch ruhte bis Mittag auf Stadt und Gegend.

Ich ging früh zu den Tuilerien, aber nicht früh genug. Beide Terrassen des Gartens waren schon voller Menschen. Die Verbindung mit dem Platz Ludwig XV. war gesperrt, indem die beiden Hälften der Drehbrücke an die Gartenseite gezogen waren. Es wurde gebaut an den Einfassungen des Platzes, daher wenig Raum; doch alle Baumaterialien, Steinhäufen u. s. w. hinter dem Militär sah man gedrängt von Zuschauern besetzt.

Sobald das Haupt des Königs gefallen war, öffnete sich die Drehbrücke, das Militär zog ab, und von allen Seiten

*) Menschlicher und schonender betrug sich das Volk im Juli 1830. Sobald Schweizer die Waffen weggeworfen, den Noth ausgezogen hatten, wurden sie gütig behandelt.

wälzten sich die Massen des Volks hinzu. Ich kam zum Gerüste, als eben ein Knecht des Scharfrichters das geronnene Blut aus dem Korbe, in welchen der Kopf gefallen war, mit der Hand ausschöpfte. Er theilte es unter die andringenden Personen aus. Man nahm es auf Schnupftücher, Kleider; einige Militärpersonen auf ihre Degenquasten. Die einen wollten es als Reliquien eines Heiligen, die andern als Trophäen, bewahren. Der Ausheilende nahm Geld, wenn die Schildwache den Rücken wandte, welche auf dem Blutgerüst her- und hinging. — Der Rock des Königs, gelbbraun, mit blau emailirten Knöpfen, wurde auf dem Schaffot zerrissen und getheilt. Spät noch setzte man kleine Stücke unter Glas in Fingerringe. Derselbe Knecht bot des Königs Haarband, seine Haare u. s. w. aus. Den Hut sah ich auf dem Plage ausbieten. Er fand späterhin den Weg in das Gefängniß der Madame Elisabeth.

Ich besuchte nach der Hinrichtung die Caffeehäuser, Schenken u. dgl. in der Nachbarschaft. Alle waren gedrängt voll; aber nirgends sprach man vom Ereigniß des Tages. Die Leute spielten Domino und trieben Anderes, als wäre nichts vorgefallen. So fand ich überall in der Stadt. Ein einziges, altes Weib hört' ich, welches einem Jungen, der triumphirt hatte über des Königs Hinrichtung, einen Berweis gab, doch mehr ironisch, als heftig. Ein leidenschaftlicher Montagnard aus dem Nationalconvent hielt mich an, und sprach mit der äuffersten Wildheit, nicht von der Hinrichtung des Königs, sondern — von der Tags zuvor geschene Ermordung Lepelletiers. Ein Glück, meint' er, daß der Mörder ein bekannter Royalist sei; der werde sich finden lassen. Die Girondisten würden sonst nicht ermangelt haben, den Conventsgliedern vom Berg die That zuzuschreiben.

Noch muß ich bemerken, daß die Hängung, vom Tempelgefängniß bis zum Richtplatz des Königs, zwar aus Na-

tionalgarden gebildet gewesen war, aber diese nicht in Uniform, sondern in sogenannten Bisets, wie sie nach dem 10. August allgemein so waren. Lally Tolend als Schilderung, wie er sie in London entworfen hat, was er von der allgemeinen Trauer in Paris, von dem Beten, vom Weinen, von verschlossenen Fenstern u. dgl. m. am Todestage des Königs erzählt, ist durchaus falsch. Einzelne mdgen betrübt gewesen seyn; aber die Physiognomie von Paris war es nicht.

G n o m e n *).

1. Zartem Ohre halbes Wort.
2. Der Ruthe entläuft kein Uebermuth.
3. Der Menschenweisheit Gift ist Allmacht.
4. Urtheil der Gewalt ist selten — Gewalt des Urtheils.
5. Halt aus im Leide; halt ein im Genuß.
6. Nie komm' dir Nothwendiges zu rasch; woll' es früher du selbst.
7. Lehren heißt: zeigen die nächste Bahn zum Selbstunterricht.
8. Was du leistet, ist mehr, denn was du wissen magst, werth.
9. Zorn gebiert böse Reden, Groll bösen Willen.
10. Ewigen Frieden? Ihn brauchst das Schaf; ew'gen Krieg der Wolf.

* So nannte Baggesen, der Dichter, diese kleinen Denkprüche, deren Schlabrendorf viele machte, indem er sich das Geseß dabei gab, keinem Gedanken über vierzehn Sylben zu schenken. — Er künstelte unaufhörlich an der Sprache und verkünstelte sie nicht selten bis zur Unverständlichkeit. Als mündlicher Erzähler und Redner war er Meister; als Schriftsteller übermeisterte er sich. J.

11. Sehn ist Kunst; das Kind lernt sie; der Künstler von neuem sie.
12. Aus Bildern webt Sprache Gedanken; der Künstler kehrt's um.
13. Unrecht straft sich selbst; Büttel seyn will der sich selbst rächt.
14. Ohne Meinung und Willen, da hßelt sich's gut.
15. War Jugend Rausch, ohne Wein, sei Alter Wein, ohne Rausch.
16. Tropfenfall höhlt Gestein; Vernunft viel später den Starrsinn.
17. Liebevoll ist deutscher Ernst, doch ernst auch deutsche Liebe.
18. Sei's Kloster, sei's Hof, es bleibt Ränkelust, Winkellust.
19. Frei wird kein Volk und gewerbsam, ohne Anderer Vortheil.
20. Gottesvertreter, zu viel schon! Volksvertreter thun noth!
21. Kräfte regeln lehrt Friede; sie wagen, der Krieg.

Regierungswechsel.

Wir haben schon vielerlei historische Monographien, Darstellungen gewisser einzelner Gattungen von Begebenheiten, z. B. der Belagerungen, der Verschwörungen u. dgl. m. Wie kömmt es, daß noch kein Schriftsteller das dankbarste Fach solcher Monographien, nämlich die Geschichte der Regierungswechsel, bearbeitete? Bei keiner Gelegenheit verkünden sich Menschen und Zeiten so wahr und lebendig, als bei der Thronbesteigung eines neuen Herrschers. Tacitus hat die Wichtigkeit solcher Momente wohl begriffen. In seinen Jahrbüchern sind dergleichen Uebergänge mit großer Ausführlichkeit und meisterhaft behandelt, z. B. die Erscheinung

des Tiberius nach dem Augustus. Sie gehören zu den schönsten Stellen seiner Werke.

Freilich in verfassungsmäßigen Monarchien verschwinden die grellen Contraste; es herrscht mehr Gleichförmigkeit der Bewegungen; die Ministerien werden öfter geändert, wenn sie entweder nicht im Sinn des Monarchen, oder des repräsentirten Volks sind; und immer wird die Wirksamkeit der Minister theils durch das Grundgesetz des Staats, theils durch öffentliche Meinung und durch den Hof modificirt.

Auders aber verhält sich's bei Regierungswechseln in absoluten Monarchien; hier verwechselt der ganze Staatskörper seine Seele mit einer andern. Er empfängt einen ganz neuen Charakter, einen neuen Willen, der mit dem vorigen oft im vollen Widerspruch steht. Es treten neue Menschen auf, die man vorher nicht kannte; die alten verschwinden im Schatten. Die Wirkungen des allgemeinen Umschwungs dehnen sich bis auf den Ton der kleinsten Stadt, des geringsten Beamten, und hinwieder auf Gegenwirkungen der Nachbarstaaten aus. Man denke nur an die Regierungswechsel von Ludwig XIV. und XV., von Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., von Peter I., Katharina II. u. s. w.

Die öffentliche Vernunft.

Man bemerkt in unsern Tagen Vielerlei, was in frühern Zeiten fast ganz unbekannt war, und allein nur aus dem Gegensatz entspringt, den ein Regentemwille und eine öffentliche Meinung machen. Zwar nehmen manche Herren, von ihrer eigenen Weisheit vollkommen und aller Welt zum Troß überzeugt, vornehmen Ton an gegen die sogenannte öffentliche Meinung; fragen noch, was sie sei? wo und woran man sie eigentlich erkenne? Napoleons und vieler Andern Schicksal macht sie nicht klüger im Handeln. Aber dennoch fürchten sie

sie heimlich. Sie ist ihr böses Gewissen, welches sie in sich berauben und vernichten möchten. Ein gewisser Professor F. . . in Bonn, der gegen Luther tapfer zu Feld zog in seinen Vorlesungen, und an der Spitze der Proselytenmacher stand, hatte mächtige Gönner für sich, aber die übrigen vernünftigen Leute gegen sich. Ich lese nun in der Zeitung, er sei seiner Stelle entlassen worden, aber mit Beibehaltung des ganzen Gehalts. Das heißt nicht, man habe ihn bestrafen wollen, sondern man hat nicht den Muth, ihn zu belohnen.

Öffentliche Meinung ist wirklich nur der zum Durchbruch gekommene, öffentlich gewordene, gesunde Menschenverstand, welcher gegenwärtig noch in vielen Ländern ganz still privatisiren muß. Jeder, sobald er vor allem Volk steht, schämt sich eben so sehr, geradezu unvernünftig, als geradezu lasterhaft zu erscheinen. Man will Diener, man will nicht Tadelr; und stellt daher gewöhnlich gute Köpfe damit auf die Probe, ob sie zum Dienen taugen, daß man ihnen breite Titulaturen anbietet. Nehmen sie dergleichen willig; so hat man von ihrem gesunden Verstande wenig zu besorgen.

Die Titel mancher Leute erinnern mich an die gedruckten Ankündigungen spanischer Stiergefechte; da werden allemal zuerst die Namen der präsidirenden Großen, dann die der Stiere gelesen, die gehezt werden sollen. Als bei der piemontessischen Revolution Rede ward, der König habe abgedankt, warfen die ihm treu gebliebenen Regimenter die Gewehre weg, und Soldaten und Offiziers liefen mit dem Ruf auseinander: „Point de roi, point de soldat!“ Sie sagten da, vielleicht wider Willen, eine große Wahrheit, so lange die Benennung Soldat ihre bisherige Bedeutung hat und behält.

Der Erzieher des Dauphins und Sohnes Ludwigs XIV., der Herzog von Montlosier, ließ einmal den gesunden

Menschenverstand vorblitzen, als der König eben ein Todesurtheil unterschrieben hatte. Er verderbte damit seinen Credit beim Monarchen ganz und gar. Dieser hatte nämlich, um seine Strenge in Bestätigung des Todesurtheils zu rechtfertigen, erzählt, daß er den Verbrecher schon einmal wegen eines Mordes begnadigt habe, und dieser nachher zehn andere begangen hätte. „Vous vous trompez, Sire,“ erwiderte Montlosier, „il n'a tué que le premier; les dix autres, c'est V. M. qui les a tués.“

Nach der Besignahme Schlesiens durch Friedrich II. fällten die katholischen Bauern ein nicht günstiges Urtheil über die neue Regierung. Aber ihr Mutterwitz traf damals doch nicht weit vom Ziel. „Die Preussen“, pflegten sie zu sagen, „haben keine zehn Gebote, sondern nur drei Gebote, die heißen: erstens, zahlt Steuer! zweitens, haltet den Deserteur auf! drittens, räsonnirt nicht!“

Man kann sich aus dem Widerwillen einer gewissen Partei gegen das Öffentlichwerden der Vernunft ihren sogenannten Haß der Ideale und der Ideen erklären. Es ist der Haß des politischen Egoismus gegen Grundsätze. Zur Zeit der Gironde nannte man alle die, welche höhern Ansichten huldigten, und nicht in die vergängliche Herrschaft der gereizten Gemüther geben wollten, spottweise hommes d'état. Nachher tobten die Dhnehosen gegen eine Aristocratie des talents. Zur Zeit des Schreckens und noch des Volkziehungsdirektoriums nannte man die bessern Köpfe, wenn sie mit ihren Grundsätzen nicht kapituliren ließen, Principiers. — Napoleon, der noch an der Spitze von 500,000 Mann gern den Satyriker machte, nannte sie Idéologues. In Deutschland taufte man sie mit dem Namen der Metaphysiker oder Metapolitiker. Welche Zwietracht unter den politischen Egoisten selbst gegenseitig herrschen möge, sie ist nicht so unverbhalich, als ihr Abscheu gegen die „Ideenmenschen.“ Ein Fouché könnte Wellings-

tou's Busenfreund werden, — aber sich mit einem Ideologen zu paaren, das wäre Unmöglichkeit.

Ich sehe für das schöne Frankreich eine trübe Zukunft vor. Daß Napoleon keine bleibende Dynastie, bei offener Verachtung der öffentlichen Vernunft, gründen werde, hab' ich lange vorausgesagt. Aber daß das gegenwärtige Regime, welches wieder vollkommen das ancien régime werden möchte, mit seinem grobsinnigen Egoismus eben so wenig bestehen werde, als er, ist mir noch weit klarer. *) Es kann nicht seyn, denn die heutigen Geschäfttreiber sind so schlecht, als man nur seyn kann.

Baron Hompesch.

Alle Abenteuerer sind mir zuwider, und doch fühl' ich mich von ihnen angezogen, wie vom Anblick eines verwilderten Gartens, dessen schönste Anlagen durch Verbuschung unkenntlich geworden sind. Alle haben Verstand, Entschlossenheit, sogar Gemüthlichkeit; aber diese Eigenschaften sind ins Monströse verartet bei ihnen; das gewissenhafte Messer der Rechtlichkeitsliebe schnitt die geilen Auswüchse nicht hinweg. So werden dergleichen Leute zu wahren Heimathlosen in der gesammten bürgerlichen Ordnung. Sie brauchen die Welt, und das Heiligste in ihr, sogar ihr eigenes Gewissen schlechthin gewissenlos.

Der Baron Hompesch, ältester Sohn einer reichsfreiherrlichen Familie, und zu einem reichen Majorate bestimmt, ward wahrlich nicht aus Armuth, sondern durch seine Sinnesart zum Abenteuerer. Schon in seiner Jugend lief er davon. Sein Dheim, in Geschäften des Malteserordens im Haag,

*) Schlabrendorf äusserte sich so am 14. November 1821. J.

fand zufällig den vierzehnjährigen Knaben. Er brachte diesen nachher in österreichische Kriegsdienste. Das Regiment des jungen Offiziers kam mit ihm nach Ungarn, wo er sich so sehr gefiel, daß er sich von den Ungarn nationalisiren ließ. Mit seinen neuen Landsleuten, die ihn unter die Zahl ihrer Magnaten aufnahmen, ließ er sich gegen Kaiser Joseph II. in eine Verschwörung ein, deren Deckmantel die Freimaurerei werden mußte. Unabhängigkeit von Oesterreich und Wahl eines eigenen Fürsten, aber aus einem fremden Hause, doch nicht mächtig genug, dem Adel von Ungarn gefährlich zu werden, war Zweck. Gleiche Gedanken gingen in Böhmen hervor, wo man sich mit den Ungarn zum gemeinschaftlichen Handeln verbinden wollte, was diese aber ablehnten.

Für Alles war gesorgt, nur der Fürst fehlte. Hompesch wurde nach Deutschland geschickt, um die Krone des heil. Stephan einem kleinen Fürsten anzubieten. Man hatte das Augenmerk auf die Herzoge von Weimar und Braunschweig geworfen, und auf einen dritten noch, der mir entfallen ist. Die Einrichtung war so getroffen, daß ihm ein ungarischer Edelmann, immer nur eine Tagereise von ihm entfernt, folgen mußte, damit seine Freunde schnell erfahren, wenn ihm irgend etwas begegnen sollte.

Er hielt sich einige Tage in Wien auf, dann reisete er weiter. Kaum hatte er aber das Thor verlassen, rollte ihm ein leichter Wagen schnell nach, der bei dem seinigen still hielt. „Hab' ich die Ehre, mit dem Baron Hompesch zu sprechen?“ fragte ein artiger Mann. — Ich bin es.

„Se. Majestät der Kaiser, dessen Sekretär ich bin, wünscht Sie zu sehen. Es wird kaum nöthig seyn, daß Sie mit dem Reisewagen umkehren. Nehmen Sie in meinem Wagen Platz, und lassen Sie den Ihrigen ein wenig warten. In einer Stunde ist das abgemacht.“

Hompesch setzte sich zu dem Sekretär, dessen Wagen

bald in ein Nebengäßchen einlenkte. Man fuhr durch ein offenes Thor, innerhalb dessen Schildwachen standen. Die Thorflügel schlossen sich, und Hompesch war Staatsgefangener. Beim Verhör läugnete er Alles, obgleich man ihm freundlich vorstellte, daß sein Geständniß nicht sowohl dem Kaiser nöthig, als ihm selber nützlich sei, und darum gewünscht werde. Ihm, als einem jungen Manne, einem Fremden, einem Verführten, würde man verzeihen, wenn er sich der Verzeihung durch Aufrichtigkeit würdig machen wolle. Beweise habe man schon ausserdem in Händen; die Ungarn hätten Alles gestanden.

Als Hompesch fest blieb, gab man ihm nach und nach nicht undeutlich zu verstehen, daß es mit dem Sterben allein nicht gethan sei. Den Tod verachte er vielleicht; aber es gebe Mittel, ihn süßamer zu machen. Unterdessen stellte man auch den verhafteten Ungarn vor. Hompesch habe Alles gestanden. Durch diese Mittel erfuhr man zuletzt, was man wissen wollte. Hompesch wurde endlich frei gelassen, aber des Landes verwiesen.

Obgleich seine Sendung ihren Zweck verloren hatte, sprach er doch davon mit den beiden genannten Fürsten; und ging dann nach Berlin, wo er dem Minister Herzberg über die ungarischen Angelegenheiten volle Auskunft gab. Er wurde als Major in der Suite des Königs angestellt. Späterhin, auf dem Kongresse zu Reichensbach, war man so unedel, die ganze Liste der ungarischen Verschwornen an Leopold II. zu geben.

In der preussischen Armee machte Hompesch noch den ersten Feldzug am Rhein mit. Doch bald trat er mit den Engländern in Unterhandlung, wegen Anwerbung einer Legion. So ward er englischer Oberst, und kam in die Niederlande. Eines Tags aber, da er aus einer Festung Geld für seine Legion geholt hatte, und, statt zu Pferde zu sitzen, sich bequem in

einer Kutsche fahren ließ, ward er von einer versprengten französischen Patrouille, unter Ney's Anführung, gefangen. Die hinter dem Wagen angebundenen Pferde, von seinen Bedienten abgeschnitten, entkamen mit diesen. Er ward nach Frankreich gebracht, und kam nach Paris. Hier lernt' ich ihn im Luxemburg kennen. Klüglich verheimlichte er den Franzosen, daß er englischer Oberst sei. Man kannte ihn nur als preussischen Major. Als solcher erlangte er durch den Frieden von 1795 seine Freiheit.

Er reiste ob, hielt sich aber, einer Ehrensache wegen, die er noch ausmachen wollte, in einem Städtchen am Rhein auf, während er seinen Diener nach Basel voraussandte. Mittlerweile hatte jedoch schon ein belgischer Patriot, der Hompeschens Dienstverhältnisse kannte, die französische Regierung auf ihren Mißgriff aufmerksam gemacht. Man schickte sogleich einen Courier nach, ihn aufzusuchen und festhalten zu lassen. So traf man ihn wirklich noch in dem Städtchen.

Hompesch rettete sich aber sogleich aus der Gefangenschaft, indem er sich entkleidet, bloß den Säbel bewahrend, durch den Kamin auf ein Dach flüchtete und von da sich in den Rhein stürzte. Er war ein guter Schwimmer; nackt, den Säbel zwischen den Zähnen, kam er durch die Wellen von einer Insel zur andern, zur dritten, zur vierten. („Mir ward Angst,“ sagte er mir späterhin: „es wolle mit den Inseln kein Ende nehmen.“) Am jenseitigen Ufer stand ein Desterreicher Schildwacht, der von dem nackten Manne mit dem bloßen Säbel sehr zweideutige Meinung zu haben schien. Er ward festgehalten, bis ihn die preussische Gesandtschaft in Basel reklamirte. Er ging dahin und begab sich darauf nach England.

Von hier schickte man ihn mit seiner Legion nach West-Indien, wo er unter andern auch gegen die armen Cariben von St. Vincent Krieg führte.

Seine letzte Expedition im Namen Englands, während des dänischen Krieges, war eine Art Piratenzug gegen eine der dänischen Inseln, den aber ihm die englische Regierung selber übel aufnahm, sie, die sich doch die Verheerung von Kopenhagen, die Plünderung und Verwüstung von Wasington nicht übel genommen hatte. Er kam dann einige Male nach Frankreich, um sich für die Bezahlung der seinem Oheim Hompesch, letztem Großmeister des Malteser-Ordens, stipulirten Jahrgelder zu verwenden; lebte übrigens, als pensionirter Generallieutenant, in England.

In einer einzigen seiner Redensarten prägte er seinen ganzen Charakter aus. „Sie müssen wissen,“ sagte er manchmal zu mir: „daß mir mein Mittagbrod immer für mein Frühstück feil ist.“ Jede auf einigermassen entfernte Rücksichten beruhende Vorstellung nannte er „Kazuziner-Trost.“

Der ächte Abenteuerer handelt in der That nach keinem System; er läßt sich seiner leichtsinnigen Natur über, ohne sich mit dem Nachdenken viel zu schaffen zu machen. Er ist der egoistische Skeptiker, der nur an die Gegenwart glaubt. Es giebt eine andere Art Abenteuerer, die sind dogmatisirende Schelme; man nennt sie französisch Roués. Es giebt in der deutschen Sprache kein Wort dafür, wenn man sie nicht etwa die Abgefeymten heißen will. Es möchte den Deutschen zur Ehre gereichen, daß ihnen das Wort fehlt; aber leider findet sich die Rouerie ebenfalls schon bei ihnen ein. *)

*) Was Wos in seinem ersten Werke gegen Stollberg von Hompesch und dessen Anwesenheit beim Grafen Reventlow, so wie von dessen damaligem Einfluß auf Stollberg erzählt, der Hompeschens spätere Bekehrung verkündet haben soll, verträgt

Der jüngere Bruder Hompeschens (auf den zweiten hatte der Vater das Majorat übertragen) war Feldprediger bei ihm gewesen. Ein deutscher Reichsfreiherr, ein Katholik, Feldprediger in einer aus allerlei Religionsgenossen zusammengewürfelten Legion! „Warum nicht?“ meinte Hompesch: „Mein Bruder ist ein herrlicher Kerl und die Stelle ist einträglich. Er ist zum geistlichen Stande erzogen und der Einzige in meiner Familie, der anfangs einigen Glauben an seine Religion hatte. In der Nähe von Heidelberg steht ein altes Heiligenbild im Rufe der Wunderthätigkeit. Mein Bruder befand sich einst auf der Jagd und in der Nähe des Bildes, mit seinem geladenen Gewehr. Da kam er auf den gottlosen Gedanken, seine Religion zu prüfen. „Laßt sehen, was der Heilige anstellen wird, wenn ich auf ihn anlege!“ Er verbarg sich hinter ein Gebüsch und zielte. Der Heilige verzog keine Miene. Mein Bruder drückte los und schoß ihm ein wenig Schrot ins Gesicht, der Heilige rührte sich nicht. Von Stund' an glaubte mein Bruder kein Wort mehr von allen Wundern und Heiligen. — In späterer Zeit reisete er nach Italien und hielt sich lange in Rom auf. Dort behagte es ihm so wohl, daß er zweimal das ihm geschickte Reise-geld verzehrte, ohne fortzugehen. Zum drittenmal sandte man ihm nur wenig. Mein Bruder berechnete aber, daß er weit weniger nöthig hätte, wenn er den Heimweg mit philosophischer Genügsamkeit zu Fuß machen würde; legte was dazu unentbehrlich war zurück; lebte mit dem Uebrigen lustig zu Rom, und kehrte dann zu Fuß ins Vaterland zurück.“

Vielleicht den größten Schmerz in seinem Leben hatte Hompesch durch den Selbstmord seiner Tochter empfangen.

sich nicht ganz mit dem hier gegebenen Bilde. Als er mit Schlabrendorf umging, war er wenigstens noch weit vom Wege der Buße.
J.

Er war Vater mehrerer in der Welt umher zerstreuten Kinder. Aber die Tochter liebte er am meisten. Er ließ sie aus Böhmen nach England kommen. Hier verfiel sie in eine Schwermuth. Die Aerzte (vielleicht um den Vater zu täuschen) äusserten, es möge Wirkung von einem Fall auf den Kopf gewesen seyn. Schon einige Zeit vor der That fragte das Mädchen die Adjutanten ihres Vaters, welches Mittel sie wählen würden, sich den Tod zu geben? Die jungen Leute lebelustig, wie ihr Chef, mochten mit solchen Einfällen nichts zu thun haben. Sie fänden das Leben in der Welt ganz behaglich; müßt' es aber seyn, so würden sie das Pistol vorziehen. „Nein, das entsetzt zu sehr!“ sagte sie, noch mit weiblichem Schönheitsinn an der Todeschwelle. Wirklich wählte sie, zur Ausführung ihres Vorsazes, das Messer. Sie starb nicht gleich. Als sie den Jammer ihres Vaters sah, schien ihr doch die That leid zu thun. „O Vater,“ sagte sie: „hätt' ich gewußt, daß es dich so unglücklich machen würde, ich hätt' es doch nicht gethan.“ Hompesch bat sie, wenigstens seinetwillen den Vorschriften der Aerzte folgsam zu seyn. Sie versprach's, konnte es aber nicht halten. Nach einigen Tagen riß sie den Verband ab und starb. „Ja, wenn ich zu retten wäre!“ entschuldigte sie sich, indem sie den Geist aufgab: „Aber das ist ja einmal nicht möglich.“

Der Freiherr von der Trenk.

Er war ein Mann von seltener Gemüthsstärke, von viellem Geist; aber dabei ein Abenteuerer ganz eigenthümlichen Kalibers, voll überspannter Vorstellungen über seinen eigenen Werth und ohne allen Wahrheitsinn. Man sagt wohl: „der Lügner muß gutes Gedächtniß haben.“ Aber ich kann versichern, Trenk verlor sich nie im Labyrinth seiner falschen An-

gaben; vielleicht kam es daher, daß, wenn Niemand seine Lügen mehr glauben mochte, er sie doch selbst steif und fest glaubte.

Beim Ausbruch der französischen Revolution befand er sich in Aachen. Hier redigirte er eine Zeitung. Damals schrieb er an den Baron Hompesch, der im Gefolge des Königs von Preussen als Major stand, er solle sich für ihn beim König verwenden, in dessen Dienst er zu treten wünschte. Natürlich vergaß er dabel nicht, an die Wichtigkeit seiner Person hinreichend zu erinnern; man müsse sich bald entschließen und nur nicht mit dem Gelde knausern wollen. Er glaube, ohne alle Eitelkeit wohl bemerken zu dürfen, daß ein Mann, wie er, wenigstens 10,000 Mann werth sei. Schlage man nicht ein: so biete er den Franzosen seine Dienste an. Das wäre für Preussen ein Verlust von 10,000 Mann, eben so viel Gewinn für die Franzosen; folglich ein Nachtheil von 20,000 Mann preussischer Seite.

Man schlug trotz dem nicht ein. Trenk kam also nach Paris, wo er vom Wohlfahrts-Ausschuß, durch Alquier, die Vollmacht zur Errichtung einer Freischaar erhielt. Unter dessen in großer Mittellosigkeit, übernahm er ein Journal, in welchem er den Franzosen die geheime Kunde, welche er von allen europäischen Höfen zu besitzen vorgab, in sehr schlechtem Französisch mitzutheilen suchte. Trenk log aber, auch wenn er Wahrheit sagen wollte.

Eines Tages kam er zu mir, klagte mir seine Noth und verlangte ein kleines Darlehn von mir. „Ich habe für mein Journal nur sieben Subscribenten!“ sagte er. Kaum war er fort, so trat Forster herein. „Er lügt!“ rief Forster: „Ich komme so eben von seinem Buchhändler, der mich versichert, daß er nur drei Subscribenten habe!“ — Trenk behauptete auch, Thomas Payne's Common sense ins Ungarische übersetzt zu haben. — „Wie? ins Ungarische?“

rief Hompesch, dem ich's erzählte: „Nicht einmal ungarrisch fluchen kann er!“ Als wenn das die Anfangsgründe der edeln Mädcharensprache wären.

Ich sah den Freiherrn von der Trenk das erstemal bei Alquier, einem schwachen Manne, den ich schon früher gekannt, und der damals Präsident des Wohlfahrtsausschusses war. Ich kam zu ihm, um ihm den Mainzer Wedekind zu empfehlen; ihm eine Anstellung zu verschaffen. Der Besuch war in jeder Hinsicht ein unglücklicher und hat wahrscheinlich so gut, wie der liebe Ehrmann, zu meiner nachherigen Verhaftung beigetragen. Den ersten Tölpelstreich spielte mir dabei ein Diener, der so albern war, mich als Mr. le comte de Schlabrendorf zu melden. Man bat mich, im Vorzimmer einen Augenblick zu warten. Bald darauf sah ich aus Alquiers Kabinet einen langen hagern Mann in einem hellfarbigen Ueberrock treten. Wedekind stand bei mir und flüsterte: „Mein Gott, wie kommt der hieher!“ — Gleich darauf sagte mir Alquier, daß das Trenk gewesen und was er gewollt. Erst später erfuhr ich, daß Trenk, als in Alquiers Kabinet mein Name genannt worden wäre, aufgefahren sei und sich nicht genug über meinen Aufenthalt in Paris habe wundern können. Das war das zweite Unglück!

Die Strudelpflichtigkeit dieses Mannes war grenzenlos. Mehr als einmal rief er mir im Palais Royal schon von weitem die unvorsichtigsten Dinge auf Deutsch zu, z. B. „Gute Nachrichten! Wimpfen wird bald in Paris seyn!“ u. dgl. m., als wenn mit solchen Reden nicht Lebensgefahr verbunden gewesen wäre. Auch brachte ihn seine Unbehutsamkeit ins Verderben, nachdem ihn eine erste Verhaftung, der er wieder entlassen worden war, umsonst gewarnt hatte. Er war bestimmt, durch seine Unbesonnenheit, heinahe 70 Jahre alt, das Leben zu verlieren. Bei prahlerischer Lust zu

glänzen, bracht' er seine Rechthaberei nirgends übler zu Markt, als damals in Paris.

Ich hatte in der Revolution oft Gelegenheit, mir eine goldene Klugheitsregel einzuprägen, die nämlich, niemals ganz Recht zu behalten. Nichts erbittert das leidenschaftlich gereizte Vorurtheil so sehr, als eine triumphirende Widerlegung. Man muß nur entschuldigt, nie gerechtfertigt erscheinen wollen. Ich war bei Custine's Prozeß gegenwärtig. Nichts schadete ihm so sehr, als die Geistesgegenwart und Ueberlegenheit, mit der er jeden Anklagepunkt zu Schanden machte. Das Volk und die Richter wurden dadurch mehr beleidigt und aufgebracht, als durch die anerkannteste Schuld. „Voyez, comme il a de l'esprit!“ hörte ich unter den Zuhörern rufen: „Ah, le bougre, mais nous le tenons!“

Franzosen und Engländer.

Die Franzosen, wenn sie ausdrücken wollen, wie gut sich jemand geschlagen habe, sagen: *Il s'est battu comme un lion*. Der Engländer sagt bei der nämlichen Gelegenheit: *To fight like a man*. Es liegt mehr Phantasie in jener Redensart; aber mehr Selbstgefühl in dieser.

Wenn ein Engländer einem Weggehenden noch etwas zu sagen hat, so ruft er ihm nach: *I say!* — Ein Franzose in ähnlichem Falle ruft: *Dis-donc!* — Ich glaube, es liegt diesem Unterschiede des Rufs die Verschiedenheit des Nationalcharakters zum Grunde. Dem bedachtsamern Engländer ist das Versprechen, daß er noch etwas hören solle, Veranlassung genug, stehen zu bleiben. Den sprechlustigern Franzosen kann nur die Aussicht, daß es für ihn selbst etwas zu schwachen geben werde, dazu bewegen.

In England entehren, zumal in den mittlern Ständen, noch manche Dinge unwiderrücklich, z. B.: Spioniren, Ange-

bereien u. s. w., die auf dem Festlande, Dank sei es der weit getriebenen Kunst der geheimen Polizeien, fast zur Ehrensache geworden sind. Ein gewisser Reynolds machte im Jahre 1795 gegen die irländischen Verschwörer den Rundschafter. Die Regierung belohnte ihn reichlich, unter andern mit einem Jahrgeld von 2000 Pfund Sterling. Aber Abscheu alles Volks geworden, konnte er in England unmdglich bleiben, wo man ihn nur noch unter dem Namen Reynolds the spy kennt. Er ging nach Paris; er lebt noch hier; macht ein gutes Haus, aber kein Engländer betritt seine Schwelle. Seine beiden Töchter sind hübsch und gute Parthien, wie man's heißt. Aber kein Brite blickt auf sie. Ein Franzose machte der ältern den Hof; ein preussischer Maler der jüngern.

Die englische Sprache ist zu Wortspiel gefällig. Shakespeare giebt der Beweise davon viele, vielleicht zu viele; oft geistreich, wenn im Wort- und Sinn-Verdrehen anders Witz wohnen kann. Im Deutschen, zur Ehre der Sprache, findet sich dazu mehr Ungelenkigkeit. Calambourgs in deutscher Zunge sind wunderselten. Mit Anspielung auf Herrn Genz, machte man mir einst einen Unterschied zwischen jus gentium und Jus Genzium; allein das war nicht deutsch und wird nur, was bei den Deutschen häufig der Fall ist, erst geschrieben zu einer Art Witz. Im Französischen bietet fast jedes dritte Wort einen Doppelsinn; darum ist es die Sprache der Schbngelster, der Baudevilles, der Calambourgs und — Diplomaten.

St. Simon nennt Frankreich die Avantgarde der europäischen Civilisation. Das Wahre ist, die höhern Grundsätze der Politik und Gesetzgebung, welche nur unter der Regide verfassungsmäßiger Pressfreiheit gedeihen können, wie in England, haben bisher ihren Weg von England aus über Frankreich nach dem übrigen Europa genommen. Nun

will ich aber damit nichts weniger als gesagt haben, die Briten wären das freieste Volk mit den vollkommensten Institutionen. Die Engländer führen viele Fabrikwaaren ausser Landes, von denen sie bei sich selbst zu Hause keinen Gebrauch machen können. Hingegen möcht' ich Frankreich nicht, wie der enthusiastische St. Simon, die Avantgarde der Civilisation nennen; allenfalls nur den Trommelschläger derselben, der vorangeht und trommelt; oder vielleicht treffender, wie Delaney einmal meinte, den Flügelmann derselben, dessen Bewegungen die des ganzen Regiments bestimmen, bald links, bald rechts, bald vorwärts, bald rückwärts, und der dabei alle mögliche Uebertreibungen anbringt.

La Grange.

Der große Mathematiker war ein Skeptiker, aber der bescheidenste von der Welt. Es gab Zeiten hinwieder, in welchen er die Mathematik nicht ausstehen konnte und sich lieber mit Theologie, Geschichte und andern Dingen einließ. Die einförmige Beschäftigung mit mathematischen Abstraktionen ermüdet den Geist endlich; Phantasie und Gemüth fordern zuletzt ihre Rechte mit Ungestüm. Newton schrieb ja ebenfalls Aumerkungen zum Propheten Daniel und zur Offenbarung Johannis.

In seiner Anspruchslosigkeit war er das voll: Gegentheil von Laplace. Hr. M..., ein Genfer, einer seiner genauesten Freunde, hatte ihn einmal, nach vielen Besuchen, nie zu Hause gefunden. Als er ihn endlich antraf, und ihm seine Verwunderung bezeugte, daß er von Morgens bis Nachts wochenlang umherschwärme, wunderte sich Lagrange nicht wenig darüber. „Ich war ja beständig zu Hause!“ rief er: „Aber sagen Sie, kamen Sie im Wagen oder zu Fuß her?“

— Im Wagen. Heut bin ich zu Fuß.

„Da haben wir's! Ich sagte dem Thürsteher, nur Leute, die zu Fuß kämen, einzulassen. Die haben gewöhnlich etwas zu sagen, oder von mir zu fragen; aber niemanden in Equipage, da verstier' ich nur Zeit.“

In Paris eine seltene Weisung für Thürsteher!

C a b a n i s.

Cabanis war und blieb ein entschiedener Republikaner. Er wollte die Freiheit, aber mit fester Ordnung und kräftiger Vollziehungsgewalt. Daher ließ er sich auch Bonaparte's Consulat gefallen. Als aber die Rede von Monarchie ward, und man ihm sagte: Sie ist den Franzosen unentbehrlich; nur durch einen Hof, durch einen Thron gedeihen Wissenschaften, gedeihen Künste! schüttelte er den Kopf und erwiderte: Un trône, une cour, — „c'est l'aimant de toutes les ordures.“

Die Theophilanthropen.

Der eigentliche Stifter vom Cultus der Theophilanthropen ist Laréveillère-Lépeaux. Das Aeußere dieses Mannes ist nicht vortheilhaft. Er ist klein, häßlich und verwachsen. Sein Charakter hingegen verdient die größte Achtung. Die Lehre der Theophilanthropen, Menschenliebe in Folge der Grundsätze des reinsten Deismus, war immer Richtschnur seiner Handlungen. Ein treuer Republikaner, änderte er nie seine Meinung. Er war daher dem Kaiser Napoleon so verhaßt, als er es (Februar 1822) den gegenwärtigen Machthabern ist. Er, obgleich er Mitglied des Vollziehungsdirektoriums gewesen, ist nicht reich. Nach den hundert Tagen wollte man ihn, obgleich er von Napoleon keine Stelle ange-

nommen, unter die Rubrik der zu verbannenden Régicides bringen. Polizeikommissäre kamen zu ihm. Man suchte ihn zu schrecken. Er aber blieb; und man ließ ihn in Ruhe, weil sein Leben in der That gar zu unschuldig und still ist.

Er war als Katholik erzogen. Daher vielleicht sein Mißgriff, daß er einen Ceremoniendienst, einen Cultus derjenigen Lehre beigefallen wollte, die ihrem ganzen Wesen nach demselben widerstrebt. Wie einfach dieser Cultus seyn mochte, er verkehrte das, was reine Menschenreligion war, zum Gottesdienst einer Sekte. Er war der Bestechung unzugänglich; aber man machte ihm den Hof, wenn man ihm protestantische Liturgien, die er nicht kannte, mittheilte, oder in den Versammlungen der Theophilanthropen Reden hielt.

Sein Amtsgenosß im Direktorium, Treilhard, machte ihm über das Gedeihn des Theophilanthropismus den spaßhaftesten und doch begründetsten Einwurf. „Zur Verbreitung einer neuen Religion gehören Märtyrer; keine Kraft ohne Kampf; keine Begeisterung, keine Schwärmerei ohne Widerstand und Opfer!“ sagte Treilhard: „Fais-toi pendre, mon ami, c'est le seul moyen de bien fonder ta nouvelle religion.“

Den Pabst, als Oberhaupt eines andern Cultus, haßte Laréveillère-Lépeaux von Herzensgrund. Er war eigentlich Schuld, daß Pius VII. nach Valence gebracht wurde. Als Sieyes, um ins Direktorium zu kommen und dieses nach seinem Sinne zu modeln, ihn, Treilhard und Merlin hinauswarf, gab seine Wirksamkeit dabei den Vorwand her. Man sagte: Laréveillère-Lépeaux habe, als Präsident des Direktoriums, den Befehl zur Deportation des Pabstes ausfertigen lassen, ehe er noch in die Register eingetragen und von den Uebrigen unterzeichnet gewesen.

Nachdem Bonaparte zum Consulate gelangt, wurden

mehrere Versammlungsorter neu entstandener Sekten gesperrt, unter andern auch derjenige der Theophilanthropen. Sie überreichten eine Art Protestation, eine gemäßigte, aber freimüthige Appologie, die ohne Erfolg blieb. Was die Theophilanthropen und ihr Haupt besonders verhaßt machte, war der Republikanismus in beiden. Sie mußten nun la hôte noire des Priester- und Aristokratendünkels werden. Im Volke machte man ihren Namen zum beschimpfenden Calembourg. Man nannte sie les filous en troupes. *)

Es wäre, glaub' ich, in Frankreich gar nicht unmdglich gewesen, als hier Alles eine tabula rasa geworden, ein religiöses Neues zu begründen. Nur hatte sich Laréveillère's L'èpe aux ungeschickt benommen. Schon der unverständliche, griechische Name war Mißgriff; und ein noch größerer, daß er in die Bahn der alten Sekten einlandete und cyclustis werden wollte, wie sie. Er hätte den ächten Geist des Protestantismus erfassen, inclusiv, allumfassend werden, das heißt Religionsfreiheit gründen und die Kirche und ihren Glauben vom Staat ausschneiden sollen, wie in Nordamerika.

E h r l i c h k e i t.

In meinem Leben hab' ich schon oft die Erfahrung gemacht, daß auch das glänzendste Glück grade denjenigen am ersten

*) In den Biographies des contemporains von Michaud heißt es im Artikel Marat (von dem armeistigen Beaulieu verfaßt), die Septembristren und die Mörder von Avignon, welche Marats Begleitung bei seinen Triumphzügen gebildet hatten, wären nachher Theophilanthropen geheissen. Man weiß aber, daß unter diesen sich nur Personen höherer und gestitteter Art befanden; daß der Pöbel für deren Ideen keinen Sinn haben konnte.

unter ihren eigenen Händen, wie ein Schatten, verschwindet, die aus Grundsatz an keine Ehrlichkeit glauben, weil sie in ihrer eigenen Gewissenlosigkeit die Quellen unermesslichen Reichthums fanden. Ein neueres Beispiel ist mir der Banquier Emanuel von Haller. Er häufte während der Revolution und besonders in Italien, dessen finanzielle Verwaltung ihm der General Bonaparte anvertraut hatte, ungeheure Schätze. Aber an Ehrlichkeit glaubte er nicht; er mochte auch nichts mit sogenannten ehrlichen Leuten zu schaffen haben. Lieber wollt' er schlaue Schelme brauchen, in der Meinung, es sey ihr Interesse, ihm zu dienen, mehr werth, als alle Gewissenhaftigkeit. Man schätzte sein Vermögen auf 12,000,000 Fr. Sein Haus war mit Fürstenpracht eingerichtet. Alles ist verflogen. Seine Frau wohnt nun in einem ärmlichen Dachstübchen des fünften Stockwerks.

Die Lebensbeschreibung solches Mannes, aber mit Tacitus Griffel gezeichnet, müßte ein äußerst moralisches Lehrbuch seyn.

Schlabrendorf's Glaubensbekenntnis.

- Kaum bestallt
- Schrie ein Staatsrath:
- „Auf Widerspruch Flintenkugel!“
- Nirgends also freie Meinung?
- Fragt ein stiller, alter Bürger,
- „Nie laute!“
- Ohne Umlauf fehlt ihr Freiheit,
- „Dann läßt's friedlicher sich steuern.“
- Und wohin? zur vollen Willkür?
- „Sie beglückt die rohe Menge.“
- Herrschbeglückerei
- Went auch Hunde, Glück.

Manchem Großen schmeckt's;
 Bürgermuth speit's an.
 Schon vor Herren-Willkür
 Auch die Thiere schirmen
 Wollte Dritten-Gesetz. *)

B e r g a s s e.

Der Name dieses trefflichen Redners und strengrechtlichen Mannes war einst hochgefeiert. Bekanntlich war er schon vor der Revolution, als Advokat des Banquier Kornmann gegen den Wüstling Beaumarchais, glänzend ausgezeichnet. Er nahm diesen Handel, als eine Vertheidigung der öffentlichen Sittlichkeit. Mit Lally und Mounier gehörte er nachher zu den sogenannten Boudeurs de la Constituante. Nun aber, obgleich er noch lebt, gehört er zu den verschollenen Berühmten. Und doch hat er noch aus seiner Dunkelheit Aufstoß zu großen aber traurigen Wirkungen in Europa gegeben.

Bergasse ist ein Mann von Geist, allerdings. Es ist in ihm mehr Lebendigkeit, als Tiefe des Gefühls vorwaltend; ich möchte es eine Empfindsamkeit des Mysticismus nennen. Als er sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, gab er sich nach und nach wirklich dem Helldunkel frommer, lieblicher Träumereien hin, die ihm besonders unter den Weibern das Ansehen eines religiösen Sekten-Hauptes schufen. Es bildete sich auf seinem Landgute bei Paris um den Mystagogen eine Art weiblichen Hofstaates.

*) Dem Gespräch liegt Thatsache zum Grunde. Der Flintenkugel-
 Arzt war Beguelin; sein Widersprecher der greise Schla-
 brensdorf; und der Ohrenzeuge dabei der Baron Bielefeld.

Frau von Krudener stand im Jahr 1814 in genauer Verbindung mit ihm, der auch zu höhern Personen damals Zutritt gehabt haben soll. Ich halte ihn wirklich für den ersten Anreger der Idee zu einer heiligen Allianz, davon er immer gern träumte, und die nachher unerwartet in die Wirklichkeit hinaustrat, ohne sein weiteres Zuthun. Der preussische Minister von Stein, der ihn ebenfalls 1814 kennen lernte, schien eine hohe Meinung von ihm gefaßt zu haben. Ich darf es schon aus dem Umstand schließen, daß er ihn dem trefflichen Justus Gruner als einen sehr interessanten Mann empfahl. Gruner kam damals, als Chef der höhern Polizei, nach Paris.

U r t h e i l e.

— Man kann das Wahre und Gute nicht lächerlich machen, aber es wohl lächerlich finden. Die Waffe des Lächerlichen brauchen die heutigen Roués, die „Abgefeimten“, nur etwa noch unter sich gegen verhaßte Wahrheiten. Öffentlich wagen sie es seltener. Die Völker sind zu ernsthaft geworden; sogar die Franzosen. Die actes des apôtres waren sehr witzig; aber die Franzosen blieben ernsthaft, und die Lustigmacher lachten nicht bis zuletzt. Die Talleyrands, die Fouchés und andere gehören noch zur alten, spottenden Schule. Aber ihr Spott gegen die höhern Interessen der Völker, gegen die Heiligthümer der Menschheit wird jetzt giftig und derb. Sie sind erbittert, wie Renegaten es gegen den Glauben zu seyn pflegen, den sie abgeschworen; oder, wenn sie nie eine Meinung verriethen, weil sie nie eine eigene hatten, wie Henchler, die entlarvt wurden.

— Hätte Napoleon ein Zehntel von Sieyès reiner, folgerechter Denkkraft, und Sieyès ein Zehntel von Napo-

leons starker Willenskraft gehabt: so würde die Welt zwei vollendete große Männer gehabt haben, statt zweier Menschen, die es nur halb waren.

— In der Weltgeschichte, in den Sagen und Mythen der Völker, in der Theologie und Symbolik verehren wir gewiß viele Dinge als hohe Weisheit, die bloß aus Mißverständnis einen gewissen Glanz bekommen haben, weil uns Sitte, Geist und Sprache des Alterthums ganz unbekannt geworden sind. Ich denke manchmal, beim Lesen antiquarischer Untersuchungen, an das Namensschicksal eines ehrlichen deutschen Zuckerbäckers in Paris.

Dieser hieß F i d e l b e r g e r, wohnte in der rue Vivienne schon vor vielen Jahren, und hatte seinen Namen in großen Buchstaben über dem Laden. Er verstand sein Handwerk, hatte reichen Zuspruch, und darum ließ sein Nachfolger den beliebten Namen, als Firma, über seinem Laden, obgleich er ihn nicht selber trug. Der dritte Eigenthümer des nämlichen Ladens schmückte Alles zierlicher auf, riß auch die verblichene Firma weg, die ihm ohnehin gegen alle Rechtschreibung zu verstoßen schien, ließ auf das neue Schild einen treuen Hirten bei seiner Heerde malen, und dazu die Unterschrift: Au fidel berger.

— Bei Todesstrafen von einem Recht reden, ist Unsinn. Der Tod selbst ist nicht einmal Strafe, oder man wollte ihn Strafe dafür nennen, daß man geboren wurde. Der Staat darf nur in dem einzigen Fall tödten, in welchem es jeder einzelne Mensch darf; nämlich im Fall einer Nothwehr.

Man schreibt viel überflüssige Bücher für Abschaffung der Todesstrafe. Man arbeitet doch lieber für die Abschaffung ihrer Nothwendigkeit, und zwar durch Einführung besserer Volksschulen, besserer Kanzelberedsamkeit und zweckmäßigerer Zucht- und Strafanstalten. Ohne diese bleibt das Tödten der Verbrecher Nothwehr der Gesellschaft gegen ihre ewigen Verfolger.

— Wer an die Bervollkommnung des menschlichen Geschlechts glaubt, der hat die stolzeste Meinung von der Menschheit, und die demüthigste von sich selber. Seine größten Werke sind nur ein kleiner Schritt, vielleicht nur erst Vorbereitung eines Schrittes, welchen erst die Nachwelt thun kann. Und stände das längste Leben, der reinste Wille, die größte Einsicht, der mächtigste Thron ihm zu Gebote: mehr darf er nicht hoffen. Und wäre die Idee nur Traum: so würde sie der edelste der Träume bleiben.

— In Paris lebte ein Graf R . . . n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein schwacher. Einst, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, sagte mir der ältere Humboldt: „R . . . n ist eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber sein Vater als sein Sohn seyn. Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humboldten im Scherz auf, einmal aus seiner Bekanntschaft die Person hervorzufuchen, deren Sohn er aus Wahl seyn möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde.

Wo die Natur selbst dies Verhältniß schafft, befestigen es Nothwendigkeit und Gewohnheit. Es ist tadelhafter Stolz, sich nicht in das Verhältniß der Dankbarkeit zu jemanden setzen zu wollen, von dessen achtungswürdigem Wohlwollen man überzeugt ist. Es ist aber gerechtes Zartgefühl, das uns hindert, von demjenigen Wohlthaten anzunehmen, der verächtlich oder lächerlich ist. Wir wollen uns nicht gern ohne Noth von dem adoptiren lassen, den uns die Natur nicht zum Vater gab.

Fasitte und der Pamfletschreiber.

Pamfletschreiber sind die wahren Schmeißfliegen in der Literatur, am Sonnenstrahl der Meinungsfreiheit eben so gut, als das Ei des Ablers, ausgebrütet. Sie können

mit allen ihren Anlagen nichts hervorbringen, als Unflath, gleich den Harpyen der Fabel. Mischen sie sich in einen wissenschaftlichen Streit, so greifen sie, statt der Sache, die Person an; beschimpfen, verläumdern und verdächtigen diese und bringen die rohe Wuth der Hallen-Weiber in Versen und Prosa zu Markt. Sie gehdren in die Junft der Pasquillanten, weil sie, wie diese, zu ihrem Treiben nicht ihren Namen geben dürfen. In Paris pflegten politische Parteien, wenn es um Rache gegen einen ausgezeichneten Mann zu thun ist, den man in den Augen des Volks herabsetzen möchte, die Feder solcher Leute zu dinge, wie in Italien ehemals den Dolch der Banditen. Auch in London ist dies der Fall. Aber der ausgezeichnete Mann bleibt, der er ist, und die Schmeißfliegen werden vergessen.

Ein stockroyalistischer Pamfletschreiber in Paris, von mehr Geist, als sich unter Leuten seines ehrlosen Gewerbes zu finden pflegt, unerschöpflich in Verlästerung der Liberalen, hatte sich zum besondern Geschäft gemacht, den Banquier Lafitte mit Sarcasmen und Verläumdungen herabzuwürdigen. Er hoffte damit Aufmerksamkeit für sich zu wecken, Beifall der Regierung zu gewinnen, vielleicht eine Stelle, ein Geschenk — aber man las, lachte und verachtete ihn hintennach.

Er hatte nicht mehr genug, Frau und Kinder zu ernähren; ein lästiger Gläubiger lag ihm auf dem Hals, der ihn nicht mehr aus dem Zimmer ließ, damit er schreibe und nichts als schreibe, um seine Schuld zu tilgen. Den drängenden Gläubiger, die klagende Frau los zu werden, erzählte ihnen der verzweifelnde, oder leichtsinnige Mensch von 20,000 Fr., die er bei dem Banquier Lafitte stehen habe. Damit machte er aber sein Uebel nur noch schlimmer. Nun plagten ihn Frau und Gläubiger, er solle nicht länger eigensinnig seyn, und wenigstens 6000 Fr. erheben. Damit wäre ja Allem abgeholfen. Was wollte der Lügner anfangen? Er schrieb die An-

weisung von 6000 Fr. auf Lafitte, die dieser von den bei ihm stehenden 20,000 Fr. abzuziehen habe. Der Gläubiger und die Frau eilten damit zum Banquier. Der Pamfletschreiber machte sich in der Angst davon.

Lafitte, als er den Zettel gelesen, sann eine Weile nach, und sagte: „Das ist freilich seine Hand und Unterschrift“ — — „Ganz zuverlässig!“ rief der Gläubiger: „Dies ist seine Frau, die es bezeugen kann.“ — — „Glauben Sie mir,“ betheuerte die Frau: „die Unterschrift ist von ihm selber.“ Lafitte läßt einen Commis kommen und die 6000 Fr. zahlen,

Nach zweien Tagen kehrte auch der flüchtige Zeisig in sein Nest, mit beklemmten Herzen, wieder zurück, und erstaunt nicht wenig, Alles bei sich wohl auf und lustig, Frau und Kinder sogar in neuen Kleidern zu finden. Jene entschuldigt sich, wegen den nöthigsten Ausgaben; aber der Gläubiger sei aus dem bei Lafitte erhobenen Gelde bezahlt: mehr nicht als 1500 Fr., wären von der Summe genommen. Die übrigen 4500 Fr. zeigt sie ihm vor.

Erblassend und keines Wortes mächtig nimmt der Unglückliche die Geldsumme, eilt zu Lafitte, erzählt ihm sein Elend, seinen Leichtsin, übergiebt ihm das Geld mit Dank und Rührung, und verspricht den Rest möglichst bald zurückzuzahlen.

„Nicht doch!“ sagte Lafitte: „Ich bin nicht gewohnt, so schnell zurückzunehmen, was ich geliehen habe. Aber geben Sie mir nur eine andere Quittung, denn die alte würde mich zum Schuldner von 14,000 Fr. bei ihnen machen können.“ Und er diktirte ihm eine Bescheinigung vom Empfang von 6000 Fr., „que je paierai quand je pourrai“

Das Danaidengeschäft.

Nicht Adelsinn fehlt dir, Sie sättigt kein lechzendes Gemüth,
 Nicht des Geistes Lichtblick, Das sehnsuchtsvoll späht,
 Nichts von des Lebens Gütern. Wohin auf langer Bildungsbahn
 Doch die Göttergaben opferst Der Gott die Völker führt.
 Du umsonst in Hirngespinnsten Aber im Kampf hienieden
 Und der Schule Gräbeleien. Um das Heilige,
 Träumst von Freiheit, vom Ver- Nenn' eine Seligkeit mir,
 nunstfieg,
 Und vom Geisterbund hienieden Seliger, als den adelnden Kampf!
 Im Gewähl der Sinnenknechte. Was hier noch keiner umarmet,
 Was belohnet dir den Traum? Verklärt ihn schon hier.
 Was die Danaidenmühe? Denn göttlich wird,
 „Erdenlust nie; Wer zum Göttlichen wallt.“

Der geheime Einfluß auf die französische Revolution.

Es war und ist ein kleiner Geist in diesen Bourbonen; kein stolzes Selbstgefühl, nur Eitelkeit des Ahnenhochmuths. Sie können bloß intriguiren; regieren durchaus nicht. Ohne ihre tückischen Einwirkungen wäre das schöne Frankreich nie durch seine Revolutionsgräueln, nie die Geschichte so grauenvoll besleckt.

Auch Lafayette, wie er noch vor Kurzem (1821) gegen einen meiner Bekannten äusserte, obgleich er nur bis Juli 1792 Augenzeuge war, hält sich überzeugt, daß Marat ein Agent gewesen, auserwählt um Alles ins Gräßliche hinauszutreiben. Selbst unter den Zeitgenossen desselben war schon diese Meinung herrschend. Als Charlotte Corday ihn mit republikanischer Schwärmerei niedergestossen hatte, trat Kerner, ein junger Würtemberger, ein republikanischer Enthusiast, odemlos zu mir ins Zimmer und rief: „Sie ist uns zuvorgekommen! Sie

ist uns zuvorgekommen!“ — Ähnliche Vorsätze hatten in Paris Mehrere gehabt. Doch wußte man hier, daß der Glende schon in Folge venerischer Uebel, in den letzten Jügen lag.

Daß die Bewegungen der Pariser Sektionen gegen den Couvent am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795) eine royalistische gewesen, leidet heutiges Tages keinen Zweifel mehr. Fontanes, Suard und besonders Laharpe redeten mächtig in diesem Sinn. Laharpe deklamirte in den Sektionen, que si le souverain était assemblé toute représentation cessait. Fontanes floh darauf nach Deutschland. Der eitle Mann war mit allen Deutschen unzufrieden, weil ihm Klopstock in Hamburg nicht den ersten Besuch gemacht hatte.

Eben so hatte unstreitig der 18. Fructidor (4. September 1797) eine royalistische Tendenz. Die Versammlungen in der Straße Elichy arbeiteten dahin. Doch giengen damals, wie oft in Revolutionen, zwei Intriguen neben einander. Die Spaltung im Direktorium trug dazu bei, die Verwirrung zu vergrößern. Carnot war dabei bloß der Gegner seiner Kollegen, und, ohne es zu merken, der angeführte Sempel der Royalisten.

Mary Wollstonecraft.

(Geb. 27. April 1759.)

Die Verfasserin der Vindication of the rights of woman glaubte, liebte und lebte, wie sie schrieb. Darum ward sie unglücklich; darum von ihrem eigenen Geschlecht verhöhnt. Sie wollte das Menschenrecht des Weibes in der bürgerlichen Welt gegen das harte Loos wiederherstellen, welches ihm noch, ohne Ausnahme in allen Staaten, gewaltthätig durch die Stärke des Mannes, durch Willkür und Gesetzgebung aufgezwungen wird. Und konnte sie dies verletzte, unterdrückte Recht nicht

durch Ueberzeugung wiederherstellen, wollte sie es doch wenigstens sich selber nicht nehmen lassen. Damit trat sie aus dem Kreis der Vorurtheile und des gesellschaftlichen Aberglaubens hinaus, und das Urtheil der Welt wandte sich feindlich gegen die Unglückliche. Es ist gefährlich, dem grauen Ungeheuer der Volksansicht einen Krieg zu machen.

Und doch war Mary das edelste, sittigste, sinnvollste weibliche Wesen, das ich kennen gelernt habe. Ich kannte sie schon vor meiner Gefangenschaft in der Schreckenszeit genau. Mary war, ohne blendende Schönheit zu seyn, eine anmuthsvolle Grazie. Ihr seelenvolles Gesicht war mehr, als nur schöne Regelmäßigkeit. Es lag Zauber bei ihr in Blick, Stimme und Bewegung.

Im Kerker besuchte sie mich oft. Sie fesselte mich immer mehr. Erst als sie Paris verlassen hatte, ward ich mir bewußt, daß ich sie liebte. Ihr unglückliches Verhältniß mit Imlay verhinderte eine genauere Verbindung mit ihr. *)

Ihre Kindheit war trübe. Wahrscheinlich desto besser für sie. Sie hatte das Schicksal, weder des Vaters noch der Mutter Liebling zu seyn. Sie blieb überall die Zurückgesetzte unter ihrem Geschwister. Und dennoch erzwang sie, auch als Kind, ihres Vaters Achtung, endlich sogar die Liebe der Mutter, deren Schutz sie oft gegen die Brutalität des erstern ward. Stärke ist immer Stärke.

*) Mein ehrwürdiger Freund gab mir William Godwins Memoirs of the Author of a Vindication, etc. (2. Auflage, London 1798), in der er viele Stellen angestrichen und Bemerkungen hinzugefügt hatte, von denen oben einige eingeschaltet sind. Er theilte eben deswegen das Buch nur Wenigen mit. Humboldt hat es auch in Händen gehabt. — „Sie werden wohl zuweilen lachen!“ sagte der Graf, als er's mir reichte. Wie irrte er sich doch! Ich bin sehr gerührt worden.

Fanny Blood, ihre Gespielin und Jugendfreundin, war ihr Alles. Was die that, schien ihr immer das Vortrefflichste. Als sich jene nach Lissabon verheirathete, unterhielt sie beständigen Briefwechsel mit ihr; als Fanny dort erkrankte bis zum Sterben, war Mary nicht zurückzuhalten. Sie wollte die letzten Stunden der Gespielin versüßen. Es stellten sich ihr tausend Schwierigkeiten entgegen. Alle Freunde widerriethen es. Sie blieb standhaft und reisete ab.

Nach ihrer Zurückkunft aus Lissabon, wo Fanny in ihren Armen gestorben war, gab sie die Schule auf, die sie gemeinschaftlich mit ihren Schwestern gehalten hatte, um sich und die Eltern anständig erhalten zu können. Wie lieb und gut sie auch seyn mochte und seyn wollte, es war ihr nicht möglich, mit den Schwestern zu hausen. Das ist Geschlechterverhältniß. Auch wenige Männer können lange zusammen reisen, oder sonst etwas gemeinschaftlich treiben, ohne Neckerei und üble Laune. Wo ist Quälerei unter einander heimischer, als in Nonnen- oder auch in Mönchsklöstern?

Unter des Buchhändlers Johnson edelmüthiger und freundlicher Anleitung gab sie sich nun schriftstellerischen Arbeiten hin; freilich in mittelmäßiger Handwerksbätigkeit, denn sie wollte Geld verdienen, und zwar nicht für sich. Sie hatte fünf Geschwister zu bilden und zu versorgen; sie unterhielt ihren alten Vater, der in Dürftigkeit versunken war. Dazu nahm sie noch ein siebenjähriges Mädchen zu sich, dessen Mutter sie gekannt und geliebt hatte; eine Waise. Sie selbst konnte für sich viel entbehren; darum konnte sie Andern viel wohlthun. Sie schrieb damals ihre Answer zu Burke's Reflections, eine der ersten, aber auch eine der besten Würdigungen dieses Buchs. Dann folgte ihre Vindication of the rights of woman. Wäre unser Zeitalter weniger leicht und flüchtig, Mary hätte wenigstens gesteinigt werden müssen, mit den Männern und den Weibern zugleich, und sogar mit dem in Vorurtheilen versteiften Par-

lament öffentlichen Krieg anzufangen! Doch ging Mary etwas zu weit, indem sie, ausser dem von der Natur gegebenen eigenthümlichen Wirkungskreis des Weibes, nämlich dem Hause, auch Theilnahme am staatsbürgerlichen Leben, das Recht auf Aemter u. s. w. für ihr Geschlecht forderte. Aemter, wie der Staat selbst, wie Gesetze, wie alle Arzeneien, sind in der Menschheit notwendige Uebel. Dieser Wirkungskreis der Männer ist mehr ihr Unglück, als ihr Vorrecht; darum flüchten die Edelsten so gern aus dem öffentlichen Leben in die Ruhe des häuslichen zurück.

Die Verfasserin litt viel wegen des Buchs. Sie blieb sich gleich. Sie war sehr religiös. Aber ihre Religion war die schönste Blüthe ihres eigenen Gemüths. Sie fügte sich den Formen der englischen Kirche; doch war ihr äusserer Gottesdienst selten, und hörte endlich ganz auf. Sie fand da keine Erquickung der Seele als Christin. Sie war die zärtlichste, frömmste, geduldigste Erzieherin; die gütigste Herrin.

Während dieser Zeit in London (von 1787 bis 1790) hielt sie mit dem Maler Füßli viel Umgang. Seine Genialität zog sie an; doch nur diese. Füßli, ein Anbeter Rousseau's, verachtete das Civilisirte und die Kultur; er glaubte nur an die Macht des Geniüs. Sein Witz und eine sarcastische Laune gaben dieser Artung seines Schauens und Strebens etwas Derbes. Mary hing mit ganzer Seele an Füßli, mit einer Neigung, der sie nachhängen zu dürfen glaubte, weil sie ihn verheirathet wußte, und sich ihrer Keuschheit und Anspruchslosigkeit bewußt war. Bald aber ward ihr das Unbefriedigende dieses Verhältnisses zur Qual. Sie erkannte die Neigung zur Leidenschaft erwachsen und zog sich zurück.

Sie ging, sich zu zerstreuen, nach Frankreich. Hier lernte sie einen gewissen Fmlay kennen. Es ist merkwürdig, daß sein erster Eindruck für sie ein widerlicher war. Dennoch folgte sie dem warnenden Vorgefühle nicht. Weider Um-

gang ward ein zärtlicher. Er war ein Amerikaner. Verheirathet war sie nicht mit ihm. Als der Convent die Verhaftung aller Engländer beschloß, nahm sie Fmlay's Namen an, um in Paris sicher zu bleiben. Nun betrachtete sie sich als sein Weib. Sie verlangte keine Ehe, weil sie die dazu gehörende Ceremonie verachtete.

Damals besuchte und tröstete sie mich in meinem Kerker. Fmlay kannte ihren Werth nicht, und ward gleichgültig. In Havre gebar sie eine Tochter. Er aber ging indessen nach England und hing sich an eine Schauspielerin. Sie besorgte die physische Erziehung ihres Kindes nach ihren Grundsätzen, einfach, naturgemäß, ohne Verzärtelung. Die Damen im Havre nannten sie eine Rabenmutter; aber das Kind gedieh und ward kräftig und schön. Als ich sie fragte, was die dortigen Frauen dazu gesagt hätten? erwiderte sie: „Alle meinten ich sei nicht werth, ein solches Kind zu haben.“

Als Mary wieder nach London zu Fmlay kam, war ihr einziger Wunsch, das Verhältniß mit ihm fortdauernd zu erhalten, einzig ihres Kindes willen. Sie nahm sich seiner An gelegenheiten mit Liebe und Eifer an; reiste auch in denselben nach Norwegen. Ihre Briefe über Norwegen halt' ich für das Beste, das Weiblichste ihrer Werke. Als sie aber nach London zurückkam, und nun erst die plötzliche Entdeckung machte, wie Fmlay ihren Glauben an ihn, ihre treue Liebe, in den Armen eines andern Weibes verrathen hatte, war ihr Schmerz beinah grenzenlos. Zufall vereitelte ihr den Versuch, sich selber den Tod zu geben. Die Gerettete beschloß darauf, allein für ihr Kind zu leben. Sie trennte sich von ihm gänzlich.

Schon früher mit dem gelehrten William Godwin vertraut und Freundin, den sie als Menschen und Schriftsteller ehrte, schloß sie sich diesem seitdem näher an. Im April 1797 heirathete er sie. Die Ehe war freilich gegen ihre Grund-

sätze. Dazu kam noch, daß sie bisher unter dem Namen Mrs. Inlay in der Stadt bekannt war und nicht noch einmal der Gegenstand des Geschwätzes werden wollte. Allein ihre Schwangerschaft bestimmte sie, mit Godwin die Ehe einzugehen, und damit nun ihr früheres Verhältniß mit Inlay, welches bisher Geheimniß geblieben, zu entschleiern.

Bisher war sie wegen ihrer seltenen Bildung, wegen ihrer gesellschaftlichen Talente, wegen ihrer reinen Herzensgüte überall in der guten Gesellschaft gesucht und vorgezogen. Nun, verheirathet, wurde sie von der sogenannten feinen Welt vermieden. Mary starb im Kindbette, ein Opfer ihrer Grundsätze von Rechten und Fähigkeiten des Weibes. Sie wollte nur von einer Hebamme entbunden seyn und die Hülfe des Hebarztes erschien daher für sie zu spät.

Es ist rührend zu lesen, wie der sonst trockene William Godwin beim Andenken an Mary ganz in Zärtlichkeit aufgelöst ist. Die Ehe scheint ihm schon darum das seligste Verhältniß auf Erden, weil in ihr beide Geschlechter zur gegenseitigen höhern Ausbildung hinwirken. Das Weib regt die zarteren Gefühle des Mannes an; der Mann die Geistigkeit des Weibes. Ich glaube, Godwin hat Recht; er hätte auch noch das Kind, als Repräsentanten des sinnlichen Daseyns, hinzufügen sollen, um die Dreieinigkeit des Hauses, wie der ganzen Menschennatur darzustellen. Der Mann ist die Macht, das Weib die Vorsehung des Hauses, die jedem Uebel vorbeugt, jedes in der Ferne erräth. Das Kind wird ein neues Band, welches zwischen beiden die Natur knüpft.

M y s t i c i s m u s .

Schwerlich mag es jemals ein von aller Annäherung entfernteres Sekten-Haupt, schwerlich einen Mann gegeben haben, der so wenig vermuthete, daß er es war, als Louis Claude

St. Martin, der französische Theosoph. Ich hatte den würdigen Mann sehr lieb. Er war gewissermaßen der Apostel des Jakob Böhme in Frankreich. Auch lernte er das veraltete Deutsch desselben, um ihn zu übersetzen.

In Frankreich aber kann kein Mysticismus lange haften und gedeihn, wie überhaupt nicht in mildern, wärmern Himmelsstrichen. Man lebt hier mehr nach aussen hin, für die Welt und mit ihr. Dadurch wird der Verstand vorzugsweise in Thätigkeit gesetzt, weil er noch mehr zum Schaffen und Wirken und Beobachten der Umstände in Anspruch genommen wird. Man verlangt Klarheit in den Ansichten, Deutlichkeit der Vorstellungen, Faßlichkeit der Verhältnisse. Meines Wissens gab es noch keinen großen Fürsten, oder vielthätigen Geschäftsmann, der ein Mystiker gewesen wäre. Dazu wird das Stubenleben nöthig, das sitzende bei einförmigem Tagewerk, wie im Studienzimmer der Gelehrten oder in den Werkstätten der Weber, Schneider, Schuster und einsamen Hirten. Die leben mehr in sich hinein, als aus ihrem Innern hinaus. Darum ist der Norden auch mehr, als der Süden, die Heimath der Mystiker; dort wo Gefühl und Phantasie ergänzen müssen, was die Außenwelt unbefriedigt läßt. Darum neigen sich verblühte, weibliche Schönheiten, wenn für sie die Tage der Verlassenheit erscheinen, in ihrer Zurückgezogenheit gern dem religiösen Mysticismus zu.

Es ist aber wahr, dieser, und besonders der philosophische, hat einen unwiderstehlichen Zauber; nicht nur deswegen, weil er die erhabensten Gegenstände des menschlichen Denkens behandelt, sondern darum, weil er sie nicht reingeistig, sondern vollmenschlich behandelt, sie gleichsam durch das Medium der Gefühls- und Einbildungskraft denkt. Der Mysticismus gewinnt damit den Reiz, welchen jede im halbdurchsichtigen Schleier verhüllte Schönheit erhält. Man ahnet weit mehr, als das Auge sieht. Eine einfache, trockne Wahrheit und

eine nackte Gestalt werden im Augenblick ganz und gar überschaut und erfaßt; sie stillen Forschbegier oder Neugier zu plößlich und lassen nichts mehr zu errathen übrig. Zieht nicht schon darum eine halbverschlossene, halbgeöffnete Rose das Wohlgefallen mehr an, als die voll auseinandergebreitete?

In Deutschland wohnen die meisten Theosophen, Thaumaturgen, Mystiker und religiösen Schwärmer. Ich spreche von denen, die es ehrlich und aus Herzensgrund sind. Denn viele dortige Theologen, Poeten und Philosophen machen aus der Mystik Spekulation, ihren Namen in Schwung zu bringen. Daß Deutschland aber die rechte Dämmerde hat, alle Geschlechter und Gattungen des Mysticismus wuchernd hervorzutreiben, rührt, glaub' ich, nicht allein bei dem dort waltenden Bildungsgrad der Nation, vom Einfluß des Klima's her, sondern auch vom politischen Verhältniß der Nation und den klemmen Formen, inner welchen sich das bürgerliche Leben bewegen muß.

K. E. O e l s n e r

i n P a r i s

über Personen und Ereignisse seiner Zeit.

Die nachfolgenden Mittheilungen haben denselben Ursprung, wie die über Schlabrendorf. Der sie aufzeichnete, mit Delsner während der Jahre 1821 und 1822 zu Paris in fast täglichem Umgang, trug das Bemerkenswerthe aus den Unterhaltungen mit ihm in sein Tagebuch ein, die Stütze seines Gedächtnisses. Besonders faßte er das Geschichtliche auf, weil während seines Aufenthaltes in Paris und im südlichen Frankreich, sich seine Ansicht über Gang und Ursachliches in der französischen Revolution ganz anders gebildet hatte, als er es aus Zeitschriften und Büchern bis dahin kennen gelernt. Es lag sogar in seinem Plan, einmal selber die Geschichte jener Staatsumwälzung zu schreiben.

Aber vielleicht niemand hätte sie gründlicher, treuer und belehrender schreiben können, als Delsner. Nicht nur war er, seit dem Beginn des großen Schauspiels, Augenzeuge desselben in Paris gewesen, und an der Seite des Grafen Schlabrendorf unbefangener Augenzeuge geblieben, ohne sich theilnehmend in das Kampfgewühl und die ränkereichen Umtriebe der Parteien zu mischen; nicht nur standen ihm die reichen geschichtlichen Sammlungen seines schlesischen Landmannes zu jeder Stunde zu Gebot; sondern er selbst war mit vielen Hauptpersonen der Revolution, durch seine Stellung als Geschäftsträ-

ger der Stadt Frankfurt, durch Schlabrendorf's Empfehlung, durch mehrere deutsche und schweizerische Handelshäuser u. s. w. in Bekanntschaft und Verkehr gekommen. Die Feinheit und Gewandtheit seines Geistes, sein Reichthum an mannigfaltigen Kenntnissen und Erfahrungen, das Leichte und Gefällige seines Umgangs mit tiefer Gemüchlichkeit vereint, machten ihn zu einem der angenehmsten Gesellschafter, welcher in sich, als Mensch, französischen Weltton und deutschen Biederfinn zu paaren wußte. Sein Werk über den Einfluß des Muhamedanismus, welches vom National-Institut im Jahr 1810 den Preis gewann, bezeichnete ihn auch den Deutschen (da Ebel sein Buch übersetzte), wie den Franzosen, als scharfsinnigen Beobachter und Darsteller der Weltchicksale.

Man kennt in Deutschland mehrere Aufsätze von ihm in verschiedenen Zeitschriften, die, als sie erschienen, große Aufmerksamkeit erregen mußten. Aber der Mittheiler nachfolgender Aeußerungen Delsner's weiß auch, und zwar von ihm selbst, daß die „politischen Aphorismen, dem Kongresse in Aachen empfohlen,“ herausgegeben von Dr. Schlotmann (Frankfurt a. M. 1818), nicht von diesem, sondern von ihm verfaßt sind. Er machte sie dem Herausgeber zum Geschenk, als dieser einmal in Geldverlegenheit war.

Auch die Bundeslade (Frankfurt a. M. 1817), eine Zeitschrift, von der aber nur zwei Stücke erschienen) ist von ihm. Er setzte sie nicht fort, denn die Wichtigkeit des deutschen Bundes lag gar bald zu Tage. Vieles ist vortrefflich darin, ja, das Meiste. Im darin enthaltenen Aufsatz über politische Sittlichkeit meint der Verfasser mit Recht, eine Staatsumwälzung, wie die französische, sei schon darum in Deutschland nicht zu fürchten, weil sie größtentheils bereits statt gefunden habe. Ein Aft, sagt er, der die kirchliche Verfassung betreffe, wurde im protestantischen Deutschland durch den westphälischen Frieden abgeschlossen; im katholischen aber

durch Joseph II., Montgelas und den Receß von Regensburg; den andern Aft, die bürgerliche Rechtsgleichheit betreffend, gaben uns Frankreichs entschiedenste Widersacher, als sie gleiche Besteuerung und Waffenpflichtigkeit einführten; wenigstens ward damit gut begonnen.

Schade, daß Delsner viele vortreffliche Ideen, die in jener Zeitschrift verloren gingen, an ein so gebrechliches, so wenig bedeutames Wesen knüpfen mußte, als der deutsche Bund ist. Er hat den Adler in eine diplomatische Urkundenkammer fliegen lassen. Der konnte da höchstens zuletzt nur alten Staub aufwehn und Spinnweben zerreißen. Er mußte ihn gegen die Sonne fliegen lassen; dort, in reiner Luft und Freiheit, ist sein Element. Ihm ahnete, wovon wenigen Staatsmännern Ahnung wird. So erwähnte er in jenem Aufsatz z. B. auch des Strebens der spätern Römer, in politischer Hinsicht, zu einer festen Ordnung zu gelangen, wie in den wohlgemeinten aber unglücklichen Konstitutionsversuchen der Kaiser Decius, Tacitus, Probus, während unterdessen eine neue Religion Wurzel schlug. „Wer weiß,“ setzt er hinzu, „ob nicht der Keim einer solchen neuen politischen Religion (oder religiösen Politik) in dem liegt, was wir öffentliche Meinung nennen?“

Oder wie viele Räthsel der neuern Geschichte Frankreichs werden nicht durch die einzige Bemerkung Delsner's gelöst: „Nicht Bankelmüthigkeit allein, sondern auch Anmaßlichkeit machte Frankreich zum Spott der Welt. Diese Anmaßlichkeit, recht eigentliche Geburtsmakel des französischen Geistes, wurde, als sie sich auf einen fremden Gegenstand, auf die Revolution hinwandte, in ihren Mißgriffen durch Unerfahrenheit verstärkt.“ In Paris setzte er nachher noch mündlich hinzu: „Die tollste Anmaßung aber der gegenwärtigen französischen Regierung, eins mit der heil. Allianz, ist, eine Meinung, die keine herrschende ist, durch Kabinetts- und Mönchsstände zur herrschenden machen zu wollen.“

Selten mag ein Schriftsteller so sehr ein Vergnügen darin gesucht haben, das Interessanteste namenlos oder unter fremden Namen bekannt zu machen. „Es ist von mir keine Bescheidenheit,“ sagte er: „was ich selber bekannt machte, hat mir nur Schaden und Verdruß gebracht!“ —

Auch in St. Simons politischen Schriften gehören viele der geistvollsten Ansichten, z. B. die Parallele unserer Zeit mit den ersten Jahrhunderten des Christenthums, Delzner an.

Mit Napoleon oder dessen Umgebungen hatte er keine Berührungen. Jenen verachtete er eben so sehr, als er ihn bewunderte. Seit derselbe die kaiserliche Krone nahm, sagte Delzner: „Er ist aus der Rolle seines Jahrhunderts gefallen, und ein gemeiner Mechaniker geworden!“ Noch mehr fühlten sich sein Geist und Gemüth durch das geist- und herzlose Treiben der wiederhergestellten Bourbonen abgestoßen. Sie stößten ihm nur Ekel ein durch ihr widersinniges Verfahren, oder ein mitleidiges Erstaunen über die französische Nation.

Zwar wich nie aus ihm die trübende Ueberzeugung, daß alle Versuche der Hbfe, des Adels, der Priester und Mystiker gegen die Fortschritte der Vernunft, gegen die hhere Geistesentfaltung der Nationen, vergeblich wären. Aber doch trübte der widerliche Anblick einer künstlich und gewissenlos beförderten Verbildung der Völker die letztern Jahre seines Lebens. Als junger Mann, da er gleichsam erst in sich selbst erwacht war, hatte er mit Entzücken die ersten Laute der vom Schlaf erwachten Menschheit, die Stimmen Nordamerika's und Frankreichs gehört. Er hatte mit vielen Andern freudig das tausendjährige Reich der obliegenden Vernunft, der Wahrheit und des Rechts erwartet, und zuletzt nur ein ganzes Menschenalter lang Zeuge von Gewaltthätigkeit des

blutigen, hosenlosen und soldatischen Pbbels, oder des Pbbels mit Ordensbändern und Jesuitenkappen seyn müssen.

Er befand sich oft in düsterer Stimmung deswegen. Seine Heiterkeit erlosch immer mehr. Er starb zu Paris in einem Alter von vierundsechzig Jahren. Sein Aeußeres war sehr gefällig, eine wohlgebaute, schwächliche Gestalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geistvolles Gesicht, in dessen beweglichen Zügen sich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverholen zu lesen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironisches Lächeln glänzte, oder der forschende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn vom lustigen Gefräusel seines Haars umweht. — Alles verkündete den Weltmann und den Weltweisen.

Donaparte und Napoleon.

Mag's auch wunderbarlich gesagt scheinen, bleibt's dennoch Wahrheit: Bonaparte war ein weit größerer Mann als Napoleon. Jener ward, was er war, durch die Macht seines Genies; dieser ward, was er war, und aufhören mußte zu bleiben, durch die Macht materieller Mittel.

Bonaparte war ein Mann von seltenen Geistesgaben und ungewöhnlichem Starkmuth; Napoleon hatte bei weitem nicht Beides in so hohem Grade, weil er sich im Gefühl der Ueberlegenheit gegen Andere mehr hingehen ließ und seine Gedanken durch tausend Schreibfedern und eine Million geladener Flinten ersetzen zu können meinte. Ich weiß aber nicht, ob ich von Bonaparte's ungemeinem Geiste, oder seiner ungemainen Kühnheit hhere Meinung hegen soll.

Der Feldzug von 1796 war wohl der glänzendste Theil seines Lebens. Dieser hat ihn weit hinaus über die diplomatischen und feldherrlichen Alltagserscheinungen gehoben.

Leider aber ward er auch von da an schon verwohnt, ehe er an den eigentlichen Willen des Zeitalters gewöhnt war.

Niemals würde er das Direktorium gestürzt haben, hätten sich ehrliche und feste Männer in demselben befunden. Aber von Barras wußte man, daß er mit England über Wiederherstellung der Bourbonen in Verhandlungen stand, und der mürrische, verdrossene Sieyès war des größten Gedankens, aber nicht des kleinsten Entschlusses fähig.

„Il nous faut un sabre pour nous protéger!“ war damals die allgemeine Stimme in Paris, und man wandte sich an Bonaparte. „Laissez-moi faire!“ war das Lieblingswort, das dieser im Munde zu führen pflegte. Alle Welt glaubte daher, daß er einen wohlüberdachten Plan für seine Unternehmung entworfen habe. Nichts weniger war der Fall. Er verließ sich verwegen auf sein Glück und darauf, daß der Augenblick der Ausführung ihm auch die Mittel liefern werde. Wäre der Republikaner Neubel noch an der Spitze gestanden, der 18. Brumaire würde ebenfalls Bonaparte's Schicksal entschieden haben, aber ganz anders als er es gethan hat.

Die Bernergesandtschaft im Jahre 1798 zu Paris.

Unter den Abgeordneten, welche von der Bernerregierung im Jahre 1798 nach Paris abgesandt worden waren, um, wäre es möglich, den die Schweiz drohenden Sturm noch zu beschwören, befand sich auch Herr Ludwig v. Haller, der nachmals eine zeitlang mit seiner nun verschollenen Restauration des Staatsrechts, dann wieder mit seiner Verkatholisirung, in gewissen Zirkeln Geräusch machte.

Weil ich die Zeit und die Männer wohl kannte, welche damals die Ereignisse lenkten, wandte sich einer der Abgeordneten an mich, den Zweck der Gesandtschaft mit Rath zu unterstützen. Ich äusserte ihnen: Um nicht Alles aufs Spiel

zu setzen, werde Bern wohlthun, den Umständen nachzugeben, und einen Theil seiner Ansprüche aufzuopfern. Man sollte sich mit Laharpe verständigen.

Der Rath fand Beifall. Die Abgeordneten zeigten sich bereit, ihn zu befolgen. Sie hatten sich wirklich schon zu einer Zusammenkunft mit Laharpe verstanden, der nichts so sehnlich wünschte, als daß eine gütliche Uebereinkunft alle fremde Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz ersparen könnte. Die Unterredung sollte bei dem Banquier Hottinger stattfinden, und Laharpe stellte sich zur bestimmten Stunde daselbst ein.

Unterdessen aber hatte Herr von Haller seinen Gefährten andere Gefinnungen einzuspißen gewußt. Er hatte die Beredsamkeit der Leidenschaft, den ungemessenen Stolz eines Patriziers, die Kurzsichtigkeit eines kleinstädtischen Diplomaten, der alte Historien gelesen hat. Die Gesandtschaft beharrte bei einer Sprache, wie sie kaum zu Franz I. Zeiten den Schweizern angestanden haben würde, — und niemand erschien zur angeordneten Unterredung.

Laharpe gerieth in großen Zorn über das Benehmen der Berner, und wirkte von nun an, ohne weitere Rücksicht auf sie zu nehmen, für sein unterdrücktes Vaterland.

Der Krieg brach aus. Die Folgen sind bekannt.

Ich hatte Hallern schon im Jahre 1790 gesehen und kennen gelernt, als er zum Föderationsfest nach Paris gekommen war. Er schien viele Anlagen und Kenntnisse zu besitzen; aber in seinen Unterhaltungen und Urtheilen zeigte er sich sehr unduldsam und absprechend, und verrieth eine gewisse Härte der Denkart, welche mich abstieß. Es ist nicht angenehm, mit Leuten umzugehen, welche rechthaberisch zufahren, entscheiden und absprechen; nicht deswegen nur, weil sie gegen die ersten Regeln der Geselligkeit damit sündigen und uns, ohne daran zu denken, beleidigen in unserm Recht, sondern weil sie uns mit ihren Endsprüchen, über welche bei ihnen nichts

hinausgeht, sogleich die Grenzen ihres Geistes, die höchsten Ergebnisse ihres Wissens und ihrer Erfahrung preisgeben. Man übersieht sie und den Umfang ihres Geistes zu schnell; und das ist immer zu wenig für die Unerfättlichkeit des unsrigen. Wir werden nur durch das angezogen, was noch zu errathen übrig bleibt. Die Bescheidenheit eines Gelehrten ist die Schamhaftigkeit seiner Größe. Wer nicht meint, daß er irren könne, steht im Mittelpunkt alles Irrthums.

Durch Hallern lern' ich eigentlich die Schriften von Sieyès erst recht kennen. Wir wünschten beide die persönliche Bekanntschaft dieses scharfsinnigen Denkers zu machen. Haller nahm es auf sich, den Besuch einzuleiten, und schrieb an Sieyès einen Brief, dessen Sinn ohngefähr dahin lautet: qu'un oppresseur de la Suisse et un opprimé de l'Allemagne désiroient faire sa connoissance u. s. w. Der Brief blieb aber ohne Antwort. Ich machte späterhin bei anderer Gelegenheit Sieyès Bekanntschaft, und hatte mich seiner Freundschaft zu rühmen.

Der heutige Adel.

Uedlere's giebt es nichts, als den heutigen Adel, wie er im Allgemeinen, seit Wiederaufrichtung des bourbonischen Throns und Hofstons, dasteht. Da hat kein hohes Gefühl, kein großer Sinn und Gedanke in der engen Seele Raum. — Lakaiendienst, das ist es, was ihn unter dem Namen des Eifers für das monarchische Prinzip beseelt. Einen Herrn müssen sie haben, denn sie können nur als Knechte bestehen; einen Herrn, gleichviel welchen, ob einen Riesen, oder abgewelkten Zwerg. Daß Napoleon solche Leute der alten Dynastie mit seinem Heldenadel mischen, ein frisches Reis auf den abgestorbenen, faulen Stamm pflropfen wollte, war eine seiner

kaiserlichsten, souveränen Thorheiten. Ohne das Eine zu verjüngen, verderbte er das Andere.

Ich kannte einen solchen Hbbling von altem Kaliber; es war der Herr de L., rund und rollbar, wohin man wollte, wie Diogenes' Tonne, aber in welcher kein Diogenes wohnte. Eines Tages erzählte er mir, wie er oft mit Bonaparte's Mutter gesprochen habe. „Je lui parlois,“ setzte er mit wichtiger Miene hinzu, „comme je parle à vous.“ Ich konnte mich nicht enthalten, die große Kühnheit des edlen Mannes mit meinem Erstaunen zu beehren. „Je lui parlois souvent,“ fuhr er fort, „pour faire pousser son fils aux principes monarchiques. Je la poussols tant que je pouvois.“ — Er ließ mir hintennach merken, daß er zur großen Weltbegebenheit den ersten Stoß gegeben, aber der Kaiser, undankbar genug, ihn dafür nicht „poussirt“ habe.

Herr de la Live war eine zeitlang Napoleons Ceremonienmeister. Napoleons Sturz versetzte ihn in die tiefste Trauer. Er und seine Frau verließen vierzehn Tage lang das Zimmer nicht, um keinem der Mirkten in den Straßen von Paris zu begegnen. Ludwig XVIII. winkte und Herr de la Live flog zu seinen Füßen, weinte Freudenthränen. Er ist jetzt (1821) sein „Introduceur des Ambassadeurs.“

Die Philosophen haben lange über die „angeborenen Ideen“ gestritten. Nun, die Idee des Adels ist wirklich bei den Adlichen eine solche angeborene, durch die Geburt vererbte. Man sollte es nicht glauben; aber doch ist's so. Weiß man denn nicht, daß sich gewisse Talente in Familien durch die Geburt fortpflanzen, oder daß in andern Familien Geisteskrankheiten erblich sind? In den Irrenhäusern findet man, daß bei den Meisten der Eingesperrten Liebe oder Stolz die Quellen ihres Wahnsinns sind. Liebe ist Vernarrtheit in das Hochhimmlische eines Andern; Stolz ist Vernarrtheit in die Hoheit seiner eigenen Person. Und

diese Vernarrtheit ist die des Adels, und um so unausrottbarer, je älter der Stammbaum.

Selbst den gebildetsten Männern wird es schwer, sich von der fixen Idee immer loszureißen. Es ist etwas Vererbtes, wenn auch geradezu kein Wahnsinn, doch ein Anstich davon.

In einer Gesellschaft sah ich einen Ingenieur-Offizier, der in St. Domingo geboren worden. Er war kenntnißvoll, liebenswürdig und durch mehrere Züge bewiesener Tapferkeit namhaft. Man umringte ihn. Ein geistvoller Mann, von altem Adel aus Bordeaux, ein Mann ohne Vorurtheile, befand sich ebenfalls in diesem Kreise. Er unterhielt sich mit jenem, und um so lieber, da er lange Zeit selbst in Westindien gelebt hatte. Aber so oft sich ihm der Offizier zu sehr näherte, trat er etwas scheu zurück. Mit einer fast bis zur Unhöflichkeit gehenden Aengstlichkeit wehrte er jede traulichere Berührung ab. — „Was haben Sie gegen den Mann?“ fragte man ihn später, „wissen Sie Ubses von ihm? oder ist er nicht ganz gesund?“ — „Bewahre Gott!“ erwiderte der Befragte: „Ich weiß nichts, als Gutes von ihm. Mais, Messieurs, je suis sûr, qu'il y a du sang noir dans cet homme; c'est ce que vous n'avez pas remarqué.“ Das Aussehen des Offiziers schien freilich die Vermuthung zu rechtfertigen.

In Deutschland, wo sonst gewisse Handwerker andere und zuletzt noch den Nachrichten für „unehrlich“ hielten, und um Alles in der Welt nicht mit solchem aus einem Glase getrunken haben würden, spricht sich auch die fixe Idee des Adels am derbsten aus. In Hannover ließ man ehemals keine Bürgerlichen zu den adlichen Concerten. Aus „Rücksichten“ erlaubte man einst einem Secretär den Besuch; aber er mußte außerhalb des Kreises bleiben. — Die Sylbe von, oder ein Titel sind in Deutschland keine Zierden, sondern wahre Bedürfnisse, um die Schaam eines ehrlichen Mannes zu bedecken,

der sich, ohne ein solches Feigenblatt, nicht wohl in anständiger Gesellschaft zeigen mag.

In Frankreich hat man die Titelsucht seit der Revolution wieder einheimisch machen wollen. Es will damit nicht vorwärts. Man spricht in Paris von Orden wie von kleinen Vögeln. Une brochette de décorations ist ein gewöhnlicher Ausdruck. Dem Dichter Ducis hatte die Regierung freie Wahl gelassen, eine Pension oder den Orden von St. Michael zu empfangen. Er fragte seine Freunde um ihre Meinung. Chamfort sagte: „Wenn Sie den St. Michaelsorden verlangen und erhalten haben, so folgt das Aergste hinten drein, Sie müssen ihn nämlich — — tragen!“

M a l t e b r u n .

Die Franzosen waren vor der Revolution äußerst unwise in der Erdbeschreibung. Sie kannten die Schweiz und England, oder vielmehr nur Genf und London; was über den Rhein hinaus lag, war ihnen le Nord. Napoleon ward ihr praktischer Lehrer in der Geographie. Er führte sie bis Lissabon und Moskau, Berlin, und Kairo, und zeigte ihnen die Herrlichkeiten Europens, oder nahm sie mit sich. Maltébrun hat das Verdienst, zur Verbreitung des wissenschaftlichen Studiums der Geographie in Frankreich viel beigetragen zu haben.

Er mußte sein Vaterland Dänemark, als junger Mann, wegen einer Schrift verlassen, in der man jakobinische Grundsätze witterte. Er ging nach Schweden; später nach Paris, wo er endlich Hofmeister im Hause des Buchhändlers Treutzel wurde. Er besaß große Kenntnisse, viel Belesenheit, aber verhältnißmäßig auch vielen Eigendünkel, und keine feste reine Denkart. Er faßte den Plan, Zeitschriftsteller zu werden; an Gelduffigkeit in der französischen Sprache fehlte es ihm nicht.

Aber gleich anfangs huldigte er nur dem Interesse des Tages, seines eigenen wegen. „On ne fait fortune qu'avec les brigands!“ sagte er damals zu einem meiner Bekannten, der ihm seine Schriftstellerei gegen eigne Uebersetzung vorwarf.

Im Anfang des Consulats wurde die Zahl der Zeitungen, um sie in napoleonische Ordnung zu bringen, für Paris auf achtzehn beschränkt. Das Journal des Débats gehörte zu den beibehaltenen. Die Brüder Bertin kauften das Privilegium desselben um 20,000 Fr., die sie, in Aktien vertheilt, mit Mühe aufbringen konnten. Vortreffliche Mitarbeiter, zu denen auch Geoffroi, Maltebrun u. a. m. gehörten, hoben schon im ersten Jahr die Dividende auf 184,000 Fr. und bald wurden 35,000 Exemplare abgesetzt. Als die Regierung diesen Wohlstand merkte, wies sie eine Menge Pensionen auf das Journal des Débats an. Endlich nahm sie den Eigenthümern die Zeitung ganz weg, hauptsächlich weil diese eine etwas royalistische Färbung erhalten hatte, wemit Napoleon nicht zufrieden seyn konnte.

So ward die Zeitung einer andern Direction gegeben, welche von der Regierung selbst ernannt ward. Man muß sich über ein solches Verfahren einer Regierung mit Geisteserzeugnissen gar nicht wundern. In Despotien treibt man mit Allem ein Monopol, was Geld einträgt, also auch mit Zeitungen. Die öffentliche Stimme zu führen ist nicht Sache des Volks, oder des stimmfähigen Mannes, sondern Sache, Recht und Eigenthum des Sultanismus und der Priesterschaft eum permissione superiorum. Nur wo öffentliche Blätter zu wenig Geld abwerfen, muß man das unbequeme Mittel der Censur, als Surrogat des Gedanken- und Sprach-Monopols, gebrauchen.

Auch Maltebrun, der zur Abänderung der Direction nach Kräften mitgewirkt hatte, erhielt bei der neuen eine einträgliche Stelle, die ihm 12,000 Fr. gewährte. Die Freude

dauerte jedoch nicht lange. Im Jahre 1814 hatten die Brüder Bertin Freunde in der damaligen provisorischen Regierung. Das Journal des Débats ward ihnen zurückgegeben und Maltebrun verlor seine Stelle. Doch bald nahm man ihn als einen nützlichen Mitarbeiter wieder auf. So lebt man in Paris.

Das letzte Bulletin de la grande armée vom Jahre 1814 war, wie man mich bestimmt versicherte, von Maltebrun geschrieben. Als er, wie gesagt, seine Stelle bei der Zeitung eingebüßt hatte, gab er eine Zeit lang Variétés littéraires heraus. Die ersten Stücke derselben enthalten eine wichtige, mitunter höchst böshafte Verstofflage des letzten Bulletins der großen Armee.

Seine Geographie enthält die ärgsten Magiate; sie sind ihm öffentlich nachgewiesen worden. Das kümmerte ihn wenig. Das Schamlose aber bestand wohl noch mehr darin, daß er diejenigen mit dem rohesten Tadel mißhandelte, die er geplündert hatte, damit man nicht argwöhnen solle, er hätte solche verächtliche Menschen bestehlen können. Er machte es, wie das gesetzlich beschirmte Gesindel der Nachdrucker in deutschen Monarchien, die den Buchhändler, dessen Eigenthum sie an sich reißen, noch öffentlich beschimpfen, wenn er jammert; oder wie die Gaudiebe, die den von ihnen Verabrehten hinten nach abprügeln, daß er zu wenig Geld bei sich trug.

Polizei.

Nichts so vortheilhaft für öffentliche Sicherheit, als überhaupt Doffentlichkeit im ausgedehntesten Sinn. Wo alles vor den Augen des Volks offen liegt, wo alles durch die Druckerpresse schnell und allgemein bekannt wird, hütet man sich. Das Gefährliche gedeiht nur im Finstern. Schlechte Regierungen scheuen, und mit Recht, die Doffentlichkeit ihrer Handlungen;

aber sie verlangen, daß ihnen im Volk alles offen sey. Diese Doppelforderung läßt sich nicht durch die Presse befriedigen; aber durch die geheime Polizei, durchs Spionensystem.

Dieses Werkzeug des türkischen Despotismus, welches die Bande der Geselligkeit unter guten Menschen durch Argwohn-Erregung zerschneidet, und das Verbrechen der Verrätherei unter schlechten Menschen zur Bürgertugend macht, leistet nicht durch sich selber so viel Dienste, als durch die Furcht, welches sein bloßes Daseyn erregt. Ich weiß das aus dem Zeugniß eines Erz-Polizeihelden, der in solchen Dingen für mich ein vollgültiger Richter ist. Ich meine den Herrn Lagarde.

Vor der Revolution war er von den Vätern des Oratoriums erzogen, Fouché's Mitschüler; nachher Rektor eines Seminars zu Paris. Ich sah ihn das erste Mal in der Schreckenszeit bei einem meiner Pariser Freunde, zu dem er nach Zerstückung des Seminars in Angst und Noth zu Fuß nach Paris kam. Er weinte bittere Thränen, bereute seine Freude, die er anfangs über die große Staatsverwandlung bezeugt hatte, und verfluchte die Gräueltathen derselben. Durch seinen Freund Fouché ward er nachher aber bei der Polizei angestellt. Geschmeidig genug konnte er sich durch die Dornen des neuen Standes emporwinden, die alte Haut abstreifen und endlich als Chef der französischen Polizeien in Florenz und in Lissabon glänzender erscheinen. Er ließ da süßlilien so gut wie ein Anderer, und ward reich dabei. Gegenwärtig (1821) ist er ein großer Gönner der Religion und Mitarbeiter im Polizeifach zu Paris. Ob er heut anders denkt, als im Jahre 1792, da ich ihn in Thränen der Reue schwimmen sah? Gleichviel; er hat eine Geliebte, eine Verheirathete, mit der er schon mehrere Kinder gezeugt hat. Sie braucht jährlich 40.000 Fr., die müssen herbeigeschafft seyn.

Aus seinem Munde nun folgende Anekdote.

Zur Zeit des Konsulates wurden einmal die Chouans wieder unruhiger. Man hörte von ihren Bewegungen, ohne über ihre Entwürfe etwas Genaueres erfahren zu können. Der erste Konsul fand für gut, ihnen einen warnenden Schrecken einzujagen, und befahl von mehreren Chouans, die sich in den Pariser Gefängnissen befanden, einige der Schuldigsten zu erschießen. Auf seinen Befehl begaben sich der Großrichter Regnier und Lagarde in die Gefängnisse, die Schuldigsten auszusuchen und sie vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Junot war Gouverneur von Paris geworden; und weil er die Rechte und den Geschäftskreis seines Amtes noch nicht recht kannte, hatte Lagarde den Auftrag, ihm dabei mit Rath zur Hand zu gehen. Er zeigte ihm demnach an, daß er das Recht habe, beim Kriegsgericht gegenwärtig zu seyn, oder seine Stelle vertreten zu lassen. Junot schickte einen seiner Adjutanten.

Als die Verurtheilung der Chouans vom Gericht ausgesprochen war, wandte sich eins der Schlachtopfer an den Adjutanten, und wünschte eine Unterredung mit ihm zu haben. Er wolle dem Gouverneur von Paris eine wichtige Entdeckung mittheilen, für die er Begnadigung seiner Person erwarten dürfe.

Der Kerl ward also zum Gouverneur geführt. Hier sagte er aus: er habe einmal auf seinen Streifereien in der Bretagne, kurz vor seiner Gefangennehmung, in einer Mühle an der Meeresküste Herberge genommen. Es seien Nachts mehrere Personen in die Mühle eingekehrt, und es habe eine derselben gesagt, Georges Cadoudal sei gelandet und auf dem Weg nach Paris, um dort den ersten Consul aufzuheben oder zu ermorden. — Als man den Chouan um Namen, Lage u. s. w. der Mühle fragte, hatte er das ver-gessen; aber, wenn er hingeführt würde, werde er sie kennen.

Man schickte ihn sogleich mit einigen Gensd'armes in die

Gegend, und musterte die Küste. Die Mühle ward gefunden. Der Müller und die übrigen Bewohner des Hauses wurden verhaftet; und so kam man auf die Spur des verächtlichen Georges, die man verfolgte, bis man ihn fand.

S i e y e s.

Allerdings, Sieyes hatte bedeutende Schwächen. Er war ein Mann für den Gedanken, aber nicht für die That, gemacht; rechtlicher, als klug, und klüger, als für seinen Namen oft gut seyn konnte. Er war mein Freund geworden. Ich ehrte und liebte ihn. Er bewahrte zu mir immer die reinste Anhänglichkeit, und ich habe sie nie mißbraucht; nicht einmal, wenigstens für mich nicht und nur einmal in der Noth, gebraucht. Eben so war das Verhältniß zwischen Sieyes und dem Grafen Schlabrendorf beschaffen; das uneigennützigste von der Welt. Und eben dies erhöhte die gegenseitige Hochachtung. Wir waren gar oft beisammen.

Als nach dem neunten Thermidor die neue Regierungsbehörde gebildet, und Sieyes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses wurde, das diplomatische Fach übernehmend, ward er ein Mann von unmittelbarem Einfluß. Man empfahl ihm damals den nachherigen Grafen Reinhard, welchen er auch an die Spitze einer seiner Geschäftsverwaltungen stellte. Dieser wußte sich ihm bald durch seine Kenntnisse wichtig zu machen, besonders in der Geographie, in welcher Sieyes, wie die Mehrzahl der Franzosen, etwas fremd stand.

Reinhard war als Erzieher in einem angesehenen Hause zu Bordeaux nach Frankreich gekommen, da die Revolution eben ausbrach. Durch seine Verbindungen, besonders in der Jakobinergesellschaft jener Stadt, und der Name der Jakobiner war zu jener Zeit noch ehrenhaft, ward er mit

einigen angesehenen Männern der Gironde bekannt, die ihn, da sie als Deputirte zur gesetzgebenden Versammlung erwählt wurden, mit sich nach Paris nahmen. Durch ihren Einfluß wurde er im Jahr 1792 auch Gesandtschafts-Sekretär bei Chauvelin in London, unter dessen Namen eigentlich La leyraud handelte. Aus England zurückgekehrt, schickte man Reinhard in gleicher Eigenschaft nach Neapel zum französischen Gesandten Baron Makau, der, wenn ich nicht irre, ebenfalls ein Würtemberger war, wie Reinhard. Auch diese Anstellung war von kurzer Dauer. Von 1793 an arbeitete Reinhard wieder zu Paris im diplomatischen Bureau. Er spielte damals gegen Sieyes eine sehr stille, unterwürfige Rolle.

Dieser befragte eines Tages den Grafen Schlabrendorf, was er davon halte, wenn man Reinhard zum Gesandten in Wien ernennen würde? Der Graf hielt dies für unpolitisch, schon deswegen, weil Reinhard, als Deutscher, eine unangenehme Erscheinung seyn müßte. Der eigentlichste Platz für ihn würde Hamburg seyn. Von da aus könnte er in seinen Depeschen diejenigen aller andern Gesandten kontrolliren. Und so war es damals in der diplomatischen Welt. Alle europäischen Mächte hatten Geschäftsträger in Hamburg. Der Handel machte diese Stadt zum Sammelplatz der Nachrichten aus jeder Gegend. Die französischen Emigranten besaßen da ihr „schreibendes“ Hauptquartier; auch Englands Briefwechsel mit dem festen Lande ging hier durch.

So ward Reinhard Gesandter in Hamburg, wo er das Fräulein Reimarus heirathete, eines der gebildetsten Frauenzimmer. War' es in seiner Absicht gelegen gewesen, eine sogenannte glänzendere Laufbahn zu machen: so hätte er, um sich vollkommen zu nationalisiren, eine Französin wählen müssen. Denn in Paris, wie groß es auch seyn mag, sind Better- und Gebatterschaften so allvermögend, wie im Klein-

sten Städtchen Deutschlands. Indessen er machte seinen Weg, wie während der Republik, so unter Napoleon. Nach Wiederherstellung der Bourbonen wurde er sogar auf kurze Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er wurde es durch Talleyrand, der noch zu verdächtig war, um die Stelle selbst zu bekleiden, aber sie sich durch einen Ungefährlichen frei halten wollte, durch einen Mann, der in Frankreich ohne Familie und Anhang war.

Sieyès, wie er Reinhardten hervorgezogen, hat auch viele andere treffliche Männer, von nachher berühmtern Namen, in größere Wirkungskreise versetzt. Er wollte mich, wie Reinhardten, in die politische Laufbahn bringen. Ich war Deutscher und wollte es bleiben. Er schlug mir, als Lehrstück, vor, in der Eigenschaft eines Residenten nach Graubünden zu gehen. Ich blieb in Paris.

Er war zu jener Zeit französischer Gesandter in Berlin, als ich auf schändliche Weise von den Preussen verhaftet worden war, da ich auf der Reise nach Schlessien meine gute Mutter einmal wieder besuchen wollte, die ich seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Sieyès war es, der sich bei diesem Anlaß meiner mit solchem Eifer und Ernst annahm, daß ich bald Freiheit und Genugthuung erhielt.

Einst war es um Vereinigung von fünfzehn Detroi-Bureaux am Rhein zwischen Frankreich und Deutschland zu thun. Es mußte ein Inspektor ernannt werden, der beiden Regierungen Bericht und Rechnung zu geben schuldig seyn sollte. Die Stelle trug 40,000 Fr. ein, und führte dadurch eine gewisse Unabhängigkeit mit sich, daß man eben zweierlei Herren hatte. Hoffmann von Mainz, bekannt als Präsident des dortigen, ephemeren Nationalkonvents, kam zu mir, und verlangte meine Fürsprache bei Sieyès, wegen jenes Platzes. Er hatte seine Stelle als Obereinnehmer im Donnersberg-Departement verloren. Ich that es, ging zu Sieyès, stand aber bald von

dem Besuch ab, da ich hörte, Hoffmann sey eines Kassendefekts wegen seiner vorigen Anstellung verlustig geworden, und nur durch seinen Freund Reubel von der Galeerenstrafe gerettet worden, der, zum ersten und auch einzigen Male, persönlich bei Bonaparte um Gnade für ihn angehalten hatte. „Warum denken Sie an solche Leute?“ rief Sieyès: „warum denken Sie bei der Gelegenheit nicht an sich?“ — Ich erwiderte: „Um's Himmelswillen! Rechnungswesen und zwei Herren! Lassen Sie mich deutsch und ehrlich bleiben!“ Er lachte laut auf.

Eines Morgens kam er zu mir und sagte: er habe für mich Alles besorgt, gepackt und gesiegelt. Ich hätte nur zu Dufresne de St. Eloi, der Talleyrands rechte Hand war, zu gehen und mit diesem zu Talleyrand selbst. Die Sache wäre schon abgethan. Ich müßte jetzt die Stelle mit den 40,000 Fr. annehmen. Mein Weigern half nichts. Zögernd und unschlüssig machte ich mich auf den Weg zu Dufresne de St. Eloi, der im Erdgeschoß vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wohnte. Im Hingang vernahm ich die Neuigkeit von Moreau's Verhaftung. Meine Ungewißheit wuchs. Zaudernd stand ich an Dufresne's Thür und zog endlich die Klingel sehr leise an, auch da noch unentschlossen. Da sah ich plözlich Talleyrand, wie er keuchend die Treppe herabkam. Der Anblick fiel mir widerlich auf.kehrte ich mich um, so stand ich ihm gegenüber; zog ich die Klingel stärker, um hineinzutreten, so war mein Loos unterschieden. Ich trat zwei Schritte seitwärts, ließ Talleyrand hinter mir vorbeigehen, als bemerkt' ich ihn nicht; wartete; fand, daß mein Läuten nicht gehört war, und — ging un verrichteter Sache fort.

So war Sieyès immer für mich sorgend. Gern und dankbar erinnere ich mich seiner Freundschaft. Ich hatte zufällig nur ein einziges Mal Gelegenheit, ihm einen Dienst zu

leisten, der für ihn wichtig, für mich ohne Mühe war. Das ereignete sich im Handel wegen des Generals Moreau. Bonaparte nämlich wünschte Sieyès in die Sache zu verflechten, um Gelegenheit zu haben, ihn zu beseitigen. Frau von C..., die jeden Abend mit Bonaparte die Partie machte, ließ mich eines Morgens zu sich rufen und sagte mir: „Ich weiß, daß Sie mit Sieyès in Verhältniß sind. Warnen Sie ihn, daß er ja keinen Schritt zu Moreau's Gunsten unternahme. Das wäre eine ersehnte Gelegenheit, ihm beizukommen. Es thäte mir leid um ihn.“

Ich eilte zu Sieyès, und hinterbrachte ihm die Warnung, „Das ist ein Liebedienst von Ihnen!“ rief er, „Sie reißen mich aus dem Traum. Seit einiger Zeit bestürzt und drängt man mich, besonders von einer gewissen Seite, für Moreau aufzutreten, zu handeln. Die Zudringlichkeit, mit der man es thut, ist mir schon fast verdächtig gewesen; doch war ich wirklich auf dem Punkt, nachzugeben.“ Sieyès verhielt sich unthätig und war gerettet. Und der ihn am meisten gedrängt hatte, war sein scheinbarer Freund und Anhänger Ganilh gewesen. Sieyès beobachtete scharfer und entdeckte, daß Ganilh ein geheimes Bureau in der Polizei unter Touché hatte.

G a n i l h.

Dieser Mann hatte in Frankreich geraume Zeit eine Art Ansehen, als Schriftsteller über Finanzwesen und Staatswirthschaft. Sogar über den Rhein hinaus hat sich sein Name zu einigen deutschen Männern dieses Fachs verlaufen. Sein *essai politique sur le revenu public* enthält nicht üble Gedanken und Grundsätze, besonders in Betreff der Lotterien.

Er ist nicht ohne Talent; aber ein Kleingeist mit den Eigenthümlichkeiten eines Rabulisten; einer der vielen Leute, die ohne Kraft zu eigener Größe, neidisch oder ärgerlich über

die Größern, an diesen emporklettern; mit mikroskopischem Scharfblick vorhandene Fehler auffuchen; sie hofmeistern und sich einbilden, höher zu stehen, als sie; ohngefähr wie die Fliege, welche sich auf das Wipfelblatt einer majestätischen Eiche setzt und dieser dann zuruft: „sieh' da liegst du vor mir im Staub; ich trete dich mit Füßen; dein Stolz hat's verdient!“ — Es liegt ganz in der Natur solcher Personen, nichts gelten zu lassen, als sich; überall mit ihrem Widerspruchsg Geist bei Einzelheiten und Kleinlichkeiten anzuhäkeln. Vermuthlich kam er dadurch, und gewiß ohne alle andere Schuld, zur Schreckenszeit ins Gefängniß. In den unter Robespierre's Papiere gefundenen Listen ist auch Ganilh genannt und von Robespierre zur Deportation bestimmt, als ein „esprit contradictoire.“

Er war Mitglied der Commune vom 10. August (1792) gewesen, welche die Revolution dieses Tages leitete und ausführte. Er war Mitglied des Klubs von Numero 149, in welchem ich ihn zuerst kennen lernte. Der Klub hatte seinen Namen von der Nummer des Hauses entlehnt, in welchem er sich versammelte; im gleichen Hause hielt auch der Herzog Philipp von Orleans mit seinen Freunden Zusammenkünfte; doch hatten die beiden Versammlungen nichts mit einander gemein. Ursprünglich, um die Geschichte dieses Klubs vollständig zu geben, war er unter Sieyès Leitung im Jahr 1789, als Gesellschaft der Verfassungsfreunde (*amis de la constitution*), entstanden. Als er aber ins Ueberspannte auszuarten drohte, trennten sich Sieyès, Condorcet u. a. m. von ihm. Nachher aber schmuggelten sich mehrere Anhänger des Hofes in denselben ein, und der Klub gewann einen so aristokratischen Anstrich, daß die nämlichen Personen sich noch einmal trennten und den von 149 stifteten.

Kurze Zeit nach dem 10. August äusserte Ganilh, daß man in der Commune gewisse Abscheulichkeiten vorbereite,

mit denen er nichts zu schaffen haben wolle. Es war um die Gräuel der Septembertage zu thun, da der blutdürstige Pariserpöbel die Gefangenen ermordete. Ganilh trat aus der Commune und gewann damit mein Zutrauen; eben so auch die Freundschaft von Sieyès. In unsern Zusammenkünften las uns dieser oft die Reden vor, welche er irgendwo in beratenden Versammlungen zu halten gesonnen war. Ganilh aber eröffnete indessen, als Advokat ein Consultationsbureau, und ich empfahl ihn, wo ich konnte. Ich bereute dies aber nachher schmerzlich.

Denm während eines Aufenthalts, den ich in der Schweiz machte, ward mir durch meinen Freund, Dr. Ebel in Zürich, ein Herr Wasse aus Frankfurt am Main empfohlen, der nach Paris reisen und beim Vollziehungsdirektorium Zahlungen für große Luchlieferungen betreiben wollte. Ich gab ihm, unter mehreren Adressen, auch eine an Ganilh. Bei meiner Rückkunft in Paris fand ich Herrn Wasse mit Ganilh in so enger Verbindung, daß mich beide von den Geheimnissen, die sie mit einander hatten, ausschlossen. Bald aber ergab sich, daß Ganilh, statt die Beendigung des Lieferungsgeschäftes zu betreiben, den armen Wasse in neue Weitläufigkeiten verflochten und ihn zu weitaussehenden Ankäufen von Nationalgütern verleitet hatte. Dieser mußte die Summen dazu hergeben; jener besorgte die Schreibereien, und der Gewinn sollte unter ihnen getheilt werden. Wasse's Frau und Familie beklagten sich bitter über diesen nachtheiligen Verkehr, der auch mich aufs höchste empörte, um so mehr, da ich die heillose Bekanntschaft Wasse's mit Ganilh gestiftet hatte.

Eines Tages befand ich mich mit beiden bey Sieyès auf einem Landgute. Ich benutzte die Gelegenheit eines Spazierganges, um ihnen freundschaftlich über den Verkehr zu reden, der Wasse's Verderben drohte. Ganilh fühlte sich getroffen, braufete auf und warf mit Schimpfworten um sich. Ich faßte

den berühmten Staatswirth beim Kragen und bewirthe ihn mit derben Maulschellen, die er gelassen hinnahm. Wenige Tage nachher begegnete ich ihm in der Straße Montblanc, wo ich wohnte, ganz unvermuthet. Er begrüßte mich wieder mit Schimpfreden, und ich erwiderte ihm abermals, ohne Worte zu verlieren, auf die vorige beliebte Weise. Er forderte mich heraus, die Sache müsse mit Blut abgethan werden. Waffe, Zeit und Ort wurden im Augenblick bestimmt. Ich kam mit meinem Sekundanten am Morgen des bezeichneten Tages, wartete bis gegen Abend, Ganilh erschien aber nicht.

Jetzt (1821) ist er Mitglied der Deputirtenkammer. Wenn wir uns irgendwo begegnen, unterläßt er's nie, mir sehr höflich entgegenzukommen. Er weiß wohl, daß ich ihn wenig beachte.

Holland und Pauw.

Unter meinen Bekannten rührte mich das Schicksal eines lieben, trefflichen Mannes, eines Würtembergers, Namens Holland. Er ist der Verfasser der sehr guten Reflexions sur le système de la nature, ein französisches Buch in deutschem Geiste. Er war Führer des Prinzen Ludwig von Würtemberg, und reisete mit diesem. Nachher vermählte er sich mit einem schönen Frauenzimmer in Stuttgart. Er verbtterte dies Weib. Aber, als er mit demselben nach Petersburg gereist war, ward es ihm dort untreu. Er kehrte in sein Vaterland zurück, starb aber unterwegs, eben so sehr aus Gram, als an einer Brustkrankheit; vielleicht am gebrochenen Herzen. Er war eines bessern Looses würdig gewesen.

Merkwürdig war mir, was er vom Domherrn Cornel de Pauw erzählte, dem bekannten Verfasser der eben so wunderlichen, als scharfsinnigen recherches philosophiques sur les Américains, les Grecs u. s. w. Er hatte ihn, auf der

Reise mit dem Prinzen, in Potsdam, kennen gelernt, wohin Pauw von Friedrich II., als Vorleser berufen worden war. Der gelehrte Kanonikus von Xanten hatte sich lange geweigert den Ruf anzunehmen. Und sobald er nach Berlin gekommen war, bemühte er sich um nichts so sehr, als wieder fortgeschickt zu werden. Es kamen nicht selten Leute zu ihm, die sich in ihren Angelegenheiten um seine günstige Fürsprache bewerben wollten. „Vous me croyez de l'influence sur le roi. Je n'en ai pas et je n'en veux pas. Je veux être renvoyé; voilà mon but!“ Und dieser Wunsch ward ihm endlich auch erfüllt.

Pauw war ungläubig, aber ohne daß seine Meinungen irgend seiner Sittlichkeit den geringsten Eintrag gethan hätten. Er konnte z. B. nicht begreifen, wie man im Stande wäre, Eiden einen Werth beizulegen? Mit Hollanden sprach er öfters über Freimaurerei. Daß etwas erträglich Vernünftiges dahinter sei, ließ er sich durchaus nicht einreden. Denn sagt er: „Voyez cette bête de D... (einen Berliner Buchhändler seiner Zeit); on dit qu'il y joue un rôle.“

Der Prinz, mit welchem Holland reisete, ließ sich in einer Berliner Loge aufnehmen, natürlich also auch dessen Führer. Kaum mochte dieser nach Potsdam zurückgekommen seyn, war, beim ersten Besuch, Pauw's erste Frage nach dem Wesen der Maurerei. „Mais vous savez bien, entgegnete der Neugeweihte: que j'ai prêté serment de ne rien dire.“ Ganz außer sich vor Verwunderung rief Pauw: „comment, et vous tenez à vos serments?“

Das Römerreich unter Konstantin *).

Es waltet in den Gestaltungen, welche das ungeheure Römerreich unter Konstantin trug oder annahm, zuweilen über:

*) Del sner hatte eine Darstellung der Veränderungen in der Organisation des römischen Reichs unter Konstantin ausgearbeitet.

raschende Aehnlichkeit mehrere Mängel und Einrichtungen mit denen, welche die französische Staatsumwälzung und besonders auch Napoleons Kaiserthum hervorbrachte. Dahin kann man z. B. das Titelwesen rechnen, welches Konstantin schuf und einführte; den Grundsatz der Trennung der Civil- und Militärgewalt in den Provinzen; die Einrichtung des Postwesens. Man ertheilte Diplome, um die Posten benutzen zu dürfen. Unter Konstantin ward üblich, daß man die Pferde der Partikularen wegnahm, wenn es der Postdienst erheischte, oder es bei Militärtransporten noth that.

Die Municipalitäten des römischen Reichs erduldeten, meistens durch Beibehaltung der republikanischen alten Formen, furchtbaren Druck. Veraltete, scellose Formen führen überall größeres Verderben herbei, als wenn sie gar nicht wären. Hätte die absolute Herrschergewalt, deren Bedürfnisse die Municipalverwaltung täglich peinlicher machte, sich geradezu mit offenem Zwang, als Despotismus, hingestellt: so würden wenigstens ihre Diener bezahlt worden seyn. Der römische Despotismus nißete sich ganz unvermerkt im Schirm republikanischer Institutionen ein, um unentgeltlich bedient zu werden und mit Hilfe der Volksstellvertreter das Volk im Joch zu halten. — Sollten auf des Kaisers Wink Mannschaften zum Heer gestellt oder Auflagen erhoben werden:

Sie war bestimmt, im Jahr 1815 um den vom Nationalinstitut ausgesetzten Preis, diesen Gegenstand betreffend, zu wettkämpfen; kam aber, der Kriegsereignisse wegen, zu spät, J. Naudet's Buch hat jenen Preis erhalten; eine bloße Zerreibung von Farben, die Del sner zu einem meisterhaften Gemälde verwendete, welches würdig ist, seiner gekrönten Preisschrift über den Islamismus zu Seite zu stehen. Das Obige ist ein dürftiger Auszug von Del sners Schrift, die der Mittheiler von ihm zu lesen empfing. Unbekannt ist geblieben, was aus dem französischen Manuskripte geworden seyn mag.

so waren es die Mitglieder der Ortsverwaltung, welche die größte Bürde übernehmen mußten. Sie, gewöhnlich die Wohlhabendern und Reichern, hatten die beträchtlichen Steuern zu entrichten, und waren persönlich dazu noch für den Eingang der Steuern aller Uebrigen verantwortlich.

Die möglichste Gleichheit der Abgaben vom reinen Ertrag jedes Vermögens und Erwerbes im Staate, bestimmt nach dem Verhältniß jenes Ertrages, ist Gerechtigkeit gegen Alle.

Das Gesetz soll gerecht seyn, weil es die Menschen ungern sind. Aber die Aufлагengesetze, damals unbillig, wie oft heutiges Tages, mehr auf die arbeitende Klasse, als auf die verzehrende drückend, wurden durch Willküren der Gewalthaber noch unbilliger. Schon damals wußte man sich durch *Titelankauf* mancher Art der Steuerpflichtigkeit zu entziehen, oder indem man sich unter das Patronat mächtiger Gönner begab, wodurch eine Art Feudalwesen geschaffen und Leibeigenschaft gegründet und erweitert wurde. *Constans* verpflichtete die Patrone, für diejenigen zu zahlen, welche sich ihnen hingegeben hatten, um nicht Steuern zahlen zu müssen.

Handel und Gewerbe waren große *Monopolien*. Die kaiserlichen Fabriken versorgten Beamte und Privatpersonen mit einer Menge von Bedürfnissen der ersten Nothwendigkeit. Die in solchen Werkstätten angestellten Arbeiter, wie ihre Nachkommen, waren, als wahre leibeigene Kaste, unwiderruflich an ihren Stand gebunden. Das Gesetz erklärte sie unfähig zu allem Andern, damit, wie *Constans* sagte, die Kunst, welche sie treiben, nicht zum Schaden des gemeinen Wesens verpfuschert werde.

Hierin, wie in Andern, stellte das römische Reich die Verwaltung einer einzigen großen Landwirthschaft dar, die sich späterhin in einer Anzahl kleinerer aufbste, bei denen aber der nämliche Grundsatz fortbestand. Es war da schon

nichts als das Mittelalterische im großen Maßstab, auf das Prinzip der *grandes propriétés* im weitesten Umfang begründet. Für den kaiserlichen Schatz war Alles und Jedes berechnet, nicht für den öffentlichen allein, sondern für den besondern der Fürsten. Um letztern zu schonen, wurden auch, neben den ordentlichen Auflagen, außerordentliche ausgeschrieben. Oft war die Folge davon eine ungemaine Theuerung der Lebensmittel aller Art. *Diocletian* versuchte schon das auch in neuern Zeiten dagegen versuchte Mittel der Einführung eines *Maximums*, oder Bestimmung eines Preises, über welchen hinaus der Verkäufer einer Waare nicht gehen sollte. Dies ward dann, wie *Lactantius* erzählt, Ursach vielen Blutvergießens um Dinge, die an sich gering waren. Die Kaufleute besuchten keine Märkte mehr und wurden deswegen verfolgt. Aber eben darum wieder stieg die Theuerung noch höher, was man wohl hätte voraussehen können. *Diocletian* sah sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt, das Gesetz wieder aufzuheben, nachdem es das Blut vieler Bürger gekostet hatte.

Mit der Ungleichheit in Vertheilung der Auflagen, mit der Stätigkeit der ungleichen Stände, oder der Schöpfung des Kastenwesens, mußte sich nothwendig auch die Ungleichheit der Untertanen vor dem Gesetze verbinden. Man darf nur an das unsinnige und grausame Gesetz *Constans* wegen der Einführungen erinnern, von welchem die untersten Volksklassen ausgenommen waren, weil, wie der Kaiser sagte, deren Niedrigkeit nicht der Aufmerksamkeit des Gesetzes würdig erachtet wird.

Ein schrecklicher Einfall, der vom damaligen Zweck und Wesen des Staates und von der durch das Christenthum anerkannten gleichen Menschenwürde ganz besondere Ansichten voraussetzt. Indessen ist diese *Aristokratie des Gesetzes*, wenn sie einmal bestehen sollte, für jenes Zeitalter, einiger

Entschuldigung fähig. Wohl schwerlich ließe sich so viel für die Ungleichheit der Bürger vor dem Gesetz in mehreren Staaten unsers Zeitalters sagen, wo ein und dasselbe Verbrechen mit härtern oder mildern Strafen belegt wird, je nachdem der Strafwürdige zu einem niedrigeren oder höhern Stand gehört. Hier ist Aristokratie des Verbrechens. Wenn das Gesetz die Schuld des vornehmen Sünders mit derselben Strenge rügt, wie die des Menschens aus dem Pöbel, ist es eben so gerecht gegen jenen, wie gegen diesen, weil jener auf einer höhern Stufe der Bildung ungleich strafbarer ist, als der rohe und unwissende Sünder, den auch die nämliche Strafe weniger schmerzt.

Die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Sträflinge hießen unter Constantin Deputirte (deputati, Abgesonderte von der bürgerlichen Gesellschaft). Die öffentliche Arbeit heutiger Volksdeputirten könnte wohl in manchen Ländern süglich auch als Strafe für sie angesehen werden.

Blicken wir von den untern Ständen zu den Großwürdeträgern des römischen Hofes hinauf, so fällt uns unter ihnen besonders einer auf, der den heut ungewöhnlichen Titel eines Comes campi trug. Sein Amt war eben so wichtig, als höchst angenehm für den Fürsten. Ihm lagen Studium und Sorge für die Freude der kaiserlichen Tafel ob. Er war's, an welchen sich Cassiodor im Namen seines Gebieters mit den Worten wendet: „Wenn du deine Pflicht wohl vollstreckst, unsere Gastmahl anzuordnen, was dir allein anvertraut wird, vergrößerst du nicht allein den Glanz unsers Pallastes, sondern es macht dir einen Namen unter den Völkern der Fremde. Die Gesandten fast aller Mächte des Erdkreises, wenn sie unsern Festen beiwohnen, müssen, was bei ihnen hochselten gefunden wird, im Ueberfluß sehn, müssen über die Fälle einer einzigen Tafel und über die Menge der Aufwärter erstaunen, die sie bedienen, und sich einbilden, Alles

werde im Augenblick hervorgebracht, was man wünscht. Kehren sie in ihre Länder heim, müssen sie dort ihren Freunden von Wundern bei uns erzählen. So werden die, welche unser Tisch besorgen, Ruhm der Welt erndten. Dazu erwäge noch, daß du ein Vertrauter unserer frohen Augenblicke bist, wo das Herz jede Sorge verbannt, und daß du den Zutritt bei uns hast, wenn er allen Andern versagt wird. Und billig ist, daß die Majestät dem Anordner so bedeutender Veranstaltungen hold bleibt.“

Die Diplomaten des Alterthums, scheint es, waren so gaumfelig oder gefräßig, wie in spätern Zeiten; und man sollte nach jener Formel Cassiodors geneigt werden, den Comes campi für den römischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu halten.

Das Christenthum bestieg mit dem deshalb, als den Großen, gefeierten Constantin den Thron des gestürzten Heidenthums. Es war eine förmliche Staatsumwälzung und das nicäische Concilium die konstituierende Nationalversammlung, aus welcher über die Christenheit der nachfolgenden Jahrhunderte Dogmen um Dogmen flossen. Aber diese allgemeine Kirchenversammlung ist nicht nur für die Geschichte der Kirche merkwürdig, sondern eine der größten Begebenheiten in der Geschichte der menschlichen Gesittung. Wohl hatte man auch vorher schon Versammlungen aus allerlei Völkern zur Entscheidung ihrer Kriege-, Friedens-, Handels- und Gränzverhältnisse gesehen, wie denn auch die wilden Jagdvölker in den Wäldern Amerika's ihre Kongresse halten, gleich den Europäern zu Verona oder Wien. Aber es war das Zeichen eines Riesenschrittes der Menschheit, daß man abstrakter Begriffe willen zusammentrat, und ihnen höhere Wichtigkeit, als allen materiellen Interessen, beilegte.

Aber das Christenthum, erhoben auf den Thron der Heidenenschaft, legte sich auch den kaiserlichen Purpur und den Ge-

waltzepter des heidnischen Despotismus bei. Die Christen in ihrer ersten Einfach und Bescheidenheit standen dem Christenthum des vierten und fünften Jahrhunderts so absteckend gegenüber, wie die frommen Quaker heutiges Tages den katholischen Missionarien in Frankreich, die mit allem Kirchenprunk des Mittelalters nur die äussern Sinne, nicht Geist und Herz der Menschen in Anspruch nehmen.

Der Kampf des Christenthums um die Oberherrschaft gegen das Heidenthum war um so schwieriger gewesen, da alle Erinnerungen der Freiheit an dieses gebunden hingen. Das ausartende Christenthum verlieh dem Despotismus den Sieg, gleichwie jederzeit die Ausartung des Edelsten das Heillose gebiert und die gefallenen Engel eben Teufel geworden sind. Doch so musste es ja kommen, auf daß eine höhere Freiheit, als die des Alterthums, nämlich das reine Menschenthum oder der Humanismus, ein Gegensatz zum bloßen Egoismus, vorbereitet werde. Die starre Dogmen-Hülle diente nur als schirmendes Mittel, durch welches die unsterbliche Lehre, während der Völkerwanderungen und ihrer Folgen, sicher an die Nachwelt überliefert wurde.

Kaiser Julian, der Apostat geheissen, versuchte das Heidenthum dadurch herzustellen, daß er die Einrichtungen der Hierarchie, der Predigten, der Amtstrachten u. s. w. mit denselben vereinen wollte, welche er mit Erfolg bei den Christen bestehen sah. Diese Nachahmung war eine unfreiwillige Huldigung, welche das geliebte Alte dem verhassten Neuen darbrachte. Julian that, wie umgekehrt Napoleon in unsern Tagen, der die Sprache und Formen der neuen politischen Denkweise gebrauchte, um das ancien régime herzustellen, oder wie de Bonald, Laménais und eine Menge Deutscher zu der Philosophie und dem Mysticismus ihre Zuflucht nahmen, um die Kirche des Mittelalters aufzurichten. Aber sie betrogen sich eben so grausam, wie Julian. Um-

sonst ist's, dem jüngern Zeitalter die bloßen Vorstellungen, die abgelebten Institutionen eines ältern wieder aufzudringen. Die Bewegungen eines Cadavers, durch galvanischen Reiz hervor gebracht, sind nicht die Bewegungen des Lebens.

Uebrigens war die alte Ordnung der Dinge, die Republik einbegriffen, nicht werth, wieder zu entstehen. Die römische Republik und ihre Freiheit war nie etwas Besseres gewesen, als das Privilegium einer Stadtbürgerschaft. Die Freiheit forderte jetzt eine breitere Grundlage. Das Christenthum legte diese. Es ward zum geistigen Bindemittel zahlloser Völker, die einander nicht kannten, und welche durch Gewalt der Waffen allein zu einem Ganzen zusammengehäuft worden waren.

Man irrt sich, wenn man irgendwo im Fortschreiten der Menschheit Stillstände vermuthet. Als Cultus mußte das Christenthum die Barbaren gewinnen, um sie einst zur Religion emporheben zu können. Die selbstsüchtige Schwäche der byzantinischen Despoten diente, ohne es zu wollen, der Sache der Menschheit. Ein Mann, wie Julian, er, ein besserer Mensch, ein besserer Kopf, würde das Christenthum nur zur Wiedergeburt des alterthümlichen Egoismus haben verbrauchen können und mit diesem den Barbaren überlegen geworden seyn.

Der priesterchaftliche Cultus siegte über die Barbaren und brachte ihnen die göttlichen Ideen Jesu. Die Völker, als Laien, nahmen diesen Kern des Cultus, welchen man ihnen ließ, weil er — nichts eintrug; den Priestern blieb die todte Schale der Frucht. So stand das Religiöse der Völker dem äussern Kirchenthum der Hierarchie gegenüber; der Papst stand nur an der Spitze des Cultus und blieb da stehen. So ward der Untergang seines religiösen Ansehens unvermeidlich.

Das Papstthum, schon auch als weltliche Fürstlichkeit, begünstigte im Mittelalter den Despotismus und die Verbei-

genschaft. Die Religion führte zur Freiheit. Schon ist die persönliche Sklaverei in den christlichen Staaten fast überall verschwunden, oder vielmehr verdrängt durch Ausbreitung ihres Elements über das Gesamtvolk, welches Staatseigenthum geworden ist, und daher wir das Paß- und Post- und Censur-Wesen, Abzugsrecht, Abgabebürgschaft und dergleichen besitzen.

Soldatenstand.

Lacher, ein junger Deutscher, gebildet und brav, war aus Vorliebe für den Kriegsstand den Fahnen Frankreichs gefolgt. In Deutschland hätte er bei allen Kenntnissen, ohne Gönnerschaft, ohne Geburtsrang, zeitlebens Schreiberdienste treiben müssen. Er stand zwei Jahre lang als gemeiner Husar im Regiment, welches der Oberst Merlin, jüngster Bruder des bekannten Merlin von Thionville, befehligte.

Ein junger, kenntnißloser Mensch ward eines Tages zum Offizier gemacht, und einige Husaren, unter denen auch Lacher war, zischten ihn aus, da sie miteinander zum Futter sammeln verschickt waren. Sie wurden bestraft. Der Oberst, ein sehr wackerer Mann, ließ Lachern zu sich rufen. „Also auch Sie,“ sagte er, auch Sie haben sich dergleichen unterstanden?“ — „Ihnen die Wahrheit zu gestehen,“ erwiderte Lacher: „ich that's, weil dieser Offizier unmdglich Ihre Achtung verdienen kann, mein Oberst. Wär' er Ihnen nur von fern ähnlich, es würde nicht geschehen seyn.“ — „Was soll das heißen?“ fuhr ihn der Oberst an: „Der Soldat soll gehorchen, und nicht über den Werth der Offiziere urtheilen.“

Nach einigen Tagen entließ ihn Merlin aus seinem Regiment; schickte ihn aber mit einem offenen, in ehrenden Ausdrücken abgefaßten Empfehlungsschreiben an seinen Bruder, welcher Inhaber des neunten Kürassier-Regiments war.

Lacher erfuhr dann später, daß sein Oberst diesem in einem versiegelten Briefe geschrieben hatte: „Ne tombez pas avec ce jeune homme dans la faute que j'ai faite à son égard. Je l'ai laissé trop long-tems dans les rangs. Il n'y est bon à rien. Il faut le pousser en avant, il le mérite; il faut le mettre à sa place.“

Wenige Monate später stieg Lacher in dem Kürassier-Regimente zum Offizier und zeichnete sich von da an sogleich neben allen Andern, als einer der Besten, aus.

Ist es nicht das wahre Geheimniß von der Größe einer Regierung, oder jedes andern Machthabers, de ne pas laisser trop long-tems dans les rangs? Jeden an seinen rechten Platz zu stellen? — Wie mancher ist ein Laugenichtz, der am falschen Ort, mit den vortrefflichsten Anlagen sich und die Uebrigen und Alles um sich her zu Grunde richtet; während er das Höchste geleistet haben würde, wäre er gestanden, wohin er gehörte.

Der Fürst, Feldherr, Gewerbemann, jeder, der an der Spitze eines großen Geschäfts steht, kann mit seinem Genie allein nicht ausreichen, wenn er sich über das Alltägliche hinwegschwingen möchte. Der Geist bedarf zur Wirksamkeit eines tüchtigen Körpers; der Künstler bedarf ausgesuchter Werkzeuge. Es ist unbegreiflich, daß die meisten Regierungen diese einfache Wahrheit übersehen und sich durch die Ungeschicklichkeit ihrer Beamten lähmen. Die spanischen, preussischen, russischen, österreichischen Soldaten sind so tapfer, als die französischen, gewesen; und doch wurden sie in der Regel besiegt. Aber ihre Offiziere und Oberbefehlshaber wurden nach Hofgunst, Geburtsrang, Dienstalter und andere Zufälligkeiten befördert. Der Zufall ist blind; der Menschenverstand hat Augen.

Der junge Lacher blieb in der Schlacht von Eplingen. Wir hatten uns einige Male, als er auf Urlaub in

Paris war, über Kriegswesen unterhalten. Er überraschte mich oft mit unerwarteten Einfällen; wenigstens erwartete ich sie von keinem Soldaten.

Der Krieg, sagte er, bleibt immer ein grausames Gewerbe; aber er bleibt nothwendig, weil ewiger Friede unmöglich ist, so lange das ganze Menschengeschlecht entweder nicht unter einerlei Herrn und einerlei Gesetz steht, oder nicht seine Natur vollkommen abstreift. Das Einzige, wohin wir endlich durch Civilisation gelangen können, ist: daß die Kriege menschlicher geführt werden. Dahin sollte man arbeiten. Es muß Regel werden, daß eine Armee auf feindlichem Boden das Privat-Eigenthum ehrt und jeden Unbewaffneten in so vollkommener Sicherheit läßt, als lebte man im tiefen Frieden. Unter den gesitteten Nationen Europens ist wirklich schon viel dafür gethan; aber es bleibt noch viel zu thun übrig.

Außer der Schlacht sind die Franzosen nicht grausam oder brutal. Aber sie wissen noch wenig von dem Grundsatz: Privateigenthum auf feindlichem Boden ist neutral. Und so lange die Armeen diesen Grundsatz nicht anerkennen, bleiben sie disziplinierte Räuberbanden in Uniform. Alles hängt von Sittlichkeits- und Ehrgefühl der Regierung oder des Oberbefehlshabers ab. Unsere meisten Generale stehlen selber und geben ihren Leuten schlechtes Beispiel.

Der Oberst Kanopka, ein Pole, zeichnete sich in Spanien an der Spitze seines Ublanen-Regiments aus. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Kaiser (Napoleon), der ihn zu seinem Adjutanten machte, sagte dieser zu ihm: Eh bien, Kanopka, vous devez être riche? —

— Riche? non, Sire, je n'ai que mon régiment.

Comment donc? et vous et vos troupes toujours aux avant-postes! Vous n'êtes pas *niais*.

Mir ging's nicht viel besser, sagte Lacher, als dem ehrlichen Polen; eher schlimmer. Lange Zeit gab ich mich damit

ab, dem General Soult die Klagen vorzubringen, welche in Städten und Dörfern Deutschlands über Räubereien der Soldaten und Offiziere geführt wurden. Einige Male verschaffte ich Hilfe. Eines Tages jammerte ein reicher Bauer, bei dem ich im Quartier lag, und der prächtige Hengste im Stall hatte, diese seyen ihm weggenommen. Ich erfuhr, der Räuber sey ein Eskadronschef gewesen. Ich brachte die Klage vor den General. Der schnob mich verdrießlich an und hieß mich gehen. Bald nachher zeigte mir mein Wirth den Eskadronschef in der Ferne. Es war der Bruder des Generals. Eine Woche später ritt der General einen der schönen Hengste, die ich bei dem bestohlenen Bauer gesehen hatte.

Moreau hielt sich, wenigstens für seine Person, von diesen Unfläthereien rein. Auch Bernadotte. Dieser speisete einst mit seinem Generalstab in einer österreichischen Abtei. Der Prälat, der sie bewirthete, trug einen kostbaren Ring am Finger. Man bewunderte denselben. Er ging von Hand zu Hand, und gelangte endlich wieder zu seinem Eigenthümer zurück. Der gute Prälat, eben im Gespräch mit Andern, erstaunte, als er den Ring sah. Man bemerkte es, wunderte sich über seine Bestärzung und drang in ihn, den Grund davon zu sagen. Nach einigem Zögern gestand er, daß er sich dar' auf gefaßt habe, seinen Ring nie wieder zu sehen; denn ein noch köstlicherer Ring sey, bei ähnlichem Anlaß, da er einen französischen Feldherrn und dessen Begleitung bewirthet hatte, in den Händen eines der Bewunderer geblieben.

Clemente der Revolution.

Das Drama der französischen Revolution ist noch nicht zum letzten Akt gelangt. Weit entfernt, daß die Wiederherstellung der Bourbonen die Gährungsstoffe neutralisirt hätte, sind diese seitdem erst recht ausgebildet. Unmaßung, Dummstolz, Verachtung der einleuchtendsten Grundsätze und bigotte

Sittenlosigkeit bezeichnet die große Mehrzahl der jetzigen Royalisten; nur bei Einzelnen findet sich noch Gewissen und Ehrlichkeit. — Die Bonapartisten ihrer Seite geben sich fast überall durch Irreligiosität und Ideenhaß, Egoismus und eine zur Virtuosität getriebene Unverschämtheit zu erkennen. Was unten steht, kriecht, hßfelt und buhlt um Stellen und ist dafür zu jeder Niederträchtigkeit erkaufbar. Was oben steht, hat keinen höhern Lebenszweck, als des diners et des filles. — Rechtliche Männer, welche das Heil Frankreichs wollen, verzweifeln an der Möglichkeit einer Vergebung des Vorrechtes mit dem Rechte. Es nehmen Erfahrungen und Ueberzeugungen überhand, die das reine Herz und den gesunden Verstand schaudern machen. Die Verzweiflung der Bessern ist so furchtbar, wie die Verworfenheit der Schlechtern. Diese untergraben den Thron, jene rütteln an ihm. — Und das gemeinste Volk? Es ist immer dem Ueberspanntesten am gewogensten. Es will haben, nicht geben. Das Pöbelpack wie das Hospack hat nur Thiergelüste und lebt für den Tag, wie das Thier.

Ich erinnere mich noch immer, nach der Einnahme der Bastille, eines Schmiedes aus der Vorstadt St. Antoine. Er kam in das Café de Fore und jubelte über die erstürmte Freiheit, die Freiheit von allen Abgaben. Vergebens stellte man ihm vor, daß es nicht so gemeint sey; daß für den Staat immer Abgaben nöthig wären. „Mais!“ rief er verblüfft: „Ainsi donc tout ee tapage pour rien? pourquoi prendre la Bastille?“

Man muß den Hof und die vornehme Welt sehen, die ihm näher steht! Die mittlern Volksklassen, und so, mücht' ich sagen, der beste und größte Theil der Nation, ist seit Zerstörung der Bastille um Vieles in Bildung des Kopfes und Herzens vorgeschritten; das gemeine Volk und das Hofgefinde keine Spanne weiter.

Der Herzog von Duras, der sonst viel galt, vermag nichts mehr. Unlängst ward einer meiner Bekannten von jemanden, der Namens einer Familie ein Anliegen hatte, ersucht, dafür durch den Herzog bei einer gewissen hohen Person zu wirken. — „Ich will wohl,“ sagte jener: „aber es wird zu nichts helfen. Sie müssen sich an des Herzogs hübschen Kammerdiener wenden.“ — Warum das? Ihnen steht ja der Weg offen; Sie kennen den Herzog genau! „Ja wohl aber — unter uns gesagt, der Herzog selbst hat schon einer andern Person in meiner Gegenwart gerathen, diesen Weg einzuschlagen. Er gilt nichts mehr; der Kammerdiener Alles.“ — — So wird registert.

Der schönste Theil der Tuileries, die Gartenterrasse ist fast immer jetzt geschlossen, der Spaziergänge wegen, welche die Herzogin von Berry und ihre Kinder dort zu machen pflegen. Ich sah die Herzogin vor einigen Tagen die Seitentreppe der Terrasse herabsteigen. Die Barrieren waren geschlossen und Gend'armes und Gardisten standen umher und hielten alle übrigen Spaziergänger auf vierzig bis fünfzig Schritt weit zurück. Aber als die Dame herabkam, sah ich auch kein einziges Haupt sich vor ihr entblößen, obgleich sie die Augen nicht wenig, und wie es schien, erwartungsvoll umherwarf. Wohl bemerkte ich, wie sich mancher mit untergeschlagenen Armen hinstellte, und das Schauspiel bedeutsam betrachtete. — So macht man sich nicht beliebt. Das endet nicht freundlich.

Wenn sich, sagte mir während eines Gesprächs über die gegenwärtige Ministerialkrise (Dezember 1821) ein geistvoller Mann, wenn sich nicht Liberale, Ultra's und Royalisten endlich einmal aufrichtig und ehrlich in den verfassungsmäßigen Grundsätzen vereinigen, so wird früher oder später der Sieg der Bonapartisten die unausbleibliche Folge ihrer Zwietracht seyn.

Nach Allem, was ich sehe und höre, glaub' ich, er hat recht, diese Partei ist entschieden die zahlreichste; in den höhern Ständen durch Egoismus ohne alles Gewissen, in den untern durch Unwissenheit und Antipathie gegen die Bourbonen. Sie ist die reichste und schon darum die mächtigste, weil sie weiß, was sie will. Alle Blendwerke der Nation stehen ihr zu Gebot in einem Volke, das noch immer von nichts so gern, als von gloire et lauriers träumt. In allen Masken und Formen erwartet sie den ersehnten Augenblick, in welchem sie ihr Ideal, das régime impérial, d. h. den militairischen Despotismus auf Kosten der Civilisation wird verwirklichen können.

Man will nicht den zweimal verstoßenen Napoleon, aber den Napoleonsismus. Die wohlwollendsten Seelen, die diesen verabscheuen, lassen sich nicht träumen, daß sie für ihn arbeiten. Dazu hilft der allgemeine Widerwille gegen die Auferstehung des ancien régime.

Die sechs neuen Minister sind schon verhaßt, eh' sie ins Handeln kommen. Voilà six blancs, qui ne valent pas deux sous! sagt das Volk von ihnen. Blancs sind nämlich eine kleine Münze, nach der das Volk noch zählt. Ein solcher Blanc ist etwas weniger, als ein halber Sous; sechs sollten also eigentlich zwei und einen halben Sous werth seyn.

Der Justizminister Peyronet ist die verhaßteste Person unter den sechs Blancs. Er war Procureur du Roi, und als solcher mit der Verfolgung der letzten Verschwörung vor der Pairskammer beauftragt. Das Geschäft an sich machte ihn nicht beliebt, noch weniger die an das Brutale streifende Leidenschaftlichkeit, welche sich bei ihm in Gesinnung, Sprache und Gesichtszügen ausdrückte und einen argen Gegensatz zur ruhigen Würde des Präsidenten d'Ambray darbot. Aber man hatte unter den sechs Blancs einen Redner nöthig und fand, Peyronet habe legitime Grundsätze und sey ein Schreier dazu.

Eine andere Sage geht, eine alte adliche Dame in der Vorstadt St. Germain, die eine lebhaftere Correspondenz mit dem Könige vor Zeiten geführt und dadurch diesem, als wahrhaftige „Staatsfrau“, wichtig geworden, habe den neuen Minister empfohlen. Denn der Prozeß, den sie in ihrer Trennungsgeschichte mit dem Ehemann geführt, sey von ihm glücklich geführt gewesen.

Wer kann heut wissen, welche Wege zu den Stufen des Throns führen! Nur der Weg des Verdienstes um den Staat führt nicht dahin; das einzig weiß man,

Selbstschauung.

Es will mir zuweilen scheinen, als hätte die Güte und Huld der Menschen gegen mich weniger wirksamen Einfluß auf mein Leben gehabt, als die Unvorsichtigkeit oder Bosheit derselben. Daraus nicht' ich nun freilich keineswegs folgern, daß es mehreren Personen, vielleicht allen Menschen, wie mir ergehe; oder daß die Summe des Bösen in der Welt die des Guten überwiege. Wenn der vorübergehende Schmerz eines Wespenstichs unbehaglich ist, muß sich ziemlich wohl fühlen.

Wenn ich nicht eine glänzendere Laufbahn im Leben machte, lag vielleicht auch wohl viele oder alle Schuld an mir selbst. Ich habe die gefälligsten Gelegenheiten außer Acht gelassen, mir eine sorgenlose Unabhängigkeit zu gewinnen. Ich weiß am Ende nicht, ob es bei mir Einfalt oder Leichtsinm war? Freilich, mehr denn einmal hinderte mich ein gewisses Zartgefühl, Fortunens Hand zu fassen, wenn sie sich mir entgegenstreckte. Aber ist dieß Zartgefühl etwas Verdienstliches gewesen, oder ein philosophischer Stolz, oder eine alberne Blödigkeit?

Ich habe das eigene Schicksal gehabt, daß gewisse Leute, die mich genau genug kannten, im Vertrauen auf meine Gut-

müthigkeit, oder auf mein schonendes Zartgefühl, auf unbesorglich freche Weise sündigten, und nicht nur in meiner Gegenwart gegen Andere, sondern gegen mich vor Andern, einen Ton annahmen, Dinge behaupteten, von denen sie bestimmt wußten, daß ich das Gegentheil nur zu gut kannte. Ein Wort von mir hätte genügt, sie vollkommen an den Pranger zu stellen.

Von der andern Seite erkannte man in mir eine gewisse Feinheit des Blickes (*finesse d'esprit*, vielleicht sollt' es *Pfifigkeit* heißen), hinter der man eine sehr große Feinheit des Charakters vermutete. Und grade deshalb galt ich häufig für einen höchst gefährlichen Menschen, vor welchem man sich nicht genug hüten könne. So kam es, daß mich die preussische Regierung als einen Agenten der französischen beargwöhnte und gelegentlich verfolgte; während mich die französische Regierung für ein Werkzeug der andern hielt. Beide Theile machten mir das Leben schwer, weil ich nicht war, was sie glaubten; ich würde mir die Hälfte meiner Leiden erspart haben, wenn ich gewesen wäre, wofür sie mich hielten.

So erschien einmal in einem Pariser Journal ein etwas spöttischer Aufsatz gegen die schöne Königin von Preussen. In Berlin verfiel man sogleich darauf, ich müßte der Verfasser seyn, und wandte sich, weil man Talleyrand nicht traute, für dessen Kreatur man mich ansah, unmittelbar an Napoleon, daß mir das Schreiben verboten werde. Napoleon theilte, ebenfalls Talleyrand vermeidend, die seltsame Requisition an Duroc mit, um Erkundigungen einzuziehen, und dieser wandte sich in solcher Absicht an Herrn von Jenner, den schweizerischen Gesandten, der zum Glück ein vernünftiger Mann war. Die Sache ward bald ins zweifelloseste Licht gesetzt, daß jener Aufsatz nicht von mir herrühren konnte. Die preussische Forderung blieb ohne Folgen.

Der Verfasser des Aufsatzes, welcher die hohe Diplo-

matik in Bewegung gesetzt hatte, war ein gewisser Mr. de Baudeil, der für einen der besten Tänzer in Paris gehalten wurde, und nach Berlin gesandt, sich vermuthlich eingebildet hatte, die Königin werde unmöglich mit einem Andern lieber tanzen wollen, als mit ihm. Dort aber erfuhr er das Unglück, sich in seinen Erwartungen schon am ersten Balle getäuscht zu sehen. Das ließ sich ohne eine kleine Rache nicht überleben; denn seiner Fuß-Kunst den Triumph entzogen zu haben, hieß allen Glauben an ihn vernichtet.

Damals herrschte in Paris eine wahre Tanzsucht, oder Manie des Tanzes. In gewissen feinen Zirkeln war der Tanz die höchste Angelegenheit. Es gab eine Philosophie dieser Wein-Uebungen, ja, ich möchte sagen, eine Mystik des Tanzes; das heißt, man sagte sich mit ganz ernsthafter Miene Unsinns ins Gesicht, z. B. *Le mouvement cycloidal de la valse représente le principe secret qui conduit les corps célestes dans leurs orbites*; oder auch *le menuet n'est que de l'huile sur un marbre poli* u. dgl. m. Ein Herr von B., ein Verwandter *Cuviers*, ward über diese Albernheit wie verrückt. Er machte einen *Entrechât* nach Charenton, wo er noch ist.

Nicht besser ergieng es mir auch mit dem *Abbé Gregoire*. Wir haben uns gekannt, genau gekannt. Aber er hat sich schon lange von mir zurückgezogen; und ich näherte mich ihm nicht, weil ich fühle, daß er mir mißtraut.

Ich war in England, mit Empfehlungsschreiben an Lord *Landsdowne*, und hatte diese in seiner Wohnung zurückgelassen, weil er aufs Land gezogen war. Einige Tage darauf empfing ich eine freundliche Einladung, ihn auf seinem Gute zu besuchen. Um dieselbe Zeit begegnete mir in *Piccadilly*, beim Heraustreten aus einem Buchladen, *Gregoire*. Er kömmt mit offenen Armen auf mich zu, so daß er das Aufsehen der Vorübergehenden erregt. Wir freuen uns unsers Wiedersehens und im Gespräch erfah' ich, daß auch er an den

nämlichen Lord empfohlen sei. Ich erzähle ihm, was ich gethan, rathe ihm, das Gleiche zu thun, weil ihm wahrscheinlich ebenfalls solche Einladung zukommen würde und wir dann die Fahrt mit einander machen könnten. Er thut's. Es geschieht was ich vorausgesehen, und wir leben mehrere Wochen sehr glücklich mit einander.

Späterhin find' ich zufällig in einer Gesellschaft zu Paris den berühmten Lewis Goldsmith. Der Mann drängt sich zu mir, daß er ein Werk geschrieben, „les crimes des cabinets de l'Europe“, und daß er ein Exemplar prächtig einbinden lasse, um es Talleyrand zu überreichen. Ich hielt ihn für einen Narren und weil er mir widerlich war, vermied ich den Zudringlichen. Dafür rächte er sich in seinem Pamphlet: „le Cabinet de St. Cloud“, wo er mich zu den Augen Napoleon's zählt, und unter anderm berichtet, ich sei nach England gesandt worden, um — Gregoire zu beobachten. Die Verläumdung hat auf den guten Gregoire Eindruck gemacht; ich bin um einen Freund gekommen, weil ein verächtlicher Mensch für gut hielt, mein Feind zu werden.

Swift hat ein Werk über die Kunst politische Lügen zu sagen, geschrieben. Die Kunst ist heutiges Tages eine der brodlosen. Man lügt wohl noch aus Politik; aber man belügt niemand mehr, als die Wenigen, welche an Wahrheit glauben. — Es wandelt mich zuweilen Swift's Laune an. Sie war bei ihm nicht Kind des Menschenhasses. Seine Bitterkeit ist oft nur maskirte Menschenliebe. Es ist der Zorn des gekränkten und verzweifelnden Wohlwollens, ein philosophischer *dépit amoureux*; ein Unwille, glänzend wie die Liebe und ihr nur den Platz im Herzen bewahrend. Erst kalte Verachtung der Menschen ist der Tod der Liebe.

Man sagt, Napoleon habe sie in der Brust getragen. Ich glaube, der beste Mensch hätte sie endlich an der Stelle dieses Mannes gefühlt. Wie drängte man sich zu ihm, und

wer drängte sich zu ihm? Und doch neckte ihn häufig genug die Hochachtung der Tugend, welche sich in ihm überraschend äusserte. Man denke nur an den schwermüthigen Blick, den er auf Washington's Büste warf, und das Wort über denselben; oder an seine Vertheidigung, als man ihn beim Frieden von Lüneville den Vorwurf hören ließ, Baden bei den damaligen Entschädigungen so unverhältnißmäßig, und ohne Grund, begünstigt zu haben.

„Ohne Grund?“ rief er: „ich habe den Kurfürsten Karl Friedrich darum begünstigt, weil er durch seine Tugend der ehrwürdigste Fürst ist, den ich kenne.“

Italiener.

Es fehlt den Italienern weder an bürgerlichem, noch kriegerischem Muth, weder an Freiheitsliebe, noch Talenten aller Art. Und doch spielen sie in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine armselige, fast lächerliche Rolle. Sie lieben die Freiheit mit einem Entzücken, wie die Eunuchen eine lebendige Grazie. Durch die Nähe Roms aber an einen gemüthlosen Katholicismus gewöhnt, durch politische Zerstückelung der Halbinsel zum Nationalhaß verführt, der bei ihnen Surrogat der Vaterlandsliebe ist, durch den alten Despotismus zurückgedrängt aus dem staatsbürgerlichen Lebensgefühl, haben sie Mangel an großartigen Charakteren in ihrer Nation. Sie besitzen höhere Bildung, als Spanier oder Portugiesen; aber es ist mehr Bildung des Geschmacks, als der Fähigkeit zum Großen. Für einen einzigen Masaniello haben sie ein Duzend Alfieri's und Monti's.

Ich spreche von den höhern Ständen, die auf Bildung Anspruch machen. Es ist im Charakter derselben zu viel Weibliches, d. i. Kleinlichkeitsliebhaberei, Prunksucht, Furchtsamkeit, Geschwägigkeit, Mißtrauen gegen einander, Gefallen an Intriguen. Sie können in wichtigen Ereignissen nur sub-

alterne Rollen spielen; sie müssen immer noch, wie im Mittelalter, fremde Gonfalonieres, einen Napoleon oder Eugen Beauharnois an der Spitze ihrer Verwaltungen und Armeen haben, wenn sie Ausgezeichnetes vermögen sollen.

Ein Venetianer versicherte mich, als vom Wohnsitz eines Cassationsgerichts im lombardisch-venetianischen Königreich Rede gewesen, habe man ihn zu Venedig um alles in der Welt lieber in Wien selber, als in Mailand zu sehen gewünscht, und sich sogar Mühe gegeben, ihn dahin zu verpflanzen. Die österreichische Regierung, scheint's, suchte zu vermitteln und verlegte ihn nach Verona.

Noch bezeichnender ist eine Scene, die mir unlängst ein Bekannter erzählte, der eben aus Italien gekommen war. Er sah eine tragbare Marionettendähne in einem italienischen Städtchen. Polichinell erscheint und läßt den Kopf hängen. „Was fehlt dir, guter Polichinello?“ fragt ihn Arlequin. „du scheinst gar niedergeschlagen?“ — „Auch bin ich's. Man hat mich auf das allerempfindlichste beleidigt. — „Beleidigt? Ei, hat man dich etwa einen Narren geheißen?“ — „Um, wie würde mich das so empören können? Viel ärger, lieber Freund! — „Einen Dieb? einen Spitzbuben?“ — „Merger, viel ärger! — „Nun denn wohl gar einen Mörder, einen Giftmischer?“ Alles zu wenig! denke dir nur, man hat mich einen Neapolitaner genannt.“

Das Sarkastische dieses Einfalls wird noch bitterer, wenn man sich erinnert, daß der Polichinell eine neapolitanische Maske ist. —

Das Carbonari-Spiel in Italien war ächtitalienisch. Es ist eigentlich darin nichts bedeutsamer gewesen, als die religiöse Toleranz und die Verschmelzung politischer und religiöser Meinungen. Wie das deutsche Landvolk nach der Reformation im Bauernkrieg, betrachteten sie Christum als den großen Lehrer der Gleichheit unter den Men-

schcn, als den ersten Märtyrer dieser Lehre, als das größte Opfer der Aristokratie. — Nicht minder merkwürdig ist, daß in der Banbulle, die der Pabst gegen die Carbonari geschleudert hat, der Beweis von deren Irreligiosität darin gefunden wird, daß sie den Bekennern jeder christlichen Konfession Zutritt gestattet haben.

Apophtegmen und Anekdoten.

Die interessante Gespenstergeschichte, welche Göthe in seinen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten erzählt und nach Neapel verlegt ist der Clairon in Paris begegnet und findet sich im dritten Bande ihrer Memoiren. Die Geschichte ist darum merkwürdig, weil sie drei Jahre lang dauerte; weil eine große Anzahl unverdächtiger Zeugen ihre Wahrheit erhärten; weil durchaus kein betrügerischer Zweck dabei abzusehen ist; weil endlich die wachsamste Polizei von der Welt sich drei Jahre lang vergebens bemühte, das räthselhafte Ereigniß aufzuklären.

Der gutmüthige Dichter Waggesen, der jetzt (Oktober 1821) hier in Paris ist, spricht in der Regel mit seinen auswärtigen Bekannten deutsch. Befindet er sich aber an einem öffentlichen Orte mit ihnen, und will er ihnen etwas im Vertrauen sagen, so thut er es, damit ihn keiner verstehe, in der Zerstreuung — französisch.

Mein Freund, Herr de Ch..., Geschäftsbesorger einer Herzogin, besuchte diese, um ihr von ihren Angelegenheiten zu reden. Er war sehr ermüdet, bat daher um Erlaubniß, sich zu setzen, und, weil sie im Garten waren, sich zu bedecken. Er that auch sogleich beides. „Il étoit un tems, sagte die Dame, „où un avocat ne se seroit pas avisé de s'asseoir ni de rester couvert en présence d'une duchesse.“

„Ah, oui, Madame,“ entgegnete er: „mais dans ce tems-là les avocats n'avoient ni cul ni tête.“

Es gab zu Paris am Pont neuf für arme Leute eine marmite perpétuelle, das ist, einen Kessel, in welchem immer Wasser kochte, und worin man jederzeit um ein Billiges sein Geflügel sieden konnte. Man ersparte damit nicht nur Kosten, sondern hatte sein Gericht viel schmackhafter, weil es in guter Fleischbrühe gekocht wurde.

„Pour jouir bien d'une dinde,“ sagte ein Franzose, „il faut être deux; la dinde et moi.“ — Ganz im Gegensatz mag ein Engländer nicht gern einen guten Dissen für sich allein verzehren.

Dem großen Franklin, welchem die Welt so Mannigfaltiges verdankt, soll sie auch (nach Montjoye's Bericht die Mode des Brillentragens verdanken, weil man dem greisen Staatsmann, Weltweisen und Naturforscher gern ähneln wollte. Er trug die Brille gewöhnlich; nun trug man sie auch gewöhnlich; man hielt es für Klugheit oder Weisheit des Staatsmanns, die Augen, als Verräther der Gefühle, nicht jedem offen zu zeigen. Vermuthlich lieben darum auch Frauenzimmer die Schleier sehr.

Interessanter dünkt mich an Franklin eine eigene Art seiner Rache. Man war an der Unterzeichnung des Friedens, durch welchen zuerst Amerika's Unabhängigkeit anerkannt wurde. Franklin legte die Feder, welche er schon ergriffen hatte, wieder hin, ging in ein Nebenzimmer und kehrte nach einigen Minuten in einem andern Kleide zurück. Es war derselbe Rock, in welchem er zehn Jahre vorher als Deputirter seines Vaterlandes vor dem britischen Unterhause die Zielscheibe von den Schmähungen der englischen Minister gewesen war.

Lord Chesterfield war durchaus nichts, als ein geistvoller, gewitzter, gewandter, artiger Mann, im Schreiben und Umgang. Man wird sagen: daß ist schon viel! Es mag seyn. Ich finde aber, es sei nicht viel, wenn man nichts, als sein Handwerk versteht; wenn der Schneider nur ein vollkommener Schneider, der Feldherr nur ein Feldherr, der Hofmann, Diplomat, Schriftsteller nur dies und nicht mehr, nämlich ein Mensch, ein großsinniger Mensch ist. Was liegt mir doch an der Schminke und Abrihtung im gesellschaftlichen Leben, wenn der Mensch nichts, als diese Schminke und Abrihtung hat?

Wenn Chesterfield einem Lord, der die ihm beim Spiel hinabgefallene Guinee am Boden suchte, mit einer Banknote von zehn Pfund Sterling zündete, die er zum Fidibus gedreht hatte: so liegt darin eine Lehre für das Schickliche unter Männern vom Stande, etwas Großartiges in Verachtung des Geldes; dessen sind jedoch tausende fähig.

Aber nun lese man, neben diesem Zuge und neben seinen Schriften, Chesterfields Testament. Welche stolze Undankbarkeit des vornehmen Herrn! — Er vermacht der Mutter seines natürlichen Sohnes Philipp Stanhop, (an den die bekannten Briefe geschrieben sind,) ihr, die er einst um Tugend und Ehre betrogen, ihr, die eine bejahrte Person seyn mußte, (der Sohn war schon in seinen dreißiger Jahren seit langer Zeit gestorben) ihr vermacht er 500 Pfd. Sterling, „as a Smale reparation of the injurys.“ Alten Bedienten, die ihm vierzig Jahre gedient hatten, vermachte er 40 — 50 Pfund, „weñ sie sich noch zur Zeit seines Todes in seinem Dienst befänden.“

Zu den Athernheiten, einzig in ihrer Art, bei der Pariser Straßen-Polizei gehört, bei Gelegenheit der Promenade von Longchamps die Einrichtung, daß alle Equipagen, die sich

dann auf den Boulevards zeigen, gern oder ungern sich in die lange Reihe der eleganten Fuhrwerke eingliedern und die Spazierfahrt nothwendig mitmachen müssen. Es ist ein Wagenstrom, dem kein anderer Wagen nahe kommen darf, ohne von ihm mitgezogen zu werden, wie das bei den Osterpromenaden in St. Petersburg auch Sitte ist.

Der Gräfin Laval gieng dabei übel. Sie hatte Gesellschaft, die zum Mittagmahl eingeladen war. Sie pflegte ihre Speisen vom Restaurateur Robert kommen zu lassen. Ein Unterkoch pflegte die Gerichte in einem Fiacre mit sich zu nehmen, sie in das Hotel zu bringen und dort die letzte Hand anzulegen. Er fuhr glücklich ab, gerieth aber auf den Boulevards in den bezauberten Wagenstrom, mußte mit seinen Puddings, Braten, Fischen und Saucen die heillose Promenade von Longchamps mitmachen und die Gäste der Gräfin hungerten verzweiflungsvoll seiner Rückkehr bis gegen Mitternacht entgegen.

Der Herzog von D. interessirte sich beim Großfiegelbewahrer de Serre für einen seiner Bekannten, der aber, als de Serre seine Stelle verlor und Peyronnet an die Stelle kam, wegen seiner Anliegenheiten in Sorge gerieth: „Fürchten Sie nichts!“ sagte der Herzog: „Mr. de Peyronnet est un parvenu, c'est de la canaille; mes recommandations seront des ordres pour lui.“ — Das ist altfranzösischer Adelsston. Wer nicht alten Adels ist, der ist Rapturier (Raptor terrae, Bauer).

Vorzeiten hatten die Könige Hofnarren, welche zuweilen treffend die Wahrheit sagten, wozu sie das Vorrecht besaßen, weil die Wahrheit doch der Narrheit gleich galt. Heutiges Tages haben wir mit gleichem Privilegium Volksnarren. Ein solcher ist Bobèche. Er spielt auf dem Boulevard du Temple. Sein Theaterchen ist aber so eng, daß

er nicht mehr gestikuliren kann, wenn sein Schwager, mit dem er spielt, auch darauf steht. Er ist gezwungen, dann die Hände in die Taschen zu stecken. Mit Recht rief er daher unläugst: *Il me faut une place, il me faut absolument une place!*

Mais sais-tu bien qu'il faut remplir sa place?

— Remplir? on en remplit une partie et le reste est rempli par d'autres.

— Mais quelle place veux-tu donc?

— La place Vendôme.

La place Vendôme! Il te sera bien difficile de l'avoir. Rien de plus facile. Je dénoncerai la colonne. *)

Spiegelte nicht auch Solon den Volksnarren, als in Athen verboten war, von dem Kriege mit Megara zu sprechen?

Zu dem unglücklichen Ausgang des Krieges der Maratten im Jahr 1803, gegen die Engländer soll der General Boiu, der von ihnen abfiel, großen Theils mitgewirkt haben. Er lebt jetzt in Paris, hat ein Fräulein d'Osmond geheirathet, und, wie man sagt, 600,000 Fr. Einkünfte.

Als Zimmermann ging er nach Ostindien und zu den Maratten, bei denen er sich durch Kenntniß und Unererschrockenheit die Huld des Fürsten erwarb. In einem Gefecht ward ihm der Arm verwundet. Er bemerkte, daß die Wunde schwarz zu werden anfing; befahl, ihm das Glied unverzüglich abzuhauen, und tauchte den Stumpf in siedendes Del; um das Bluten zu stillen. Diese Handlung erwarb ihm bei den Maratten die höchste Achtung; er ward im Kriege gegen die Engländer einer ihrer ersten und glücklichsten Befehlshaber.

*) Die aus den von Russen und Oesterreichern eroberten Kanonen gegossen, durch Napoleon errichtet, die Thaten des Heers aus dem Feldzug von 1809 in halberhobener Arbeit darstellt.

Nur sein Geiz kam seiner Herzhaftigkeit gleich. Er hatte bei den Banquiers in Calcutta ungeheure Summen angehäuft. Lord Wellesley (heut Wellington) benutzte den Umstand und ließ ihm melden, wenn er länger bei den Maratten bleibe, werde man auf sein Vermögen in Calcutta Beschlagnahme legen; wolle er zu den Engländern kommen, würde er bei ihnen größern Gewinn, als bei den Maratten finden. Er besann sich nicht lange und ging zu den Feinden der Maratten über, um seinen Schatz in Calcutta zu retten.

Wie sich britischer Humor und französischer Humor unterscheiden, zeugten Swift und Sieyès bei ähnlichen Anlässen. Bekannt ist die Anekdote, wie Swift einst in der leeren Kirche, wo Niemand, als er und der Küster waren, den Gottesdienst ganz ernsthaft mit den Worten anfing, indem er sich zu diesem wandte: „der Apostel, mein andächtiger und in Christo geliebter Herr Rogers, meldet in seiner“ u. s. w.

Sieyès befand sich lange vor der Revolution, und eh er noch Großvikar von Orleans geworden war, auf dem Lande bei einer Familie, als deren Schlosskapellan. Eines Morgens fand sich von der Herrschaft niemand bei der Messe ein; nur ein paar Bauerweiber saßen da. Sieyès, als er vom Altar aus das sah, packte sein heiliges Gerath zusammen, murmelte: les bougres se f — de moi! zwischen den Zähnen und ging davon.

Es ist zuletzt immer tröstlich zu finden, daß gewissenlos so viel heißt, als unvernünftig, und umgekehrt.

Man kann nicht über dem Gesetz seyn, ohne auch außer dem Gesetz.

Wer selten Recht hat, will immer Recht behalten.

Ueber Tadel erheben sich Viele; über Lob aber Wenige.

Der Mensch hängt selten mit ganzer Seele an das, was ihm theuer ist; selbst der Jesuit P. Bellarmin, wie Bayle erzählt, hing nur mit halber Seele Christo an, deswegen er in seinem Vermächtniß diese Hälfte seiner Seele dem Erbsen, die andere Hälfte aber der heil. Jungfrau bestimmte.

Welche ungeheure Beamtenschreibereien heutiges Tages die Plage manches Staates sind, wie man das zum Behuf des öffentlichen Verkehrs bestehende Postwesen mißbraucht, wie man durch ungebührliches Porto diesen Verkehr erschwert, wie man das Publikum obrigkeitlich brandschaft, davon kann folgendes Beispiel mit wenigen Worten zeugen.

Ein deutscher Oberpostmeister erzählte mir, er sey durch mehrmalige Untersuchungen zu dem Ergebniß gelangt, daß auf einen Centner Brieffschaften drei und neunzig Pfund portofreie Dienstfachen kommen. Die übrigen sieben Pfund müssen also natürlich die Transportkosten dieser drei und neunzig tragen.

Robespierre.

Was dem Blicke des Kenners ohnedem nicht entgehen kann, mag hier noch über den scharfsinnigen und geistreichen Verfasser bemerkt werden: daß er durch die Länge seines Aufenthalts in Paris, durch den Umgang mit Augenzeugen und durch die Vertrautheit mit den nächsten Beobachtern der französischen Staatsumwälzung allerdings Stimmfähigkeit über die außerordentlichen Erscheinungen dieser Umwälzung erworben habe. Wenn er sich vorzüglich gern zuweilen auf Bonnet, Ferrieres und Loulongeon, als öffentliche Gewährsmänner, beruft, bekrundet er damit seine Vorsichtigkeit. Alle drei sind durch ihren Stand, durch ihre Gesinnungen über jeden Verdacht einer Begünstigung der Revolution erhaben. Ferrieres und Loulongeon haben es in ihren Werken ehrlich gemeint. Feuer gehörte zur rechten Seite der konstituierenden Versammlung, ohne an allen ihren Meinungen und Maasregeln Theil zu nehmen, und emigrirte nicht. Loulongeon hat sich in seiner Geschichte der höchsten Unparteilichkeit beflissen, bis zur Kälte, bis zur Gleichgültigkeit. Abbé Bonnet hatte hingegen bei seinem Werke noch Nebenzwecke. Er wollte Buonaparte'n ermuntern, der Monk der Bourbonn zu werden, und wollte gern die Verfassung des Kirchenstaats als das Urbild einer guten Regierungsform anpreisen, — Dinge, die beide gleich lächerlich waren.

H. Schöffe.

Wenn die Feinde der französischen Revolution ihren Abscheu gegen diese Begebenheit mit einem Worte aussprechen und rechtfertigen wollen, so nennen sie Robespierre; und ihn nennen Teilnehmer und Vertheidiger derselben, wollen sie das ganze Unglück bezeichnen, das der Großen Blindheit oder Falschheit, der Hoffschranzen Ränke, des ausgewanderten Adels unverdöbliche Eitelkeit und der fremden Regierungen Einmischung über Frankreich gebracht. Jede Partei stößt ihn mit Abscheu von sich, und sucht ihn in die Reihen ihrer Gegner zu drängen; er aber steht in grauenvoller Einsamkeit unter den bewegten Massen der Revolution, und gehört in der That keiner Partei an, obgleich ihn jede, so lange er mit unüberstehlichem Schrecken über Ereignisse und Menschen gebot, vielleicht zu gewinnen, gewiß zu benutzen strebte. Und fremd, wie er den Absichten seiner Zeitgenossen blieb, war er ihren Vorstellungen und ihren Sitten. Ihm allein von allen Hauptern der Revolution glückte es, sie zu lenken, ohne ihr anzugehören. Die Apathese hört auf, eine bloße Redefigur zu seyn, wenn Er und seine Zeit, sein Mittel und sein Erfolg, sein Zweck und sein Schicksal mit einander verglichen werden sollen; auch darin, daß die Vergötterung, die seine Anhänger mit ihm trieben, den Abscheu der Welt gegen ihn erregte, und daß die ungezügelter Schmähungen aller Welt die Widersprüche aufdeckten, die man sich ihn beurtheilend erlaubt hatte, und unbefangene Untersuchungen veranlaßten.

Robespierre's Jugendleben läßt seine Eigenthümlichkeit errathen. Die Leidenschaften des Kopfes — denn so mögen jene Ideen genannt werden, die in ihrer starren Unveränderlichkeit, eingewurzelten Neigungen vergleichbar, eine unbeschränkte Herrschaft über den Willen ausüben — die Leidenschaften des Kopfes entwickeln und befestigen sich langsam und unbemerkt. In das stille Reich des Gedankens sich zurückziehend, bleiben sie dem Auge der Welt verborgen, wäh-

rend die des Herzens erst im Weltleben Wurzel und Nahrung finden. Zum Wahnsinne scheint nur ein Schritt zu führen; aber zu dem Gipfel des Lasters führen Leichtsin und Gewohnheit von dem ersten Fehler bis zu dem letzten Verbrechen, durch tausend Abstufungen, die selten unbemerkt sind, wenn gleich sie nicht immer beachtet werden.

Man hat aus Robespierre's Jugendgeschichte einen Faßelkreis von Missethaten gemacht, um des Mannes ungeheure Blutschuld zu erklären; aber sogar die schrankenlose Wuth des Parteigeistes in der konstituierenden Versammlung wußte ihm keine frühere Schlechtigkeit vorzuwerfen, und ungeachtet der ängstlichen Nachforschungen, die nach seinem Tode angestellt wurden, gelang es noch keinem, dergleichen in seinem Privatleben mit Bestimmtheit nachzuweisen. Die Lebensgeschichte eines Gelehrten unserer Tage geht in dessen Kopfe vor.

Von Robespierre dem Jünglinge weiß man wenig mehr, als daß er sich durch Fleiß und Sittlichkeit auszeichnete; daß seine Erziehung von einem geistvollen Manne geleitet wurde, dessen Talente man rühmt, der aber in der Revolution keine Rolle gespielt hat; und daß er nach einigen fruchtlosen Anstrengungen, sich in seinem Fache vor dem Parlamente von Paris auszuzeichnen, einen der ersten Plätze unter den Advokaten von Arras einnahm *). Hier war sein Leben unsträflich. Er zeichnete sich durch Treue, Thätigkeit und Uneigennützigkeit in seinen Geschäftsführungen aus, und hatte fast keinen andern vertrauten Umgang als den mit den Vätern des Dratoriums von Arras, mit welchen er einmal wöchentlich speisete und sich gern über gelehrte Gegenstände unterhielt **). In einer Sammlung von Denkschriften, die unter dem Titel von *Mémoires secrets* vor der Revolution gedruckt wurde, geschieht

seiner bei Gelegenheit des unglücklichen Labarre, der ein Opfer strafbarer Unbesonnenheit fiel, als eines jungen Advokaten Erwähnung, der mit Beredsamkeit gesprochen und zu großen Hoffnungen berechtigt *).

Robespierre war dreißig Jahr alt, als er unter den Nichtbesitzern zur Ständerversammlung von 1789 gesandt wurde. Die ersten Worte die er in dieser sprach, kündigten den entschiedenen Republikanismus an, der bis zum letzten Augenblicke sein politisches Glaubensbekenntniß blieb; und nie veräumte er eine Gelegenheit, diese Meinung auszusprechen, wie erfolglos auch seine Rede unter den Verhandlungen über die Begründung einer konstitutionellen Monarchie erscheinen mochte **). Der Hof hielt es anfänglich nicht der Mühe werth, den Mann zu bezahlen, besonders da sogar die Aufmerksamkeit die er in Versailles erregte, sich während der ersten Sitzungen der Nationalversammlung in Paris verloren hatte ***); späterhin fand es sich zur großen Ueberraschung der Gewissenmäkler, daß er nicht zu kaufen war. „Einige“, sagt ein Schriftsteller, den Geburt und Grundsätze zum entschiedenen Gegner der Revolution machen mußten, und der in diesem Sinne selbst an ihr Theil genommen hatte ****): „Einige waren der Meinung, er handle aus Ueberzeugung, und diejenigen sogar, die seine Ansichten am stärksten bekämpften, ver-

*) Doulongeon. *É. pièces justificatives* zum zweiten Bande seiner Geschichte der Revolution.

***) Bonnet, loco cit.

****) Graf S.

*****) Charles Élie Marquis de Ferrières, dessen *Mémoires pour servir à l'histoire de l'assemblée constituante et de la révolution de 1789, par le citoyen C. E. F. . . .*, membre de l'Assemblée const., zuerst im Jahre VII der Republik in drei Bänden in Paris erschienen sind.

*) *Essai sur l'art de faire les révolutions utiles*, par Étienne Bonnet.

***) Graf von Schlabrendorf.

sicherten, er sei ein ehrlicher Mann, der aber, ohne Bekanntheit und ohne Regierungsgrundsätze, von dunkeln Ideen hingezogen, jedes Gesetz Despotismus und jede Gesetzlosigkeit Freiheit nenne“. Freilich fügt er hinzu: „Anderer, die besser unterrichtet waren, antworteten, Robespierre sei ein Schurke, den eine versteckte Ehrsucht quäle“; aber zu allen Zeiten galten dem Parteigeiste Schmähungen für die gründlichste Antwort, und nirgends findet sich die Anzeige der Quellen, aus welchen jene angeblich besser Unterrichteten ihre Ueberzeugung schöpften. Ein Beschluß der konstituierenden Versammlung, zu dessen Annahme Robespierre nicht wenig beigetragen hatte, schloß die Mitglieder derselben von der Wählbarkeit zur nächstbevorstehenden legislativen aus. Arm, wie er im April 1789 zur Ständeversammlung gekommen war, trat Robespierre in den Privatstand zurück, und glänzende Stellen in der Verwaltung lehnte er von sich ab, um endlich einen Platz in der Municipalität von Paris anzunehmen *). Ein Beweis, daß er wirklich dachte, wie er gesprochen hatte, oder daß er die Zukunft glücklicher errieth, als seine kaltblütigen, die Leidenschaftlichkeit des Mannes bemitleidenden Gefährten.

Wie der 31. Mai 1793 seine Alleinherrschaft gründete, und welche Alleinherrschaft — ist der Welt bekannt. Rätthselhafter erscheint bei dem auffallenden Mißverhältnisse zwischen den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, und dem Ziele, das er erreichte, die Beschaffenheit seines Einflusses. Von welcher Art war dieser eigentlich? — „Die Frage, ruft Baillet **, wird die Verzweiflung der Geschichtschreiber seyn!“ — Vielleicht, wenn sie fortfahren, nur in der Sinnenwelt den Stützpunkt des großen Hebels zu suchen, der die Völker in Bewegung setzt. In jedem Falle ist die Frage an-

ziehend genug, um einen Versuch ihrer Beantwortung gelten zu lassen.

Wer war dieser geheimnißvolle Mensch, und wie beherrschte er seine Zeitgenossen? Ihm fehlte jeder äußere Vorzug, der die Sinne besticht, und jedes Talent, das die Geister gewinnt. Er besaß keine der Tugenden, die die Herzen erobern, und keins der Laster, die den Eigennutz an den Dienst des Verbrechens fetten; aber unter dem gewaltigen Uebergewichte seiner kolossalen Popularität sanken Schönheit und Talent, die Tugend wie das Laster rettungslos in ein gleiches Verderben.

Lafayette's edle, offene Züge, de Lamoyne's Jugend Schönheit und Barrere's gefälliges Aeußere ließen ihnen die Herzen der Zuhörer wohlwollend entgegenkommen, noch ehe diese durch ihre Worte überzeugt oder hingerissen waren. Robespierre hatte von der Natur eine so zurückstoßende Hülle empfangen, als habe sie mit ihr vor der Verderblichkeit seines Innern warnen wollen. Eine kleine, schwächliche Gestalt, sich regellos bald mit übereilten, bald mit gemessenen Schritten fortbewegend; eine von den Physiognomien, wie sie Julius Cäsar nicht gefielen, mit dem unruhigen Auge, das unstillen Blickes die Wuth wider den Gegner ausdrückt und den fremden Blick nicht erträgt; — eine gallige Gesichtsfarbe und bedeutungslose Züge, die niemals durch das lebhaftere Colorit der Thätigkeit oder eines innigen Gefühls verschönert wurden, und von den innern Seelenkämpfen erblichen und sich krampfhaft ausdehnten. „Er hatte weder die gebieterische Haltung des Löwen, noch stieß er Schrecken ein wie der Tiger: er war nur widerlich, wie die gereizte Viper.“ *).

Eine kleinliche und unmännliche Eitelkeit, des bedeutungslosten Hofs wüthig, und wie sie den schönen Mann entstellt haben würde, schien Robespierre's Häßlichkeit durch den

*) Bonnet, l. c.

***) In seinem Werke über das der Frau von Stael.

*) Bonnet, Ferreres, Lousongéot.

Kontrast, den sie schuf, noch widerwärtiger machen zu sollen. Aber man kommt in Versuchung, die Thorheit seines Betragens über den Muth oder die Gewalt zu vergessen, die es voraussetzt. Zu einer Zeit, in der sich die Unschuld, wenn sie öffentlich erschien, nur unter dem frechen und vernachlässigten Aeußern der Liederlichkeit für sicher hielt, in welcher der Reichtum sich unter den ekelhaftesten Lumpen der Dürftigkeit verbarg, genoß er allein das Vorrecht, gepuht und reinlich und mit sorgfältig gekräuseltem Haar zu erscheinen, und alle Kennzeichen der verbannten Aristokratie zur Schau zu tragen. Während Condorcet den Tribunen zurufen mußte: „Und ich, ich auch bin ein Sansculotte!“ — während Marat in einem zerrissenen Kittel, in Holzschuhen und ein schmutziges Tuch um den Kopf gebunden, sich auf die Sitze der französischen Volksvertreter hinstreckte und pöbelhaften Spott, seines Kostüms würdig, über die Versammlung ausgoß, war Robespierre, mit der Eleganz und dem Anstande eines Stuzers, der König der Sansculottes.

Seine Beredsamkeit war so wenig geeignet, ihm Anhänger zu erwerben, als sein Aeußeres. Der unerschöpfliche Reichtum an großartigen Ideen, durch den sich Mirabeau auszeichnete, die anziehende Wärme mit der Barrere sprach, und Vergniaud's vollendete Rednergaben waren ihm fremd. Er sprach mit Hefigkeit und doch ohne Feuer; schleppend, ohne darum verständlicher zu werden; und eine Gedankenarmuth verrathend, wie sie mehr aus der ausschließlichen Herrschaft gewisser fixer Ideen, als eigentlichem Mangel an Kenntnissen hervorzugehen schien, drehte er sich in Allem, was er sagte, mit langweiliger Einförmigkeit um die Ereignisse der Revolution und seine Persönlichkeit *). In der konstituierenden Versammlung erhob er sich nie über die Rednen vom dritten oder

vierten Range *); dennoch gesteht Toulangeon **), daß er zu einem Schwallen von Gemeinplätzen nicht selten von Exordien voll wahrhaft demosthenischer Beredsamkeit ausgegangen sei. Und in der That, erinnert man sich einiger der Worte, die er in den großen Krisen der Revolution aussprach; — hört man ihn bald ohne Scheu „den Despotismus selbst zu Hilfe rufen, „den Despotismus der Freiheit, den die Könige so wenig nachzuahmen vermögen, als Salmones den Blitz“; bald die ersten, leisen Regungen der Menschlichkeit unter den Mitgliedern des Konvents ersticken, indem er „die Armuth vieler Herzen beklagt, deren Mitgefühl durch die Leiden einiger Feinde der Freiheit erschöpft werde, und die keine Thränen übrig behielten für die Hunderttausende, die auf allen Gränzen verbluteten um Frankreichs Sache, um die der Freiheit“; — hört man ihn, wie von einem Wahrsagergeiste getrieben, sein eigenes heillofes Wirken in den Gefahren der Revolution schildern, „deren Siegeswagen von ihren Feinden, nachdem sie an der Möglichkeit, ihn aufzuhalten, verzweifelt, in beschleunigter Bewegung fortgetrieben werde, damit er in unaufhaltsamer Eile das Ziel überfliege, und aus seinen Gleisen gerathend über sich selbst hinstürze“; — oder endlich das nämliche Gewebe von Distinktionen und Trugschlüssen zerreißen, hinter dem die Männer, welche Ludwig XVI. auf das Blutgerüst sandten, als seine Richter zu erscheinen hofften; ihnen zurufen, daß die Konstitution, die sie vorschützten, „sie in den Tempel sende und zu den Füßen des Gerechten“; und die That in ihrer ganzen, nackten Schmach darstellend, als nicht zu rechtfertigen vor irgend einem Richterstuhle, und nur zu vollführen und nur zu dulden „als der Akt einer höhern, über Gesetz und Gewissen erhabenen Nationalvorsehung“: —

*) Ohrenzeugen, insbesondere Graf Schlabrendorf.

*) Bonnet I. c.

**) Pièces justificatives zum zweiten Bande seiner Geschichte.

dann gewinnt es fast den Anschein, es sei die Ungleichheit in seinen Reden nicht ohne Berechnung entstanden, und er habe sich absichtlich in jene Dunkelheit gehüllt, um aus ihr desto treffender und blendender solche Gedankenblitze hervorbrechen zu lassen; er habe seine Zuhörer verwirrt, ermüdet, betäubt, um sich dann mit Einem Schlage ihrer Einbildungskraft zu bemächtigen, wo es ihm nicht gegeben war, ihren Verstand zu überzeugen oder ihre Herzen zu gewinnen.

Nicht Wenige hingen mit einer vergötternden Schwärmerie an Robespierre; Keiner schloß sich an ihn mit der innigern Anhänglichkeit des Vertrauens, und Keinem gehörte er mit einem solchen Gefühle an. Er verstand es, die Köpfe zu entzünden; die Herzen, die sich ihm näherten, wußte er nur zu verwunden, und scheu und gekränkt zogen sie sich vor der Verschlossenheit des Mannes zurück, dem Freundschaft und Liebe wie störende Zerstreuungen auf seiner Bahn entgegenzutreten schienen. Die Briefe seiner Schwester, die man unter seinen nachgelassenen Papieren fand *), liefern rührende Beweise dieses Charakterzuges, indem sie die Qualen eines bis zur Kränklichkeit reizbaren Herzens schildern, das von einem überspannten Kopfe nicht begriffen oder mißverstanden wurde. Der Fanatismus tödtet das Herz, wie Auschweifungen die Sinne abstumpfen. Ist es aber wahr, was seine Zeitgenossen erzählen und was Garat **) zu verstehen zu geben scheint; ist es wahr, daß sich Einmal sein Herz einem sanftern Gefühle öffnete, daß er liebte und daß seine Leidenschaft nicht erwiedert wurde: dann ist es begreiflich, wie dieses Herz sich um so feindseliger einer Welt verschließen konnte, von der es verstoßen war; wie es um so rücksichtsloser alle Verhältnisse

derselben der Idee zum Opfer bringen konnte, der es von nun an allein angehörte.

Und dieser Fremdling unter den Sitten, den Talenten und den Gefühlen seiner Zeitgenossen theilte nicht einmal ihre Laster, die ihn den Faktionshäuptern als Genossen, der Menge als Herrn hätten empfehlen können. In ihm fanden weder die Habfüchtigen und Sittenlosen einen Orleans, noch die Ehrgeizigen einen Bonaparte, und sein ungeheures Streben durchkreuzte eben so oft die Pläne der Schlechten, als es die Hoffnungen der Bessern zerstörte. Das Geld hatte keine Macht über ihn. Den Unbestechlichen nannte ihn das Volk, und die ihm Nichts lassen wollen, haben ihm das Verdienst dieser Benennung nicht zu rauben vermocht, die eine unbefangene Nachwelt eher bestätigen dürfte, als die Weinaugen so vieler Großen, deren Schmeichler in den Zeitungen die Geschichte zu schreiben sich einbilden. Arm, wie er nach Paris gekommen war, starb er; und in dem nämlichen Augenblicke, in welchem Courtois auf der Rednerbühne das Zerrbild des Todten aus allen Zügen des Lasters zusammensetzte, lieferte der Nationalaschah vor den Augen von ganz Paris den Beweis wenigstens einer Tugend, die ihm angehört hatte. Unberührt fanden sich in diesem alle kostbaren Effekten der Hingerichteten, so wie sie nach der Konfiskation dahin gebracht waren. Um sie zu reklamiren, war es nicht immer nöthig, die Gegenstände genau anzugeben; die Beschreibung des Umschlages, in dem sie sich befunden hatten, reichte hin *).

Er war mäßig, arbeitsam, in seinen Sitten rein und ernst bis zur Strenge **). Nie war es ihm gegeben, der Abgott der Lebemänner zu seyn. Er fesselte nicht, wie Danton, seine Anhänger durch die Genüsse, die er ihnen spen-

*) Sie finden sich unter den Beilagen zu Courtois Berichte.

**) Dominique Joseph Garat in seinen Mémoires historiques sur la vie de Mr Suard, sur ses écrits et sur le 18me siècle. Paris 1820.

*) Bonnet, l. c.

**) Ferrières, Garat.

dere oder mit ihnen theilte. Der Tisch, die Wohnung, die Kleidung des Gebieters von Frankreich waren die nämlichen, die dem armen Advokaten von Arras gehdrt hatten *). Er wohnte in dem Hause und aß an dem Tische eines unbemittelten Schreiners, Dupleix, der noch jetzt in demselben kleinen Hause, nahe bei der Kirche de l'Assomption, in der StraÙe St. Honoré, lebt.

In einer Zeit, in der die Heuchelei der bevorrechteten Klassen die Religion, an die sie selbst nicht glaubten, den Bürgerkrieg anzufachen mißbrauchte, und in der die Tollheit selbstüchtiger Anarchisten sich das Daseyn des Gewissens auszureden versuchte, um seinen Vorwürfen zu entgehen; während die Hirtenbriefe der Bischöfe Zwietracht predigten, während Chaumette die herzlose Posse eines Vernunftkultus aufführte, während Jakob Dumont der Guillotine gegenüber den Atheismus lehrte, — hegte Robespierre religiöse Gefühle, die, ohne den Lehren seiner Kirche zu entsprechen, an Aberglauben gränzten. Keiner der Widersacher aller höhern Sittlichkeit entging seinen Achterklärungen, und Paris sah nur an einem Tage seine düstern Züge wie verklärt von einer heitern Begeisterung, damals, als er an der Spitze des Nationalkonvents das Daseyn und die Weltregierung des höchsten Wesens verkündigte.

Diese bessern Gefühle waren nicht geeignet, in seiner Zeit und unter seinen Umgebungen ihres Besitzers Macht zu gründen oder zu befestigen, und die einzige Eigenschaft des Herzens, die in den großen Krisen der bürgerlichen Gesellschaft, von dem Glücke begünstigt, alle andere Vorzüge zu ersetzen vermag, und ohne welche in der Regel alle andere gelähmt und wirkungslos erscheinen, fehlte ihm — der Muth. Nicht jener Muth des Koppes, der mit starrer Konsequenz jede

*) Bonnet. Garat.

und auch die entseßlichste Folgerung aus dem einmal angenommenen Grundsätze gelten, und die entferntere Gefahr weniger aus Troß als aus Befangenheit unbeachtet läßt, sondern jener physische Muth, der den gegenwärtigen, sinnlichen Gefahren unerschrocken entgegentritt, der den Stier bei den Hörnern packt, und — in festem Selbstvertrauen an die Spitze der scheuen, unentschlossenen Menge tretend, — sympathetisch den ihrigen erweckt. Dieser Eigenschaft allein verdankten auch mittelmäßige Menschen, wie z. B. Merlin von Thionville, bedeutenden Einfluß; durch sie hauptsächlich gelang es Danton auf lange Zeit, die Herzen des Volkes mit Robespierre zu theilen. Ueber die Feigheit dieses Lehrern ist nur eine Stimme. An den gefährvollen Tagen der Revolution, wie am einundzwanzigsten Juni, am zehnten August, war er unsichtbar, und muthigere Männer leiteten die Bewegungen des Volks. Waren sie aber vorüber, die Schrecken dieser Tage, dann trat er so feck und gebieterisch aus seinem Dunkel hervor, und ärtete mit so sicherer Hand die Früchte der Wagnisse Anderer, als hätten sie nur, wie Handlanger, in seinem Dienste gestanden.

So wenig die Mittel dieses Mannes der Herrschaft, zu der er gelangte, angemessen erscheinen, so wenig entsprechen seine Zwecke den Meinungen und den Absichten seines Volkes. Er und seine Zeitgenossen verstanden sich nicht, und der Augenblick, in dem sie ihn errietten, war auch der seines Sturzes. Dann aber, als hätten sie ihres Aufstandes wie ihrer Unterwürfigkeit gegen ihn sich geschämt, entstellten sie beide in ihren Darstellungen, und Europa fuhr fort, ein Mißverständnis seiner Zeitgenossen zu theilen, das seinem Wirken alle Bedeutsamkeit, seiner Gestalt alle Eigenthümlichkeit in der Geschichte nahm.

Noch immer ist die Meinung die herrschende, die in der Schreckensregierung nur etwas Negatives sieht, die Auf-

lösung aller Bande der bürgerlichen Gesellschaft, die Abwesenheit aller Gesetze, die Schrankenlosigkeit aller Begierden und aller Kräfte des Einzelnen. So mochten viele von denen es meinen, die sich ihrem Dienste hingaben, und in dem Sinne mochten sie handeln, aber so meinte Robespierre es nicht. „Die Revolution verschlang, wie Saturn, ihre eigenen Kinder“ — und solche zuerst. Was sollte auch ihm an dem Abwerfen sittlicher Fesseln gelegen haben, deren Last er nie empfunden hatte; was an der Möglichkeit zügelloser Gemüthe ihm, den Fanatismus oder Temperament gegen ihre Reize abstumpften; wie endlich hätte er, der jedes selbstständige Streben wie eine gegenrevolutionäre Bewegung argwöhnisch bewachte, und nur an seines Willens Unfehlbarkeit glaubend, diesen nie genug und nie unbedingt genug zum Gesetz erheben konnte — wie hätte er an dem willkürlichen Treiben Aller Gefallen finden können? So weit entfernt davon war die Schreckensregierung, Gesetzlosigkeit zu begünstigen, daß sie vielmehr der Gesetzlosigkeit ein Ende machte, die seit dem zehnten August gewaltet hatte; und nicht die Anarchie, nein, den Bürgerkrieg organisirte Robespierre, wenn man sich des Ausdrucks in einem solchen Zusammenhange bedienen darf. Nicht der Bürgerkrieg nur, der in der Vendee oder von Lyon und Toulon wüthete, sondern der, der in jeder Provinz, in jeder Stadt, in jedem Hause seine Theilnehmer zählte und seine Opfer. Durch das Dekret wider die Verdächtigen, wie es nach dem Untergange der Gironde unter Robespierre's Aufsicht durchgesetzt wurde, verkündigte die Nationalrepräsentation selbst diesen furchterlichen Krieg. Und auch hier ist es, als habe der Fanatiker instinktmäßig den Gang der Ereignisse, deren er sich bemächtigte, richtiger beurtheilt, als so viele Kenntnißvollere und Kaltblütigere, die sie herbeigeführt hatten, und die von dem Neuen und Bessern angezogen und dann wieder von dem Außerordentlichen zurückgeschreckt,

bald in kläglichlicher Selbsttäuschung sich ihren Feinden überlieferten, bald in unvermeidender Halbheit ihrem eigenen Werke unterlagen. Denn jede Staatsumwälzung ist, mehr oder weniger ein heimlicher oder offener Bürgerkrieg, und wo nicht nur Verschiedenheit der Interessen, wo Trennung der Meinungen sie hervorbrachte — ein Vernichtungskampf. Vergebens unternehmen die Bessern aller Parteien das Werk der Versöhnung. An eine politische Chemie ist nur zu glauben, insofern sie Scheidekunst ist — nicht Mischkunst. Die Leidenschaften versöhnen sich, die Ideen niemals. Sie nähern sich einander wie Licht und Finsterniß in der Dämmerung, aber nicht um sich zu vereinigen, sondern um sich zu trennen, und erst in dem Untergange des Einen erscheint des Andern Sieg.

Jenes Dekret, indem es die ganze Bevölkerung von Frankreich in zwei große Abtheilungen, die patriotische und die gegenrevolutionäre Partei, schied, und „der erstern die Bewachung und Verfolgung der letztern zur Pflicht machte“ *), dennoch aber kein anderes, wesentliches Kennzeichen der Parteien anzugeben vermochte, als die Gesinnungen der Einzelnen — bewaffnete überall den Argwohn, ohne jemals die Gerechtigkeit zu erleuchten. Freilich machte es dadurch nur zu oft „den Friedlichgesinnten zum Opfer des Wahnsinns, und alle Wohlthenden zu Sklaven kühner Ränkemacher“; aber auch die Bessern des Konvents, wie Alle, die in der Revolution das Beginnen eines Verteilungskrieges des Rechts mit dem Vorrechte erblickten, traten jener Erklärung des unversöhnlichsten Bürgerkrieges bei. Denn konnten sie sich auch nicht verbergen, daß an diesem wie an andern Kriegen die Ueberzeugung nur Wenige Antheil nehmen hieß, und daß die Mehrzahl einer niedrigen Leidenschaftlichkeit gehorchte; so

*) Baillet,

drang sich ihnen doch eben so sehr die Ueberzeugung auf, daß dem rücksichtlosen Angriffe nur durch eine eben so rücksichtlose Wertheidigung begegnet werden könne. Unordnung aber war so wenig die Folge dieses Zustandes, als sie in der Absicht derjenigen gelegen hatte, die ihn herbeiführten. Vielmehr glich derselbe auch darin einem Kriege, daß die Regierung, so lange er dauerte, mit einer Allgegenwart und Strenge vorwaltete, wie sie die vollkommenste militärische Disziplin kaum zu erreichen vermag. Der Schrecken vollendete nicht die Anarchie, die seit dem zehnten August statt gefunden, er beendigte sie *), indem er den Organen der Regierung, den Revolutionstribunalen und den Volksgesellschaften, eine unwiderstehliche Gewalt verlieh. Ueber beide herrschten diktatorisch die Kommissäre des Wohlfahrtsausschusses, wie Robespierre in der Hauptstadt über diesen Ausschuß, den Jakobinerclubb und den Konvent.

Nicht der Schrecken an sich darf als eine Eigenthümlichkeit der französischen Revolution angesehen werden; er ist vielmehr in dieser oder andern Formen ein unvermeidliches Stadium gewisser Krankheiten der politischen Körper. Robespierre's Persönlichkeit war es, die dem Schrecken in Frankreich ein nur ihm gehdriges Gepräge aufdrückte, und die einen Kampf, zu dessen Bezeichnung in andern Zeiten die Benennungen Bürgerkrieg und Parteinuth hinreichten, der Welt zum erstenmal als der Schrecken selbst offenbarte. Frau von Staël, so umsichtig in dem Auffassen der Ereignisse jener Zeit, als befangen in ihren Erklärungen derselben, hat es wohl erkannt, dieses geheimnißvolle Etwas in dem Wesen Robespierre's das in der Mitte des Schreckens, den die Regierung laut verkündigte, ein noch ängstlicheres unheimlicheres Gefühl verbreitete, und Bailleur ist der Erste gewesen, der öffentlich

*) Bonnet's Worte.

das Wort zu dem Räthsel gegeben hat, dessen Auflösung unter den Mitgliedern des Konvents die unmittelbare Veranlassung zu Robespierre's Sturz gewesen war. Ernstlich hatte es dieser nämlich gemeint mit den Lehren, die er von der Rednerbühne immer verkündigte, und in welchen die Mehrzahl seiner Zuhörer nur die Heuchelei des Redners oder die bedeutungslose Ueberspannung demagogischer Redekünfte erkennen zu müssen glaubte. „Aus einem einzigen Gesichtspunkt“, sagt Bailleur *), „faßte er die Wiedergeburt der Gesellschaft auf. Gleichheit und Volksherrschaft waren ihm die Grundlagen des gesellschaftlichen Zustandes. Nicht eine unbedingte Gleichheit, denn er setzte Beamte und Ungleichheit der Glücksgüter voraus: aber auch nicht eine Gleichheit vor dem Gesetze nur, denn seine Beamten sollten dem Volke unterworfen seyn, und jene unermesslichen Reichthümer, die wir im Gefolge des Handels erblicken, duldet er nicht. Nun ist das Wesen der Demokratie, wie er sie beabsichtigte, die Tugend, die Tugend im strengsten Sinne des Wortes; und da er als Feinde dieser Tugend Alle betrachtete, die in den Mißbräuchen einer fehlerhaften Staatsverfassung ihren Vortheil gefunden, alle selbstsüchtige Reiche, alle sittenlose Arme, alle Ehrgeizige, alle Gegner des Volkes, und der Gleichheit: so lag es in dem Zwecke der Wiedergeburt der Gesellschaft, oder der Revolution, wie er sie ansah, die Gesellschaft nicht allein von allen Lastern, sondern auch von allen Individuen zu reinigen, die das Beispiel derselben gaben. Unter dieser Voraussetzung schloß Robespierre mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit: Das Wesen einer Volksregierung im Frieden ist die Tugend, das Wesen der Volksregierung im Revolutionszustande Tugend und Schrecken. Die Tugend, ohne welche der Schrecken verderblich, der Schrecken, ohne

*) In seinem Examen etc

den die Jugend ohnmächtig ist. Der Schrecken ist nichts als schnelle, strenge, unerbittliche Gerechtigkeit, eine nothwendige Folge der Tugend selbst.“

„Robespierre“, fährt Baillet fort, „Robespierre mit der überspanntesten Meinung von seiner Vollkommenheit und der Erhabenheit seiner Ansichten, gleich in seiner Hinsicht den übrigen Revolutionsmännern. Diese fühlten es wohl, daß sie einem Sturme Trost boten; sie wußten aber auch, daß das Fieber, von dem sie geschüttelt wurden, aufhören müsse mit seiner Veranlassung. Er hingegen war ruhig und eben in seinem Elemente. Er sah bereits die Tugend unter dem Volke, und in allen Niederlagen um sich her eben so viele Triumphe seiner Tugend. Als ein bevorrechtetes Wesen sah er sich an, in die Welt gesandt, um der Gesetzgeber und Lehrer der Völker zu seyn. Daher diese Sicherheit, diese ruhige Haltung und dieses geheimnißvolle Etwas, das Frau von Staël in ihm wahrnimmt.“

Bedenkt man aber, daß auch in ihm der Dünkel das richtige Maaß der Beschränktheit abgab, daß in Robespierre mit der festen Meinung von der Erhabenheit seiner Absichten und seiner Bestimmung sich ein eben so entschiedener Mangel an Welt- und Menschenkenntniß paarte, und daß auch in Ansehung seiner sich die Erfahrung bewährte, nach der zu jedem Mittelpunkte der Gewalt, er sei ein Thron oder eine Rednerbühne, mit größerer Kühnheit und glücklicherm Erfolge die Schlechten sich vordrängen; so wird die heillose Verwirrung erklärlich, die ihn umgab, und die Täuschung aller Faktionen, die schon seine Opfer wurden, während sie ihn noch für ihr Werkzeug hielten. Indem er, befangen von seinen eigenen Träumen und den Vorpiegelungen der Ränkemacher, die Besitzer jedes natürlichen Vorzuges und jedes erworbenen Verdienstes als eben so viele Verräther gegen die Gleichheit verfolgte; indem er — seit dem Nivose des Jahres II

die letzten Formen der Gerechtigkeitspflege, die letzten Schutzwehren der Unschuld gegen Willkür zerstörend — jede Tugend wie jedes Eigenthum der Bosheit, der Habsucht und dem Blutdurst jener Niederträchtigen preisgab, die dem Pöbel schmeicheln, wenn es keinen Fürsten mehr anzubeten gibt, war er doch nicht allein nur den ausgewanderten Prinzen oder den Bessern in Frankreich das Haupt der Gorgone *). Er war es auch den Heuchlern, den Ränkemachern, den Verräthern jeder Klasse. Vor seiner Rache waren die Opfer der Liederlichkeit auf den Boulevards von Paris nicht sicherer, als die einflußreichen Damen in den Cotterien der Vorstadt St. Germain. Der gemeine Taschendieb fiel unter seinen Schlägen, wie der vornehme Agent der Gegenrevolution. Alle, so lauteten die Anklageakten, „als Mitschuldige einer Verschwörung gegen die Freiheit und Souveränität des Volkes“ **). Und diese Gleichförmigkeit der Anklageakten war keineswegs eine Folge gewissenloser Nachlässigkeit der Beamten des Revolutionstribunals, oder gar eine noch entsetzlichere Verhöhnung der unterdrückten Unschuld: sie drückte den bitteren Ernst des Systems aus, in dem Robespierre handelte.

Es mußte sich seinem Ende nähern, das ungeheure und unnatürliche Zerstörungswerk, sobald Robespierre'n die Folgen, und den Mitgliedern des Konvents, die bisher seine Werkzeuge gewesen, der Zweck desselben klar geworden. Jener, der das Nieerreichte unternehmend, des Gewissens Strafgewalt in der Regierung darstellen und moralische Mängel wie politische Verbrechen verfolgen wollte, entdeckte endlich das

*) Ein Ausdruck Monsieur's vor Quiberon. *S. Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre de la Vendée, par Mr. le comte de *** (Antoine de Vauban). Paris 1800.*

**) Baillet.

unermessliche Verderben, das alle Leidenschaften und alle Laster unter der Regide seiner Grundsätze angerichtet. Zerfallen mit seinen Umgebungen und mit sich selbst, wußte er seinem Wohn keine Schranken mehr zu setzen. Seine Anklagen, die Todesurtheile waren, und die bereits nicht Wenige auch von dem Berge, sobald er ihre selbstsüchtigen Gesinnungen und also ihre Verschwörungen gegen seine Tugend entdeckt, getroffen hatten, wurden jetzt ohne Rücksicht wider Alle geschleudert, die ihm verdächtig waren, und er traute Keinem mehr. Mit ungewissem Schritte eilte er auf der schmalen Gränzlinie hin, die den Fanatismus vom Wahnsinn trennt. Die Mitglieder der Regierungsausschüsse übersahen den ganzen Umfang seiner Pläne und die eiserne Konsequenz, mit der er diese verfolgte. Drei Viertel der Franzosen befanden sich, nach Bailleuls naïver Bemerkung, vor ihm im Zustande der Verschwörung, und er fiel, der seinem eigenen Werke unterlegen war, ehe ihn noch die Aechterklärung des Konvents zu Boden streckte.

Es ist niederschlagend, erkennen zu müssen, daß der Furcht der Schlechten gelang, wozu es den Bessern an Muth gefehlt, und daß der Plan, der keinen oder einen ohnmächtigen Widerstand gefunden hatte, so lange er nur der Unschuld und dem Eigenthum Gefahr zu bringen schien, erst dann seinem Urheber verderblich wurde, als es offenbar geworden, daß er auch dem Ehrgeize und der Habsucht Verderben drohe.

Das Vernunftgesetz, nach welchem Hypothesen, (welche Erscheinungen der physischen Welt auf die einfachste und genügendste Weise erklären), für Wahrheit gelten müssen, so lange nicht andere die nämliche Eigenschaft in höhern Grade aufweisen, gilt auch in der moralischen Welt. Robespierre's Laufbahn, alles Ungeheure, das er gewollt, alle Gräuelt, die er veranlaßt, und sein Sturz sind erklärt durch jene Denkart, die Bailleul aus seinen eigenen Reden darstellt, und die Hin-

länglichlichkeit des Aufschlusses, den sie uns gibt, zeigt den Unwerth der vielfachen übrigen Vermuthungen, die man über seinen Zweck gehegt; Vermuthungen, deren keine auch nur zu einiger überwiegenden Wahrscheinlichkeit hat erhoben werden können, und die alle in größern oder geringern Widersprüchen unter sich und mit sich selbst stehen. Robespierre's Streben nach der Diktatur war das Lösungswort seiner Gegner zur Zeit seines Falles; ein Nachhall aus der Zeit seiner eigenen Herrschaft, in der es auch nur Ein Verbrechen, das gegen die Gleichheit, gegeben hatte. Es war jenen um so willkommener, da die Wahrheit so wenig auf ihre frühere Geduld, als auf ihr spätes Erwachen ein vortheilhaftes Licht werfen konnte. Robespierre mag eine Diktatur beabsichtigt haben, sogar besaß er sie schon; aber eine Diktatur, gänzlich verschieden von derjenigen, die gewöhnliche Herrschaft zum Ziele wählt. Sein Ansehen glich mehr dem des Stifters einer Sekte, als eines Parteihauptes. Der erste wollte er seyn, und für den Ersten hielt er sich; aber als den Verkündiger einer neuen politischen Offenbarung, als den Oberpriester seiner Tugend, der alle Opfer um ihn her geschlachtet wurden.

Ein Gerücht, das sich um die nämliche Zeit in Paris verbreitete, ließ Robespierre'n eine Heirath mit Madame Ludwigs XVI. Tochter beabsichtigt haben; und so groß war die Eitelkeit des Mannes, daß sie einer Meinung, die uns nur widersinnig vorkommt, in den Augen seiner Zeitgenossen Wahrscheinlichkeit verlieh. Auch ist denkbar, wie vor einer so ausschweifenden Einbildungskraft, als die seinige, das Bild der vollendeten Wiedergeburt der Gesellschaft und eines allgemeinen Verbrüderungsfestes sehr wohl neben dem einer Verbindung des Propheten der neuen politischen Offenbarung mit der Erbin des letzten Oberhauptes der alten Ordnung bestehen konnte. Indessen hat sich doch nie mehr, als eben nur

die Möglichkeit einer solchen Absicht, nachweisen lassen. Ein näherer Aufschluß ist darüber nicht vorhanden; und wenn die Forschungen seiner Zeitgenossen, denen alle Quellen zu Gebote standen, und die durch Haß und Neugier gleich mächtig in Bewegung gesetzt wurden, erfolglos waren, so läßt sich annehmen, daß sie überhaupt nur eine wesenlose Vermuthung zum Gegenstande hatten.

Eine dritte Meinung macht Robespierre zum Werkzeuge der auswärtigen Mächte und insbesondere der britischen Minister. Sie soll gerechtfertigt werden durch einen dem Berichte Courtois angehängten, unter Robespierre's Papieren gefundenen Brief, in welchem ein ungenannter Vertrauter dem Demagogen zu dem Erfolge seiner Thaten Glück wünscht und ihn erinnert, daß er jetzt, die Verwirrung zu vollenden, nur noch einige Schläge thun, dann aber sich retten müsse, um den Lohn seiner Dienste, die mittlerweile in Sicherheit gebrachten Schätze, auf fremden Boden in Ruhe zu genießen, und fern von dem allgemeinen Verderben die hintergangenen Thoren nach Verdienst auszulachen. Keine Meinung scheint besser begründet zu seyn, und keine ist unwahrscheinlicher, als diese. Es bedarf, um dies zu zeigen, nicht einmal der Bemerkung, wie leicht jener Brief ein untergeschobener seyn könne; ein Fall, dessen Möglichkeit bei den Zeitgenossen wohlbekannten nichtswürdigen Sinnenart des Berichterstatters nur zu nahe liegt. Es ist wahrscheinlich, daß der Brief sich wirklich unter Robespierre's Papieren gefunden hat; es ist sogar wahrscheinlich, daß noch viele andere eines ähnlichen Inhalts an ihn gerichtet worden sind, sei es, um ihn zu verhöhnern oder um ihn, im Fall einer Entdeckung, verdächtig zu machen und zu stürzen; und daß jener zu dieser Klasse gehört, würden Form und Inhalt desselben darthun, wenn auch die Niederträchtigkeit, die erfordert wird, um solche Dienste zu belohnen, und die schamlose Absicht,

einem solchen Diener einen Zufluchtsort zu verstatten, uns nicht unglaublich vorkommen sollten. Die Verbrechen der Staatskunst werden mit größerm Anstande begangen, und die unbarmherzigsten Berechnungen eines kaltblütigen Egoismus dürfen von ihren Agenten nur mit allem Prunke eines zarten Ehrgefühls und der menschenfreundlichsten Absichten zur Sprache gebracht werden. Der in Courtois Bericht enthaltene Brief, in einem so pöbelhaften Tone geschrieben, wie er kaum des Triumphes über einen gelungenen Taschendiebstahl würdig seyn würde, liefert den sichersten Beweis, daß sein Verfasser — wenigstens zu ungeschickt war, um der Unterhändler eines Cabinets zu seyn. Niemals hat sich auch die geringste Spur von den angeblichen Schätzen, die Robespierre's Tod herrenlos gelassen haben würde, nie eine weitere Andeutung seiner vorausgesetzten Verbindungen mit dem Auslande gefunden, und eine hohe innere Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung, aus seinen Eigenthümlichkeiten hervorgehend, giebt uns ein ferneres Recht, dieselbe für so grundlos zu halten, als sie unerwiesen ist. Wer mit seiner Ueberzeugung Handel treibt, der muß einen höhern Genuß kennen, als den, seiner Meinung tren zu bleiben. Robespierre'n ist keine Begierde nachzuweisen, als die, seinen politischen Grundsätzen Eingang und Herrschaft zu gewinnen, und der Fanatismus selbst, mit dem er diesen Zweck verfolgte, stumpfte ihn ab gegen alle andere Eindrücke, die unsere Leidenschaften aufzuregen geschickt sind. Der Einfluß, den auswärtige, aber darum nicht fremde Agenten auf die Revolution gehabt, bildet noch immer die Nachtseite ihrer Geschichte. Es ist nichts weniger als unmöglich, daß er auch in Robespierre's Proscriptionslisten sich geäußert, und nur so viel gewiß, daß dieser, wenn das Werkzeug, doch nie ein Gehilfe der Urheber desselben gewesen ist.

Nicht Wenige empöret durch das gränzenlose Blutver-

gießen, das die Schreckenszeit bezeichnete, und verwirrt durch die Regellosigkeit, mit welcher der Mord unter allen Ständen und Parteien, unter jedem Geschlechte und Alter wüthete, haben diese entsetzliche Erscheinung einem rein thierischen Blutdurste ihres Urhebers zugeschrieben. Alle Mitglieder der Aristokratie, die nie ein zu gräßliches Bild von ihren Gegnern entwerfen können; alle religiöse Gemüther, die in solchem heillosen Treiben die entfesselte Macht eines finstern, bössartigen Wesens ahnen — und die Stimmung, die dazu führt, ist in allen großen Krisen der Gesellschaft, nur in der Form verschieden, vorherrschend gewesen —; alle Zeitungs- und Geschichtschreiber, welchen die oberflächlichste Erklärung die zugänglichste war, haben dieser Meinung beigepflichtet. Sie ist die allgemeinste geworden, sie hat Eine Seite, die sie auch den besser unterrichteten Beobachtern der Revolution berücksichtigungswerth gemacht hat.

Wie es einen Grad des sinnlichen Vergnügens giebt in dem dieses selbst zur Marter wird, so giebt es eine Stufe der Sinnlichkeit, auf der sie sich als Grausamkeit äußert. Die geheimnißvolle Verwandtschaft, die zwischen Wollust und Mordlust statt findet — eins der vielen Räthsel, die uns die Tiefen der Natur nicht aufschließen, sondern nur andeuten, — ist von Naturforschern auf den niedrigsten Stufen des thierischen Lebens, besonders unter den Insekten, erkannt worden. Der Geschichtschreiber findet nicht selten Gelegenheit, die rohesten Ausbrüche ihrer Macht an den Menschen zu beobachten, in dem sich die in der übrigen belebten Schöpfung zerstreuten Züge vereinigen, wie in der Spitze der Pyramide alle Verhältnisse des ganzen Gebäudes. In Frankreich hatte ein sittenloser Hofadel schon Beispiele jener Verirrungen der Sinnlichkeit gegeben, in welchen sie, unempfindlich für eigenes Vergnügen, in fremden Qualen ein letztes Reizmittel findet. Schon war die Ermordung von Mebejern der Zeit-

vertreib eines Großen geworden, und die ganze Strafe dafür eine gnädige Warnung gewesen. Eine rächende Vergeltung bereitete sich vor, indem die Ausschweifungen der Vornehmen die Begierden auch des Volkes entzügelten. Gerade um die Zeit der Revolution widmete sich eine Menge verbrannter und, was noch schlimmer war, zum Theil guter Köpfe einer Art Schriftstellerei, die mit dem verderblichsten Erfolge die Sitten durch die Einbildungskraft angreift. Die Geheimnisse des Boudoirs fanden Verehrer auf dem Markte, und Szenen, wie die zu Nantes und in der Vendée, in Lyon und Toulon, lassen wieder kaum bezweifeln, daß man nicht selten mordete um zu genießen.

Aber Robespierre's Verirrung war offenbar eine ganz andere. Die Sittlichkeit seines Privatlebens blieb tadellos *). Von den zahllosen Schlachtopfern des Schreckens, die, und mit Recht, ihn als den Urheber ihrer Leiden verfluchten, kannte er die wenigsten, sah er kaum eins. Man darf nicht vergessen, daß Er es war, der in der konstituierenden Versammlung mit dem ausdauerndsten Eifer auf gänzliche Abschaffung der Todesstrafe drang. Sogar seine Theilnahme an der Hinrichtung des Königs scheint mehr in dem Gange der Ereignisse, als in seinem Plane gelegen zu haben. Nach der mißglückten Flucht des Monarchen rieth er, die Gelegenheit zu benutzen und eine unblutigere Entwicklung des Kampfes zwischen dem Volk und der Aristokratie herbeizuführen,

*) Garat's Worte in seinem genannten Werke sind: Robespierre, que l'Europe croit voir à la tête de la nation française, vit dans la boutique d'un menuisier dont il aspire à être le fils; et ses moeurs ne sont pas seulement décentes, sans aucune affectation et sans aucune surveillance hypocrite sur lui-même, elles sont aussi sévères que la morale du Dieu nourri chez un charpentier de la Judée.

von dem es nach diesem Ereignisse jedem Unbefangenen klar seyn mußte, daß er ein unverhullicher war. Die Katastrophe ward aufgeschoben, um tragischer zu werden.

Noch einmal vereinigten sich Alle, die in der Nationalversammlung dem Vorrechte nur gezwungen entsagt, und der adelichern Natur niemals entsagen zu können geglaubt hatten, um den König (an dessen Entfernung denen, für die es sich wirklich um seine Rettung handelte, Alles gelegen seyn mußte) an ihrer Spitze zu erhalten. Immer stellten sie die Fürsten an ihre Spitze, aber wie die Römer sie an die Spitze ihrer Triumphzüge stellten — in Fesseln. Mit ihnen vereinigten sich alle Sanftern, alle Leidenschaftlosen der Versammlung, die mit freudiger Zuversicht in den Kampf gegen Anmaßung und Vorurtheil gegangen waren, aber scheu zurückbeben, als der Meinungskrieg verkörpert von der Rednerbühne unter das Volk zu treten drohte. Die an Eintracht verzweifeln mußten, glaubten an dem Frieden zu arbeiten; endigen wollten sie die Ereignisse, die sie nicht mehr zu lenken vermochten, und in unnatürlicher Verbindung mit den ewigen Feinden ihrer Sache führten sie den unglücklichen Fürsten aus einem Gefängnisse, in das ihn diesmal noch das Mitleid begleitet hatte, auf einen Thron, den nur der Argwohn bewachte, von dem jeder Zauber gewichen, und dem von aller frühern Größe nichts geblieben war, als die gehässige Höhe. Robespierre's Warnungswort: Cäsar wurde ermordet, denn er war unverletzlich! wurde zur Prophezeiung, als dem Könige, zwischen dem Drängen der einen und dem rücksichtslosen Widerstande der andern Partei, die Wahl — und nur die Wahl gelassen war, der Revolution Ueberwinder oder Opfer zu werden. Nicht Ein Mann hat ihn getödtet, nicht Eine Partei; alle Parteien haben es gethan, indem sie, nicht für ihn, nicht wider ihn, sondern gegen einander kämpfend, ihn, den Willentlosen, in ihre Mitte stellten, wo er den Einen

zum Schilde und darum den Andern zur Zielscheibe dienen mußte.

In keinem der gewöhnlichen Preise des menschlichen Ehrgeizes läßt sich Robespierre's Ziel erkennen. Unauslöbliche Widersprüche stellen sich jeder Voraussetzung der Art entgegen, und Baillou's Erklärung muß für die richtige gehalten werden, weil sie die genügende ist. Je weniger aber das ideale Bild der menschlichen Gesellschaft, das Robespierre ins Leben einzuführen trachtete, den Neigungen und den Bedürfnissen seiner Zeit zusagte, desto räthselhafter ist der Erfolg, mit dem er so lange dahin strebte. Freilich vermochte er nicht die wirkliche Welt zu verdrängen, um seinem Ideale Raum zu gewinnen; aber er erschütterte sie doch auf das heftigste; und die Frage, wie ihm das möglich geworden, ist durch die Hinweisung auf seine riesenhafte Popularität nur beseitigt, nicht beantwortet; denn immer bleibt zu wissen übrig, wie ihm diese zu erwerben gelang. Und hier ist es vergebens, zu der Ansicht seine Zuflucht zu nehmen, die in der moralischen Welt keine andern bewegenden Kräfte erkennt, als jene grüßern einer Staatskunst, die in der Anwendung derselben sich eben die feinere dünkt; jene Mittel, durch die der Schwache verführt, der Furchtsame erschreckt, der Schlechte bestochen wird. Es ist schon gesagt, daß keins von allen dem armen Advokaten von Arras zu Gebote stand, der ohne Ruf und ohne Vermögen mit einem Herzen voll Galle und einem Kopfe voll überspannter Begriffe, die seinen Mangel an Kenntnissen bekrundeten, ohne seinen Talenten Ehre zu machen, in die Ständerversammlung trat. Alle seine Zeitgenossen, seine Gegner selbst, bezeugen es. Freilich trug ihn das Volk zu einem Gipfel der Macht, auf dem auch solche Kräfte ihm zu Gebote standen, und er regierte durch den Schrecken; aber er gelangte zur Regierung durch eine andere Kraft. Dieses Vertrauen, dieses blinde Hingeben des Volkes, er ge-

wann es in größerm Maaße, als irgend ein Anderer auf derselben Laufbahn: durch die größere, die innigere Wahrheit seines Strebens so phantastisch, so unerreichbar auch dessen Ziel seyn mochte.

Ihm war gegeben, wovon ein Senfkorn Berge versetzt — der Glaube. Die Meinung ist nicht neu, obgleich sie noch lange das Ueberraschende der Neuheit haben wird. Schon in den ersten Tagen der Nationalversammlung wußte das geistreichste Mitglied, daß sie jemals besaß, Mirabeau, dessen von Bewunderern und Feinden anerkannte Unsittlichkeit allein ein gutes Vorurtheil für seine Weltklugheit erweckt, in Robespierre gerade das zu erkennen, was ihm selbst zum vollendeten großen Manne fehlte: das Genie „des Karakter's.“ In Nachsinnen verloren beobachtete er den unbekanntem Redner, dessen Deklamation den Andern nichts als lächerliche Nasereien waren, und brach dann in die prophetischen Worte aus: „Der bringt es weit; er glaubt, was er sagt“ *). Nicht nur, daß er, wie Baillet bemerkte, immer mit Ehrfurcht von dem Volke sprach, in dem er den Vereinigungspunkt aller Tugend erblickte: sondern daß er in demselben Geiste handelte, lebte; daß er aus Ueberzeugung in allen Schlechten, allen Hänfemachern, allen Heuchlern Feinde des Volkes sah und verfolgte — erwarb ihm seine Popularität und befestigte sie. Und so fest war sie gegründet, daß sie in seinem Sturze noch ihn nicht verließ, und daß er, nicht von der Stärke, von der Schnelligkeit seiner Gegner besiegt, nur darum fiel, weil er, überrascht und betäubt, sich selbst verlassen hatte. Mit dieser Ansicht von dem moralischen Ursprung und Wesen seiner Gewalt stimmen die Bemerkungen eines der geistvollsten Beobachter

*) „Il ira loin il croit ce qu'il dit“ waren, nach Ferrières, Mirabeau's Worte.

der Revolution überein, der leider die Geschichte derselben, ein Werk, zu dem er vor so Vielen berufen war, und an das so viele Unberufene sich gewagt haben, nicht unternommen hat. „So sehr“, sagt Delàner in seinen Fragmenten, „ist das Volk von Robespierre's Tugend überzeugt, daß es ihn sehen würde die Taschen bestehlen, ohne daran zu glauben!“ Und nachdem er der Unwissenheit und Unbiegsamkeit desselben gedacht, fügt er hinzu: „Hätte er Muth, wie Verwegenheit des Kopfes und Kenatnisse: in dem Ueberreste würde der Stoff zum großen Manne vorhanden seyn.“

Merkwürdig ist, daß selbst Burke, wenn gleich durch ein ehrenwerthes Entsetzen über die nahen Gräuel der Revolution um alle Besonnenheit gebracht, (die dem Zeugen, und wie viel mehr dem Beurtheiler dieser Erscheinung, für den er sich gab, unentbehrlich war), etwas Aehnliches ahnete. Freilich sehen wir ihn, der die Kräfte Europas's abwägen will, mit der vor Leidenschaft zitternden Hand den Rang und die Tugend, die Macht des Willens und das Laster, als wären sie unzertrennlich von einander, in die nämliche Schale werfen; aber er ahnete doch das geistige Wesen über dem Strome irdischer Kräfte, der Europa zu überwältigen drohte, und was er von den Häuptern der siegenden Partei in Frankreich sagt, paßt zunächst auf Robespierre und erklärt seine Gewalt. „Diese Jakobiner-Revolution“, sagt Burke *), „diese Jakobiner-Revolution ist das Werk von Männern ohne Rang und Ansehen, wider, unbändiger Gemüthsart, voll Leichtsin, Selbstgenügsamkeit und Anmaßung, ohne Sitten, ohne Redlichkeit, ohne Klugheit. Was denn haben sie so unzählige Mängel zu decken und sie auch dem Standhaftesten fürchterlich zu machen? Eins, und nur Eins, aber dieses

*) In den Remarks on the policy of the allies, with respect to France.

Eine ist tausend andere Dinge werth — sie haben Energie. Nur seinem Unternehmungsgeiste und der Kraft seines Willens verdankt in dieser allgemeinen Gährung, in dieser Zersezung der gesellschaftlichen Formen Frankreichs, der Mann seinen Platz. Begegnen wir dieser furchtbaren, dieser entseztlichen Energie, der keine Rücksicht auf Gott oder Menschen Schranken setzt, die immer wachsam, immer angreifend sich selbst keinen Augenblick der Ruhe gönnt und Keinem einen solchen ungestraft hingehen läßt; begegnen wir dieser Energie mit ärmlichen Alltagsmaaßregeln, mit den abgenutzten Maximen aus der Kumpelkammer unserer politischen Hülfsmittel lehre, mit Zweifeln, Besorgnissen und Bedenklichkeiten, mit zögernder Ungewißheit, mit dem Formelwesen unsers altklugen Geschäftsganges, den jedes Hinderniß aus seiner Bahn drängt, und der keine Schwierigkeit wahrnimmt, als um ihr zu weichen, oder im besten Falle auszuweichen: so fahren wir hinab in die Tiefe des Abgrundes, und nur die Allmacht vermag uns zu retten. Einer lasterhaften und fieberhaften Energie müssen wir mit männlicher, verständiger Kraft entgegenzutreten. Die Tugend ist beschränkt in ihren Hülfsmitteln, und daher doppelt unsere Pflicht, Alles zu benutzen, was uns an solchen in dem Kreise, den die Sittlichkeit um uns zieht, zu Gebote steht. Das Wagniß also, nicht Vorsicht, sei unsere Politik. Hier ist, ein Uebermaaß in Kühnheit, der besere Irrthum.“

So sprach das Orakel der Koalitionen, und die Ansicht, die seinen Aussprüchen von nun an zum Grunde lag — ein zweifacher Irrthum, zu verzeihen dem betäubten Geiste, der ein langes rühmlisches Leben dem Wahren und Rechten geweiht — wurde das Erbtheil und die Weisheit der folgenden Generation von Staatsmännern. Es lasse sich, so glaubten sie mit ihm, dem Strome der Meinung, der aus den Bedürfnissen und Einsichten einer Zeit mächtig hervorbricht, eine

künstliche Begeisterung, ein Interesse der wenigen Machthaber welches der gehorchenden Menge zur Pflicht gemacht wird, siegreich entgegensetzen. Und, wie Er, sahen sie in den Gesetzen der Sittlichkeit die Fesseln der Tugend, und beugten sich mit trostloser Entsayung vor der Allmacht des Lasters, das in der Wahl seiner Mittel kein Gesetz erkennt. Vergebens täuschte jene Hoffnung Alle, die sich ihr vertrauten. Sie riefen, wie Danton im August 1792: „Kühnheit! und immer Kühnheit! und nichts als Kühnheit!“ aber sie behielten ihr kaltes Blut dabei und brachten es höchstens bis zur Unbesonnenheit. Vergebens führte jene heillosse Meinung ohne Vortheil zu einer heillosern Nußanwendung, nach der man sich, dem Zwecke zu Ehren, den Jeder für den besten hielt, wenn er der seinige war, in der Wahl der Mittel so frei bewegte, als die Gewissenlosigkeit. Gestürzt wurde noch Jeder, der sich dieser trägerischen Staatskunst anvertraute; belehrt noch Keiner.

Man nimmt sich aber nicht vor, ein Fanatiker zu seyn, und die Begeisterung läßt sich nicht befehlen. Und diese Begeisterung eben, die in ihrem regellosen Fluge und mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt ihre Gegner verwirrt und entsezt, sie ist ursprünglich eine Waffe der Tugend, und dieser muß sie der Mensch auch in seinen Verirrungen abborgen, will er in seinen Verirrungen furchtbar seyn. Nur der Idee ist es gegeben, solche Macht auszuüben, der Idee, die da herrscht, nachdem sie überzeugte; denn mit der Tollheit selbst muß man es ehrlich meinen, wenn sie ansteckend werden soll. Niemals gelang das Gleiche einem bloßen Interesse. Stellet dem Egoisten die physischen Kräfte eines Welttheils zu Gebote, und er kann täuschen, zahlen, tödten; aber nicht eine Seele vermag er für seine Sache zu entzünden, nicht einmal seine eigene. Das Genie selbst, das er bezahlt, übt einen

geistigen Selbstmord aus, und sinkt unaufhaltsam zu der Niedrigkeit des Zweckes hinab, für den es besoldet ward.

Die Geschichte jeder großen, dauernden Veränderung in dem gesellschaftlichen Zustande der Menschen, von einer siegenden Meinung dem widerstrebenden Eigennutze der begünstigten Theilhaber einer frühern Ordnung abgedrungen, liefert den Beweis dieser Wahrheit. Keine so sehr, als die der französischen Revolution. In dem Neuen, das diese schuf, wird eine unbefangene Nachwelt den Sieg der Revolution, aber darum nicht den des Bösen, erkennen. Sie wird erkennen, daß die Revolution nicht durch die Gräueltaten, sondern ungeachtet der Gräueltaten, die sie verunstalteten gesiegt hat, und sie wird die unterliegende Partei darum nicht für die bessere halten, weil sie die schwächere gewesen ist. Das Geheimniß dieser Partei verrieth schon Burke, wenn er in der nämlichen Schrift, in der er das Zerrbild ihrer Gegner mit so grellen Farben entwarf, der Auswanderung von siebenzigtausend Grundeigenthümern aus Frankreich Erwähnung thugend, in die Worte ausbrach: „Halb so viele aus meinem Vaterlande entfernt, und kaum würde Etwas übrig bleiben, das ich Volk von England nennen möchte!“ *) So rechnete die Aristokratie in dem freiesten und civilisirtesten Lande unsers Welttheils. Und wenn in diesem der weniger als vierhundertste Theil der Bevölkerung in sich die bürgerliche Gesellschaft abgeschlossen sah, und nichts natürlicher und nichts tugendhafter fand, als daß alle übrigen Millionen sich mit Begeisterung in Gefahr und Tod stürzten für diese Nation der Minorität, während ihr gegenüber eine fanatische Demagogie

den Untergang von Hunderttausenden, als Mittel der Wiedergeburt einer in Knechtschaft dumm und wild gewordenen Menge von dreißig Millionen, kaltblütig in Anschlag brachte: so dürfte damit der Geschichte das Verhältniß der Parteien bezeichnet und ihr endliches Schicksal erklärt seyn. Sie wird auf jeder Seite die Verirrung, aber den guten Glauben nur auf einer, und wie immer der Selbstsucht gegenüber, erblicken.

Nicht das ist ein Uebel, daß eine Ueberzeugung, ein Gefühl Individuen, und durch sie ganze Völker, in die heftigste Bewegung zu setzen und alle ihre Kräfte sich zu unterwerfen vermögen; die Anlage dazu in der Seele des Menschen ist die Bürgschaft für die sich immer wiederholende Verjüngung seines Geschlechts, das sonst schon lange überall und unwiderstuflich in den Zustand eines Heerdenhieres gesunken wäre, zu welchem so der vollendetste Despotismus es nur theilweise und auf längere und kürzere Zeiträume hinabzudrücken vermag. Nein, das allein ist zu beklagen, daß die Einsicht so selten mit der Willenskraft im Bunde steht. Freilich überlebt die Vernunft alle Verirrungen, wie das Gewissen alle Leidenschaften überlebt, und das Licht der Wahrheit gleicht dem der Sonne, das, wie Einige sagen, aus dem Kampfe bewegter Wolken entstehend, auch erst entfernt von seinem Ursprunge rein und ruhig die Welt erfüllt: aber dennoch ist man gezwungen, das Uebermaß von Opfern zu beklagen, das der Mensch bringen muß, um nur die kleinste Wahrheit ins Leben einzuführen; und man hat ein Recht, es zu thun, da die Willkür gesellschaftlicher Einrichtungen nicht weniger zu diesen Opfern beiträgt, als die Beschränktheit unserer Natur. Nicht gerade an den Widerstand darf man hier zunächst denken, den einige Mitglieder der Gesellschaft allen Veränderungen, die das Bedürfniß der übrigen gebieterisch fordert, entgegenzusetzen pflegen; die Verhältnisse äußern früh-

*) Burke's Worte sind: I am sure that if half that number, of the same description, were taken out of this country, it would leave hardly any thing, that I should call the people of England.

her und verderblicher ihren Einfluß, indem sie die Seelen der Männer vergiften, die in solchen Krisen Zufall oder eigene Kraft an die Spitze ihrer Zeitgenossen stellt. Leitete immer ein wahrhaft großer Mann, ein vollendeter Mensch die Begebenheiten, wie leicht und schreckenlos würde jener Widerstand überwunden, wie schnell und sicher das vernünftige Ziel erreicht werden!

Aber selten vereinigt die Natur Verstand und Einbildungskraft in dem Umfange und in dem Gleichgewichte, in welchen sie den großen Mann bilden; und wo sie es that, da zerstört nur zu oft die Erziehung, welche Welt und Schule dem Menschen geben, ihr Werk; diese, indem sie die Phantasie auf Kosten des Verstandes mit Traumbildern bevölkert; jene, indem sie die Einbildungskraft und mit ihr das Gemüth, das von den Schätzen derselben lebt, verarmen läßt, um den Verstand zu bereichern. Der Verstand weiß wohl das rechte Ziel und den rechten Weg zu zeigen, aber auch dem größten fehlt die bewegende Kraft. Und vergebens läßt er sich zu den Ränken der Mittelmäßigkeit hinab, um sich einen Wirkungskreis zu verschaffen; der Argwohn lähmt ihn; er wird nie der Führer seiner Zeit. Die bloße Einbildungskraft aber entwickelt ein Halbgenie, den Fanatiker, der seine Zeit über das Ziel hinaus, oder durch tausend Umwege ihm entgegenreißen will, glücklich, wenn er nicht alles gänzlich verfehlt. So standen in den Stürmen der Revolution die Elemente, die zusammen einen großen Mann bilden, Verstand und Einbildungskraft, das erleuchtende und das erwärmende Princip, getrennt in Mirabeau, dessen Einsicht noch nie hinreichend geschätzt, dessen Einfluß noch immer überschätzt wurde, und in Robespierre, dessen Gewalt schrankenlos war, und den Baillet mit Recht ein moralisches Ungeheuer nennt.

Dazu macht ihn die fixe, aber darum nichts weniger als helle Idee von einer Form der Gesellschaft, die er seinem Jahr-

hunderte aufzudrängen versuchte, obgleich es in diesem weder Raum noch Zeit für sie gab; und die Entstehungsart dieser widernatürlichen Richtung seines Geistes, der letzte Gegenstand der Betrachtung, den seine Geschichte liefert, dürfte um so wichtiger seyn, da die Quelle solcher Verirrungen noch nicht verstreut ist, und die nämlichen Ursachen für ähnliche Gelegenheiten dieselben Erscheinungen hervorzubringen drohen. Den physischen Ungeheuern, wenn sie auch entstehen, versagen die Geseze der Natur doch Lebensfähigkeit; den moralischen verleiht sie der Mensch durch die seinigen.

Delsner erzählt einen Zug, der über Robespierre's Inneres einen merkwürdigen Aufschluß giebt. Dieser befand sich — es war noch zur Zeit der konstituierenden Versammlung — in einer Gesellschaft, in welcher unter andern auch von den verschiedenen Verfassungen, deren die Franzosen damals bedürftig und fähig seyn möchten, die Rede war. Mancherlei Meinungen wurden geäußert und besprochen. Robespierre schien keinen Theil daran zu nehmen. Er schwieg, und spielte unterdessen mit einem großen Hunde, der zufällig in das Zimmer gekommen war, und nur jenes widrige, ihm eigenthümliche Lächeln des Hohnes, das von Zeit zu Zeit um seine Lippen zuckte, bewies, daß er der Unterhaltung nicht fremd geblieben. Endlich fragte Jemand auch ihn, welche Geseze er den Franzosen geben würde, wenn es auf ihn ankäme. „Die Geseze Lykurgs!“ war seine Antwort. Man staunte über ein solches Wort aus dem Munde eines Repräsentanten des französischen Volkes, eines Mannes, den man zwar für einen Schwärmer, aber doch nicht für so unbekannt mit allen Verhältnissen der wirklichen Welt gehalten hatte, als er nach dieser Antwort nothwendig seyn mußte. Man machte ihm endlich Einwürfe, man bestürmte ihn mit Fragen über die Ausführbarkeit seiner Lykurgischen

Gesetzgebung. Er antwortete nicht weiter, sondern lächelte, wie er zu thun pflegte, und setzte das vorige Spiel fort.

Vergleicht man mit dieser Aeußerung seine Reden, (besonders die zur Zeit seines wichtigsten Einflusses gehaltenen und mit größerer Sorgfalt ausgearbeiteten) wie sie, voll Auspielungen auf die Bürgertugenden und die heldennüthige Freiheitliebe der Alten, dem Plutarch eben so viel von ihrem Stoffe zu danken haben, als den Ereignissen der Revolution; so ist es klar, daß das Bestreben, eine längst entseelte Form der Gesellschaft wieder zu beleben, das Unternehmen, unser Geschlecht auf eine Bildungsstufe zurückzuführen, die es seit Jahrtausenden verlassen hat, eben jene widernatürliche Richtung des Geistes war, die den Robespierre zu einem moralischen Ungeheuer machte, zu einem um so bödsartigeren, je niedriger in der That die Bildungsstufe ist, zu der er seine Zeit zurückzuführen unternahm.

Atten in seiner blühendsten Epoche, und als es die glänzendsten Beispiele aller Bürgertugenden lieferte, zählte nicht mehr als zehntausend Bürger. Neben dem Volke Lykurgs stand ein Volk von Sklaven, das planmäßig unterdrückt und entwürdigt werden mußte, um jenes zu erheben; und der Boden der römischen Republik war mit Arbeitshäusern bedeckt, die mit nichts zu vergleichen sind, als den Sklaven-Bagnios der heutigen Räuberstaaten, und die nicht selten der Menschenraub bevölkerte. Alle Tugend der alten Welt, die erste und rohste Form der Freiheit in der bürgerlichen Gesellschaft, war ein rauher, herzloser Civismus, die Größe und das Recht weniger Tausende auf Kosten unterdrückter Millionen, neben deren Sklaverei die neuere Leibeigenschaft einen beneidenswerthen Zustand darstellt, und so weit von aller Humanität entfernt, daß sie erst auf ihrer glänzendsten Höhe erschien, wo sie die Menschlichkeit ihrem Bürgerstium zum Opfer gebracht hatte. Darum ist sie auch das Ideal aller Politiker, die den

Menschen in der Gesellschaft einer höhern Entwicklung seiner Kräfte für unfähig halten, und aller Schwärmer, die sich über ihre Bewunderung, weil sie nur aus ihrer Einbildungskraft hervorging, gar keine Rechenschaft ablegen, geblieben. Er kannte doch Rousseau sehr wohl, daß diese Tugend mit der Humanität unverträglich sei; aber dem Mitgliede der Gesellschaft wußte er doch kein höheres Ziel zu stellen, als den Civismus der alten Welt, und dem Menschen zu reiner Ausbildung seiner Humanität keinen Platz anzuweisen, als den vereinzeltten außerhalb der Gesellschaft, in einem eingebildeten Zustande der Natur.

Auch Robespierre sah es ein, daß die Freiheit des Alterthums, die ein Privilegium war, tief unter derjenigen stehe, die seine Zeit als ein allgemeines Menschenrecht anerkannt hatte; und man darf nur an die dem armen Mercier (bei Gelegenheit eines Artikels der Konstitution von 1793, der mit Feinden auf dem Gebiete der Republik über den Frieden zu unterhandeln verbot, und bei Gelegenheit einer von demselben geäußerten Bemerkung, „man müsse zuvörderst den römischen Charakter, und dann erst der Römer Politik sich anzueignen suchen“ durch ihn ertheilte, höhniische Zurechtweisung denken, um daran nicht zu zweifeln.

Dennoch blieb sein politisches Ideal, die Tugend, nach wie vor jener Civismus, den auch Montesquieu, ein heillofes Mißverständnis befestigend, unter demselben Namen Tugend, als das den Freistaaten eigenthümliche, erhaltende Prinzip anerkannt hatte; oder vielmehr, denn er würde sich das vielleicht nicht einmal eingestanden haben, die unbestimmten Umrisse einer dunkeln Vorstellung schwebten vor seiner Seele, der Totaleindruck einer Menge hoher Sagen des Alterthums lag in dem Worte Tugend seinem so folgerecht schwebenden Plane, Alles verwirrend, zum Grunde. Ein ungewisses Bild vielmehr als ein unklarer Begriff, desto mächtiger durch

die Einbildungskraft den Willen beherrschend, desto störender und verderblicher in die Verhältnisse der Gegenwart eingreifend. So muß er gewesen seyn; denn wie hätte er sonst eine so einseitige Ansicht von der menschlichen Natur haben, wie an eine theilweise Entwicklung derselben glauben und, während er die Tugend in Schutz nahm, ja um diese triumphiren zu lassen, die Wissenschaft verachten, sogar verfolgen können! Als ob die sittliche Höhe mit der geistigen Tiefe, oder umgekehrt die Schlechtigkeit, mit höherer Einsicht vereinbar sei.

Diese hohen Gestalten einer grauen Vorzeit gleichen den Schatten der Unterwelt, welche der Magie heraufzurufen gelungen seyn soll, die aber nur dem Meister gehorchten, der noch Höheres kannte, als sie. Der Zauberlehrling unterlag den mächtigen Erscheinungen und büßte im Wahnsinne die allzukühne Beschwörung.

Daß es in Robespierre's Kopfe so ausfah, ist nichts Außerordentliches. So sieht es noch in den Köpfen von Tausenden, und gerade der Bessern aus, die eine sorgfältige Erziehung genossen, ehe vielseitigere Bildung, wie sie aus Erfahrung und Nachdenken hervorgeht, Licht und Regel in das gährende Chaos einer glühenden Einbildungskraft gebracht hat. Und wie sollten sie nicht einen tiefen, bleibenden Eindruck machen, die Bilder, die das erwachende Gemüth zu den ersten und reinsten Bewegungen anstregten; das Gewissen unserer früheren Jugendjahre lebt in ihnen, und aus der Thätigkeit eines reifern Alters, deren Beweggründe unser Innerstes beschämen, sehen wir mit Wehmuth zurück auf eine Zeit, in der, war auch jede ihrer Hoffnungen eine Lüge, doch jedes unserer Gefühle der Wahrheit angehörte.

Die Staaten Europa's erhielten sich bisher mehr oder weniger von den Schätzen des Alterthums; aber sie haben das reiche Erbe zwischen Leben und Lehre, zwischen Welt und Schule seltsam getheilt. Alles, was den Sturz der

ältern Civilisation herbeiführte und bezeichnete, hat jene erhalten oder ins Daseyn zurückgerufen. Von der Devotionsformel an, mit der, an der Wiege des occidentalischen Despotismus, der Senator Sextus Pacuvius alle folgenden Erzieher desselben in ihrer Kunst überflügelte *), und die wir seit Augusts Zeiten nachplaudern, ohne uns ihrer Bedeutung bewußt zu seyn, bis auf den Fußfuß, mit dem man im alten Rom die Götterbilder begrüßte, weil sie zu hoch standen, und seit Caligula **), weil sie zu niedrig standen, Sterbliche verehrte: von den Accisgesetzen an, die auch Caligula erfand, die den Nerv unserer Staatswirthschaft ausmachen, und die wir nicht, wie Er, mit kleiner Schrift an hohen Pfeilern zu promulgiren brauchen, da sie auf kürzerm Wege durch ihre Menge und Unverständlichkeit in dem verhänglichen Dunkel erhalten werden, das sie gewinnvoller macht — bis auf die Hofetikette, die Verwaltungsformen und die Civilgesetze der Byzantiner, ist Alles in unserm öffentlichen Leben geblieben, wie es zu jenen Zeiten des Verfalls der alten Welt war. Selbst die Ausschweifungen der Sinnlichkeit und des Mystizismus erscheinen in jener wunderlichen Verbrüderung, wie zur Zeit des sinkenden Römerreichs, als philosophische Wunderthäter und Mysterien feiernde Isispriester in den Provinzen umherzogen, die Verkündiger eines neuen Lichtes, die Vorläufer der einbrechenden Finsterniß. Die Beispiele und Lehren der blühendern Epochen des Alterthums aber sind aus dem öffentlichen Leben zu einem unfruchtbaren Daseyn in die Schule verwiesen. Mit Lykurgs und Solons Gesetzgebungen werden in diesen vertraut, die einst Justinians Bes-

*) Von ihm erzählt Dio Cassius. Von der aus Spanien nach Rom gebrachten Sitte und ihrem eigentlichen Sinne Cäsar in seinen Commentaren III. 22.

***) S. Sueton im Caligula.

fehlen gehorchen sollen. Epaminondas Tugenden lernen die bewundern, welchen — es sei denn, daß ihnen etwa, wie ihm in Theben, die Aufsicht über die Straßenreinigung ihres Ortes anvertraut würde — jedes seiner Verhältnisse besser unbekannt bliebe. Aristids bescheidene Größe muß den künftigen Staatsdienern zum Muster dienen, die sich, wenn ihnen das Glück recht wohl will, zu der Höhe jener freigelassenen römischen Imperatoren erheben mögen, die, nachdem sie ihren Herren auf den Wink gehorcht hatten, mit Winken ihren Untergebenen gebieten durften. Sokrates Schierlingsbecher und Phocions ehrenvolle Armuth entflammen den Jüngling, den als Mann die Wirklichkeit an Seneca's Reichthümer und Sejans Glück erinnert.

Es würde unbegreiflich seyn, wie dieser Zwiespalt zwischen der Erziehung und dem öffentlichen Leben nicht schon oft die Staaten erschüttert, wie er auch nur auf kurze Zeit folgenlos bestehen können, — erklärte nicht die nämliche Ursache, die uns für die Wunder der Natur und unsern eigenen Daseyns abstumpft, die Gewohnheit, eine lange Gleichgültigkeit gegen die Widersprüche der Gesellschaft. Der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, der ewige Kreislauf der Gestirne, die immer wiederkehrende Jugend der Erde, der Tod selbst, das geheimnißvollste aller Räthsel, geht, ohne einen Eindruck zu hinterlassen, an uns vorüber. Unsere Sinne waren an die Erscheinung gewöhnt, ehe wir über die Bedeutung derselben nachzudenken vermochten. Wie sollten denn die Mißverhältnisse des bürgerlichen Lebens einen tiefern Eindruck auf uns machen! Die Wehrlosigkeit der Völker, die Entfremdung ihrer Vertheidiger, das Geheimniß der Verwaltung, ja der Gerechtigkeit, die Geringschätzung des Verdienstes, die Zufälligkeit der Vorzüge — sie sind uns so alltäglich, als die Natur mit allen ihren unbeachteten Wundern, und stumpfen das Gefühl ab, statt

es zu empfinden, wie diese die Aufmerksamkeit einschläfern, statt sie aufzuregen.

Aber — und das unterscheidet die sich außerdem so ähnlich scheinenden Quellen einer zweifachen Unthätigkeit des menschlichen Geistes und der Dauer — die Gesetze der Natur sind unveränderlich, denn die Allmacht gab sie; die Satzungen der Welt sind nur um ein Geringes weniger vergänglich, als der Mensch, dem sie ihre Entstehung verdanken. Sie sterben, wie dieser, und vergebens bemühen sich seine Nachfolger, ihre entseelten Formen aufrecht zu erhalten, nachdem der — sei es gute oder böse Geist ihrer Zeit, der sie einst belebte, von ihnen gewichen ist. In solchen Krisen erst, in den Kämpfen um die Behauptung eines Alten, das die Gegenwart zurückstößt, und um die Erlangung eines Neuen, dessen sie sich noch nicht klar bewußt ist, aber in ihnen desto gewaltiger, pflegen sich die Folgen jenes unseligen Zwiespalts zu äußern, der das Ideal und die Wirklichkeit nicht etwa nur von einander entfernte, (denn sie werden immer von einander entfernt bleiben, und sie sollen es), sondern im grellsten Widerspruche gegen einander erhielt. Die Begeisterung tritt in den Dienst der wesenlosesten Theorie, und eine atheistische Staatsklugheit, die nie eine andere Herrschaft, als die des Zwanges, nie einen andern Gehorsam, als den der Knechtschaft, begriffen hatte (und wo war sie mehr zu Hause, diese Staatsklugheit, als in dem alten Frankreich!), sieht sich von geistigen Kräften überwunden, die alle ihre Berechnungen zu Schanden machen, weil sie in keiner von ihnen einen Platz fanden.

Unter Völkern, die das Gemüth noch nicht aus dem öffentlichen Leben verbannten, unter welchen die bürgerliche Freiheit noch nicht zu einem Exercitienthema der Schule zusammenschrankte, und die vermöge einer größern oder geringern Gleichheit des Anspruches den natürlichen Vorzügen noch eine

andere Thätigkeit gbnnten, als die der Einbildungskraft, noch eine andere Hoffnung, als die des Umsturzes der bisherigen Ordnung — unter solchen Wolkern gibt es auch Staatsveränderungen; sie werden aber selten zu Staatsumwälzungen, und selbst in diesen bleibt die Art intellektueller Ungeheuer, von der Robespierre ein Beispiel lieferte, unbekannt. Die Niederländer, als sie sich dem spanischen Joche entzogen, hatten sehr deutliche Begriffe von den bürgerlichen Rechten, um die es ihnen zu thun war, und die Begeisterung für religiöse Freiheit entflammte den Kampf gegen politische Knechtschaft, ohne ihm eine andere Richtung zu geben. Das nämliche fand unter den Engländern statt, die ohnehin durch die Festigkeit mit der sie sich von jeher der Einführung des römischen Rechtes widersetzt, den Folgerungen, welche die Civilisten anderswo aus demselben herzuleiten gewohnt waren, vorgebeugt und für die Erhaltung ihrer Nationalität gesorgt hatten, und die für ein wohlbekanntes Verfassungsgesetz stritten, das unter den Kriegen der Familien York und Lancaster und unter dem Despotismus der Tudors nur seine Wirksamkeit, aber niemals seine Gültigkeit verloren hatte. Die Spanier liefern ein neues Beispiel, das jenen Satz bewährt. Das Andenken an die alten Cortes die erst der in Ximenes und Karl V. verbundenen geistlichen und weltlichen Herrschaft erlagen, war noch nicht erloschen, weil sie eine wahrhafte Nationalrepräsentation gebildet hatten, und gab ihren Nachfolgern nach Jahrhunderten eine entschiedene Haltung und ein bestimmtes Ziel, dem sie um so sicherer entgegen gingen, da die Entfernung des Königs sie vor dem vergiftenden Einflusse eines Hofes bewahrt hatte. Daher, obgleich Undank und Grausamkeit, das Verächtlichste und das Hassenswertheste, das den Menschen entwürdigen kann, das zweite Erwachen des Volkes erzwang, die Mäßigung seiner Stellvertreter, die, mit den Gefahren und den Zwecken

ihres öffentlichen Lebens schon vertraut, unter veränderten Umständen die nämliche Haltung behaupteten, und dieselbe Sache gegen innere Feinde wie einst gegen den fremden Eroberer vertheidigten. Der blutige Verrath von Cadix und Merino's Gräueltath gehören dem Fanatismus der Knechtschaft an, nicht dem der Freiheit. Die amerikanische Revolution endlich ist die reinste und verständigste, von der die Geschichte weiß, weil vermöge ihrer ein nicht gelehrtes, aber sehr aufgeklärtes Volk sich zur Behauptung eines guten Rechtes, dessen Bedeutung und Wohlthaten ihm schon lange durch Erfahrung bekannt waren, erhoben hatte.

Sobald eine Nation, in der die Welt und die Schule ganz getrennt stehen, so unglücklich ist, eine Veränderung in ihren gesellschaftlichen Formen gewaltsam herbeigeführt zu sehen, so wird eine Anzahl von Schwärmern in ihrer Mitte erscheinen, mit dem reinsten Eifer, die Wirklichkeit irgend einem Götzen ihrer Phantasie aufzuopfern, und wider Willen in moralische Ungeheuer zu verarten. Wie anders, wenn die Welt verachtet, was sie Schule nennt, oder wo die Schule unbekannt bleibt mit der Welt? — Die Geschichte aber wird solchem Volke keinen Stützpunkt in ihren Bewegungen bieten. Es hat vielleicht, so war es in dem alten Frankreich, Freiheiten, aber keine Freiheit — Stände, aber niemals ein Volk.

Wenn Ernst und Sittenstrenge der politischen Schwärmerei der Jünglinge einen religiösen Anstrich geben, und von dem gewöhnlichen Frohsinne und der lebendigen Sinnlichkeit des jugendlichen Alters so seltsam entfernen, beweiset dies, daß nicht böser Wille im Dienste eigennütziger Absichten, sondern ein stärkerer, der edelste, reinste Wille, nämlich in der Gewalt einer verirren Einbildungskraft, ihnen Gefahr droht.

Wird man wohl dieser begegnen, indem man dem Feuer, statt der Nahrung, den Ausweg abschneidet? wenn man den

gährenden Gemüthern die jedesmal mit bedeutungsvollem Eifer ergriffene Gelegenheit, unter fremden Fahnen ihrer Ueberzeugung zu folgen, verkümmert? — So wurde unter Karl I. den Puritanern, die nach Amerika ziehen wollten, die Auswanderung verboten. Hamden war unter ihnen — und Cromwell. Wird man z. B. in Deutschland dem erwachenden Nationalleben einen Ruhepunkt geben, wenn man ihm die historische Basis des Mittelalters unterschiebt? Wird die Fehde, die zwischen Staat und Schule endlich zum Ausbruche gekommen, geschlichtet werden, wenn man die Gelehrten-Republic, die einzige, deren sich bisher die Deutschen in aller Ehrbarkeit haben erfreuen wollen, in eine Erziehungs-Diktatur für Lehrer und Lernende verwandelt? Die Ritterfreuden des Mittelalters können doch nie Volkssache werden, und keine Macht der Welt vermag zu erzwingen, daß man aus den Alten nur Phrasen lerne. Den sie fälschlich Freiheit nennen, der Civismus der alten Zeit, bleibt ewig erhaben über dem Egoismus der unsrigen, und Eins nur steht noch höher als er — Humanität! Zur Religion hat sie das Christenthum gemacht; aber erst wenn ihm gelungen seyn wird, sie auch zur Politik zu machen, erst wenn die Gegenwart dies Höhere bietet, werden wir von dem Gespenste der Vorzeit nichts mehr zu fürchten haben.

Das sinkende Alterthum hinterließ den Barbaren, unter deren Schlägen es erlag, die Sage von seiner vergangenen Größe; diese ist das Sterbegeßenk des Centauren, dessen Marter den siegenden Helden in die Flammen auf dem Dethron trieb. Und wie Er erst durch seine Vergbitterung der Qual entrann, so werden die Ueberwinder der alten Welt vor der sinneverwirrenden Macht jenes Wildes der ersten Freiheit, das sie in Zwietracht und Bürgerkrieg treibt, nur Rettung finden, indem sie sich zu einer höhern Stufe der Civilisation empor-schwingen.

Könnte Robespierre's Beispiel zur Lehre dienen, vielleicht würde einst die Nachwelt mit geringerem Abscheu auf diesen finstern Schatten in der Geschichte unserer Tage, auf dieses blutige Zeichen unserer Zeit zurücksehen; denn es gibt des Unheils, wie er es angerichtet, noch mehr zu verhüten, als durch ihn geschehen ist.

Die Bürgschaften der englischen Verfassung.

Den Völkern schadet ihre Herkunft nicht. Unter ihnen gibt es keinen Geburtsadel. Das gesittetste Volk ist auch das adelichste; und die junge Freiheit Amerika's behauptet in der Geschichte der lebenden Nationen einen höhern Rang, als das in todten Formen erstarrte himmlische Reich des Kaisers von China, oder einer der europäischen Kloster- oder Militär-Staaten.

Ob die Formen und Satzungen der britischen Verfassung, dem dreizehnten oder dem siebenzehnten Jahrhundert, ob sie dem Glücke oder der Einsicht ihrer Urheber angehören, kann uns gleichgültig seyn, wenn sie nur wirklich die hinreichenden Bürgschaften des ihnen zugeschriebenen gesellschaftlichen Wohles enthalten. Hätte sie ein bloßer Zufall zusammengewürfelt, so würden wir die Bewunderung, die wir den vermeintlichen Meistern zollten, unter jener Voraussetzung, auf das Werk beschränken, und würden ein Volk, das auch nur den gesunden Schatz zu würdigen und zu benutzen wüßte, schon darum achten müssen.

Desto wichtiger ist es, auszumitteln, in wiefern dieser Verfassung, abgesehen von ihrer mehr oder minder planmäßigen Entstehung, der Ruhm gebührt, der ihr so ausschließlich, unter allen übrigen unsers Welttheils, gezollt zu werden pflegt;

in wiefern die gesellschaftlichen Vorzüge, die wir neben ihr wahrnehmen, mit ihr durch einen innigern Zusammenhang als die der bloßen Gleichzeitigkeit verbunden sind; und ob daher gerade sie, oder welche sonstige Ursache jener Erscheinungen uns Andern zum Vorbilde dienen darf. In England selbst, und eben unter seinen größten Staatsmännern und in seinen blühendsten Zeiten, war der Glaube an die Tadellosigkeit aller bestehenden politischen Formen und Grundsätze nichts weniger als groß genug, um ähnlichen Fragen, oder ihrer Beantwortung in einem der ausschließlichen Bewunderung alles Vorhandenen ganz entgegengesetzten Sinne zuvorzukommen.

Die Nothwendigkeit eines weiteren Ausbildens der Verfassung in ihrem wesentlichsten Bestandtheile, dem Parlamente, war der Grundgedanke in Chatham's öffentlichen Leben, und vom Schlusse des amerikanischen Krieges bis zum Ausbruche des französischen gab es im Volke und unter den Abgeordneten desselben keinen einzigen durch seinen Geist oder seine Gesinnungen ausgezeichneten Mann, der nicht eben dieses Ziel als die wichtigste Aufgabe der Zeit betrachtet hätte. Alle Parteien waren einig über diesen Punkt. Fox, in einer Erörterung vom 7. Mai 1783 erklärte: die britische Verfassung, bewundernswürdig in ihrer Anwendung, sei fehlerhaft in ihrer Zusammensetzung, und ihr wesentlichster Vorzug die in ihr enthaltene Möglichkeit einer fortschreitenden Vervollkommnung durch sich selbst; und über denselben Gegenstand sprach Pitt am 18ten April 1785 in so starken Ausdrücken, daß seine Rede von einem andern Parlamentsgliede, die Leichenrede der Verfassung genannt wurde. Erst jene, zwar in einer ähnlichen Richtung aber gewaltsamer erfolgende Bewegung der französischen Revolution veranlaßte auch in dieser Hinsicht die verderblichste Gegenwirkung. Mit der Furcht vor Verbesserungen verbreitete sich die Lehre von ihrer Entbehrlichkeit; und erhielt sich auch der Wunsch nach

ihnen, wo ihr Bedürfniß am dringendsten war, im Volke, so verstummten doch allmählich ihre Sprecher unter den höhern Ständen, und es wurde zuletzt beinahe für unanständig gehalten, ihrer in der guten Gesellschaft, zu der, und zu der allein, nach gerade auch das Parlament gehört, nur zu erwähnen. Die Geschichte indessen hat es mit einer andern Gesellschaft zu thun, als der sogenannten guten. Wir haben gesehen, wie die hauptsächlichsten Bestandtheile der englischen Verfassung dazu geworden sind, uns bleibt zu betrachten was endlich aus ihnen geworden ist.

„Unsere Gesetze, sagte schon Lord Bacon*), sind gemischt, wie unsre Sprache“; aber zu einem so verständlichen und zweckmäßigen Ganzen wurden diese Gesetze nicht. Ihre Gleichförmigkeit in untergeordneter, vielleicht ein zweideutiger Vorzug, wäre zu entbehren gewesen, hätten sie nur durch die Verständlichkeit ihres Inhalts und die Leichtigkeit ihrer Anwendung dem beabsichtigten Zwecke jeder Gesetzgebung entsprochen, und den Personen und dem Eigenthume ihren verheißenen Schutz gewährt. In beiden Beziehungen aber zeigen sie sich vermindert der ihnen eigenthümlichen Mängel fast noch untauglicher als jede andre. Nicht allein theilen sie mit jeder den mehr oder weniger unvermeidlichen Uebelstand jener starren Unveränderlichkeit, deren Mißverhältniß zu dem steten Wechsel der Zeiten endlich das beste Gesetz in ein unpassendes, und den ererbten Segen desselben in Fluch verwandelt; auch die ganze Art ihrer Entstehung und ihrer fortdauernden und gränzenlosen Vervielfachung muß nothwendig ihre wohlthätigere Wirksamkeit auf das Entschiedenste beeinträchtigen. Jeder Richterspruch, wie schon bemerkt wurde, ist ein Gesetz, gültig als Entscheidungsregel für jeden dem abgeurtheilten gleichen Fall, und für jeden demselben nicht völlig gleichkommenden, als Vorbild, nach dessen

*) In seinen proposals for a Digest.

Ähnlichkeit die Richter eine neue Regel festsetzen, die ihrerseits wieder als Gesetz und Muster, den Keim zu einer unabhsehbaren Reihe von eben so vollgültigen und eben so fruchtbaren Entscheidungsregeln enthält.

In dem Oceane von Gesetzen der begreiflicherweise aus zwei so ergiebigen Quellen, dem gesetzgebenden Ansehen der Richter und dem gesetzlichen ihrer Aussprüche, seit länger als einem halben Jahrtausende sich sammeln mußte, gab es zuletzt für den, der ihn erforschen wollte, oder sich ihm anzuvertrauen genöthigt war, keine andern festen Punkte als Klippen. Unsre Gesetze, klagte vor mehr als anderthalb Jahrhunderten der Lord Oberrichter Hale, in seinen Vorschlägen zu einer Aenderung und Umarbeitung derselben, sind wie das römische Recht, das in dreizehnhundert Jahren zu zweitausend Bänden answoll, nach gerade zu einem solchem Umfange und einer ausschweifenden Mannigfaltigkeit gediehen, daß es nothwendig ihrer Abkürzung bedarf, um sie nur brauchbar zu machen. Jedes Zeitalter empfängt von dem vorhergehenden dessen gesammelte Rechte, die es vermehrt mit seinen eignen Zusätzen dem nächsten übergibt, das wieder das Ganze des ererbten Vorrathes und neuer Zusätze dem folgenden hinterläßt. So rollt der Schneeball bis keines Menschen Kraft ihn weiter zu bewegen vermag, und eben auf diese Weise kamen auch wir in unsern Rechten zu jener Anzahl der verschiedensten Formenlichkeiten für Uebergaben, Belehrungen, Einbüßungen und Aufkündigungen, Bestätigungen, Verleihungen und so vielen andern gerichtlichen Verhandlungen, die nur zu unsichern und sich widersprechenden Meinungen der Gesetzverständigen und durch diese zu Mißverständnissen und Rechtsbändeln führen kann.

Die „ruhwürdige Ungewißheit des Gesetzes“, — the glorious uncertainty of the law, — von der in England zuweilen im halben Scherze die Rede ist, erzeugte zuletzt, und im ganzen Ernste, eine nichts weniger als

rühmliche Unwissenheit seiner Diener, die aber nicht ihnen, sondern nur den Unglücklichen, die ihrer Hülfe bedürfen, zum Schaden gereicht. Siebentausend und vierzig Sachwalter aller Art und ihre Gehülfen *), umgaben schon vor mehr als dreißig Jahren, in London allein, als Wächter und Führer das Labyrinth einer Gesetzgebung, dessen Irrgänge großen Theiles ihnen selbst ein Geheimniß blieben. Jeder, ohne seiner eigenen Meinung gewiß zu seyn, weiß immer so viel als nöthig ist, um jede andre zweifelhaft zu machen; und diese allgemeine Ungewißheit in Ansehung des bestehenden Rechts, verbunden mit den Schwierigkeiten einer Kunstsprache, die in den Behörden gesprochen werden muß, aber sonst nirgends in der Welt gesprochen oder verstanden wird, um einem Heere von Förmlichkeiten, in deren Verlarung nur die Wahrheit selbst vor dem Throne der Gerechtigkeit erscheinen darf, machte den Beistand des Sachwalters in demselben Maaße unnützer und unentbehrlicher, während auf der andern Seite dieser nämliche Beistand, durch seine Kostspieligkeit, in den meisten Fällen zu einem Luxusartikel wurde, der in dem reichsten Lande der Welt nur dem Reichen zugänglich blieb.

Wie sehr dies der Fall, und zu welchem Uebermaße das Uebel gediehen ist, zeigen einige Nachrichten in Colquhoun's bekanntem Werke über London, das noch jetzt und ungeachtet weniger neueren Versuche des Parlamentes den unerträglicheren Mängeln einer solchen Rechtspflege abzuhelfen, die treffendste Schilderung derselben enthält. Jede Schuldforderung von mehr als vierzig Schillingen darf auch vor einem der höhern Gerichtshöfe geltend gemacht werden, und die Kosten ihrer förmlichen Verhandlung betragen alsdann nach dem geringsten Anschlage, über fünfzig Pfund. Vorfich:

tige Leute wählen unter diesen Umständen das geringere Uebel, und verzichten auf einen gerechten Anspruch, der nur nicht zu bedeutend ist, oder lassen sich einen widerrechtlichen gefallen, ehe sie zu der Hülfe des Richters ihre Zuflucht nehmen; und schlechte Menschen bedienen sich der Unvollkommenheiten des Gesetzes als Geiseln für Fene, und verweigern Zahlungen die ihnen obliegen, oder erdichten Forderungen die sie nicht haben, weil sie wissen, daß es bei Gegenständen selbst von zwanzig Pfund Sterling eines dreimal so großen Kostenaufwandes bedürfen würde, um ihren betrügerischen Zweck zu vereiteln, des Zeitverlustes nicht zu gedenken, der dem Geschäftsmanne oft noch höher zu stehen kommt. In der einzigen Grafschaft Middlesex betrug im Jahre 1793 die Anzahl der eingeklagten kleineren Schuldforderungen von zehn bis zwanzig Pfund Sterling 5719, und der Gesamtbelauf derselben Pf. St. 81731. Die Kosten dabei, auch wenn es zu keiner weiteren gerichtlichen Verhandlung gekommen wäre, würden Pf. St. 68728, und im gegentheiligen Falle bedeutend mehr als das dreifache des gesammten Gegenstandes, nämlich nicht weniger als Pf. St. 285950 betragen haben. Und so führte die gränzenlose Vervielfachung von Gesetzen und Förmlichkeiten und die mit ihr verbundene unverhältnißmäßige Theuerung der richterlichen Hülfe, mehr oder weniger auch in jeder andern Beziehung eben zur Unbrauchbarkeit des Gesetzes und zur größeren Unsicherheit des von demselben zu schützenden Eigenthumes, wie es auf einem Acker, der mit Hecken und Verzäunungen ganz und gar bedeckt wäre, zuletzt keinen Raum geben würde, ihn zu benutzen.

Schreiender noch als in den Behörden des gemeinen Rechts, ist das Mißverhältniß der statthabenden Rechtspflege zu ihrem Zwecke in den des Kanz-

*) Nach Colquhoun's Werk über London. Ausg. v. 1737.

lers *). In ganz Europa dürfte schwerlich, die Inquisition etwa ausgenommen, ein zweiter Gerichtshof zu finden seyn, dessen Verfahren mit allem gesunden Menschenverstande und allen Forderungen der Zeit und der Gerechtigkeit in so entschiedenem Widerspruch stände, wie das vor dem Richterstuhl des Kanzlers von England und seiner Gehülfen. Alles was man ehemals an den deutschen Reichsgerichten und ihren endlosen Weiterungen und Förmlichkeiten als lächerlich und widersinnig hervorzuheben pflegte, findet sich hier wiederholt und übertroffen; nur mit dem Unterschiede, daß die Gebrechen, die bei jenen größtentheils aus ihrem Mangel an Kraft und Ansehen hervorgingen, bei der englischen Behörde in dem Zweckwidrigen der einmal angenommenen Formen und Regeln selbst ihren Grund haben. Rechtshandel von dem Kanzler und Rechnungen seiner Angestellten bezeichnen sprichwörtlich unabsehbares Elend und unerschwingliche Forderungen, und die Gerichtsbarkeit des höchsten Beamten im Lande, der sich vorzugsweise der Billigkeit annimmt, und Wittwen und Waisen beschützen will, ist eine Landplage geworden, der eben sowohl die persönliche Freiheit des Bürgers als die Sicherheit seines Eigenthumes unterliegt. Wer immer das Unglück hat, bei den vor dem Kanzler anhängigen Verhandlungen auf irgend eine Weise theilhaftig zu seyn, ist eine ihm vorherbestimmte, aus Mönchslatein und normännischer Hoffitte zusammengesetzte Rolle in denselben zu übernehmen verpflichtet, oder wird als ein Verächter des Gerichtshofes, — *for contempt of court*, — und „als Rebell gegen seinen Herrn den König“ in den Kerker geworfen; und es liegt am Tage, daß

*) Das vollständigste und unverdächtigste Zeugniß darüber ist enthalten in dem Report made to his Majesty by the Commissioners appointed to inquire into the practice of Chancery. London 1826.

jeder Vermere, der nicht einen rechtsverständigen Einhellfer zu besolden vermag, nothwendig in diese Schuld eines unwillkürlichen Aufruhrs verfallen muß. Auch gibt es in dem Fleet-Gefängnisse eine eigene Abtheilung für ähnliche Aufrührer gegen die Majestät der Gerechtigkeit, die nur der Tod oder ein Glücksfall, der ihrer verbrecherischen Armuth ein Ende macht, aus ihren Banden erlöst.

Ob selbst ein Volk wie das englische, mit allen seinen Bedingungen und Bürgschaften der Gesittung, schon reif genug erscheinen dürfte, um aus Ueberzeugung und Wahl zu jenen ersten und natürlichsten Grundsätzen der Rechtspflege, nach welchen ohne Rücksicht auf irgend eine allgemeine und unveränderliche Regel für gewisse vorausgesetzte gleiche Fälle, aus der bloßen Beurtheilung jeder Sache das Urtheil in derselben geschöpft wurde, zurückzukehren, möchte zweifelhaft seyn; zweifelhafter noch, ob das bereits von Bacon vorgeschlagene und durch Bentham's anfänglich bespöittelte und endlich einer ernsteren Aufmerksamkeit gewürdigte Bemühungen wieder in Anregung gebrachte Mittel eines neuen Gesetzbuches, jene Uebel, auf deren Beseitigung es ankommt, gründlich und für immer heilen dürfte; aber desto ausgemachter ist es, daß jede Veränderung in dieser Hinsicht sich schon als solche empfiehlt, und schwerlich einen unerträglicheren Zustand würde herbeiführen können als den gegenwärtigen.

Zeigte sodann die Ausübung der Strafgerichtsbarkeit sich weniger mangelhaft und verderblich als die bürgerliche Rechtspflege, so darf der Grund ihrer minder nachtheiligen Wirksamkeit, denn bis zu einer entschieden wohlthätigen erstreckte sich der Unterschied nicht, — doch weder in den Formen derselben, noch in den Gesetzen selbst gesucht werden. Nicht in jenen, denn, daß auch Geschworene so gut, oder vielmehr bei ihrer unbestimmteren Verantwortlichkeit, schlimmer als eine Anzahl Richter dem verführerischen oder gebieterischen Ein-

flusse irgend einer herrschenden Meinung oder Macht ausge-
 setzt seyn mögen, beweisen die Fälle in welchen sie die eben
 so knechtischen als leidenschaftlichen Werkzeuge der Stuarts
 oder, wie zur Zeit jener mährchenhaften Katholikenverschwo-
 rung unter Carl II. eines Titus Bates abgaben; und nicht
 in den Gesetzen selbst, die vielmehr durch ein Uebermaß von
 Ausführlichkeit und Strenge ihr eigenes Ziel überstiegen. Ehe
 die Versendungen nach Neusüdwales für mehrere Verbrechen
 an die Stelle der Todesstrafe traten, und die von Sir Wal-
 ter Romilly so lange vergebens zur Sprache gebrachten Mil-
 derungen dieser blutigen Gesetzgebung endlich theilweise zu
 Stande kamen, war das Menschenleben in England fünfund-
 siebenzigmal wohlfeiler geworden, als zu den Zeiten Athelstans,
 der im zehnten Jahrhunderte Entwendungen eines Werthes von
 zwölf Pfennigen oder darüber an der Person des Eigenthümers
 begangen mit dem Tode bestraft, und dessen Gesetz ungeach-
 tet einer mittlerweile vorgegangenen fünfundsiebenzigfachen
 Verringerung des damaligen Werthes dieser Summe, sich bis
 zum neunzehnten erhielt, und gab es mehr als einhundert
 und sechsßzig Vergehungen aller Art, die mit dem Tode be-
 straft wurden. Freilich führten die strengen Verhaltungsregeln
 des Richters meistens zu desto milderen Aussprüchen der Ge-
 schworenen, und hatte die Grausamkeit einer strafsüchtigen Ge-
 setzgebung nicht selten die Strafflosigkeit des Verbrechens zur
 Folge; aber wenn der Zweck jeder Strafgesetzgebung über-
 haupt, wie doch nicht zu bezweifeln seyn dürfte, nur durch die
 unfehlbare und immer gleichförmige Befolgung ihrer Vor-
 schriften erreicht werden kann, so ist es klar, daß eine Anstalt,
 vermöge deren die richterliche Gewalt beliebig entwaffnet, und
 die Absicht des Gesetzgebers vereitelt wird, unmöglich, oder
 doch nur als das geringere Uebel neben dem noch größ-
 ren einer völlig unbrauchbaren Gesetzgebung einigen Werth
 besitzt; und so liegt es denn auch in dieser Hinsicht am Tage,

daß die Wohlthaten, die unläugbar mit dem Dafeyn der
 Jury verbunden sind, nicht aus ihr selbst und ihren Formen
 und Eigenschaften, sondern aus irgend einem sie nur beglei-
 tenden Umstände hervorgehen.

Fragen wir nach dem unmittelbaren politischen Ein-
 flusse der richterlichen Gewalt auf die Schicksale
 des englischen Volkes, so findet sich in der Geschichte dessel-
 ben kein Zug, der so unveränderlich erschiene, kein Hinderniß
 das häufiger einen Stein des Anstoßes auf der Bahn seiner
 Entwicklung abgegeben hätte, als der bereitwillige Beifall,
 mit dem die Richter von England zu allen Zeiten, jedem noch
 so verfassungswidrigen Ausbruche königlicher Willkür entgegen-
 kamen. Von dem ersten der normännischen Fürsten bis zu dem
 letzten der Stuarts, gab es keine Lehre des Despotismus, die
 nicht ihnen zufolge auch die des Gesetzes gewesen wäre. Jede
 fand in ihren feierlichen Aussprüchen einen Vorwand und eine
 Stütze, und fruchtlos waren alle Bemühungen des Parlaments,
 ihnen eine Unabhängigkeit aufzudringen, die weder in ihrer Lage
 noch in ihren Gesinnungen vorhanden war. Was half es, den
 Richtern zuzurufen: fürchtet euch nicht! so lange die Macht vor
 der sie zitterten, in der That zu fürchten war; oder: seyd red-
 lich! so lange irgend eine kindische Auszeichnung von ihren
 Mitknechten ihnen größere Genugthuung gewährte, als das Be-
 wußtseyn ihrer nicht zu bedürfen. Eben die Zeiten der un-
 terwürfigsten Richter waren auch in England die der kräftig-
 sten Versicherungen ihrer Selbstständigkeit. Je weniger man
 von diesen Grundsätzen einen andern Gebrauch zu machen
 wußte, desto prunkender stellte man sie zur Schau. Unter
 Eduard III. wurde den Richtern eingeschärft, schlechterdingt
 nur nach den Gesetzen zu verfahren, auch wenn ihnen das
 Gegentheil unter dem größeren oder kleineren Staatsiegel

befohlen würde, und ein zweites Statut unter Richard II. verbot alle dergleichen, eine Störung des Rechtsganges bezweckende, Ausfertigungen.

Aber gerade unter Richard II. waren Bestechungen und Einschüchterungen der Richter an der Tagesordnung, und erklärte diese unter andern die Theilnahme an der Bewirkung eines kurz vorher mit Einwilligung des Königs ergangenen, aber ihm nicht länger gefälligen Statutes; ferner jede Verhandlung im Parlamente, bevor die Angelegenheiten der Krone besorgt wären, und jede, ohne Genehmigung derselben erfolgende Anklage der Minister, für Hochverrath. Unter Heinrich IV., obgleich die Magna-Charta seit mehr als zweihundert Jahren bestanden hatte, wagte es der Gerichtshof der Kingsbrech, nur nach einem vorhergegangenen Parlamentsbeschlusse einen von dem Connetable, — dem Hofmarschallamte — Verhafteten durch einen Habeascorpus-Befehl in Freiheit zu setzen; und Cotton, Fildon u. A. haben in ihren gelehrten Werken über willkürliche Verhaftungen keine früheren Beispiele einer selbstständigen Anwendung dieses Rechtsmittels von Seiten der genannten Behörde anzuführen gewußt, als aus den Zeiten Heinrichs VII. Der feierliche Auespruch, über den sich im Jahre 1591 die Richter von England vereinigten, und zufolge dessen das Reich eine unumschränkte Monarchie unter ihrem Haupte dem Könige seyn sollte, blieb nach wie vor das politische Glaubensbekenntniß der richterlichen Gewalt, und jede Bemühung die Unabhängigkeit derselben als Grundsatz aufzustellen, ehe sie als Thatsache vorhanden war, ein unfruchtbarer guter Wille oder eine täuschungslose Heuchelei. Auch diese Thatsache indessen war keinesweges nur durch äußere Verhältnisse bedingt.

Seit 1641 wurden auf Ansuchen des Parlamentes die Bestellungen der Richter nicht länger, wie bis dahin, auf die

unsichere Dauer des königlichen Beliebens, during pleasure, sondern auf die bestimmtere ihres Wohlverhaltens ausgefertigt; dessenungeachtet erkannten sie noch unter Jacob II. die über das Gesetz erhabene und von demselben entbindende Gewalt der Krone — the dispensing power — für Landesrecht. Späterhin kam der Gebrauch, die versammelten Richter über wichtigere Punkte des öffentlichen Rechtes ihre Gutachten geben zu lassen, und diese den verfassungsmäßigen Grundsätzen des Parlamentes gegenüberzustellen, vor dem unterschiedenen Uebergewichte des letztern immer mehr in Verfall. Sie wurden nicht weiter befragt, und schwiegen, und das ist das Beste, was von ihnen zu sagen ist.

„Die Unterwürfigkeit der Richter in ihrem Verhältnisse, zu dem jedesmaligen Minister oder seinem Herrn, bemerkt ein neuerer Schriftsteller*), wird erwiesen durch das Zeugniß eines der merkwürdigsten Bestandtheile der britischen Verfassung, durch das Daseyn der Jury nämlich, die unter jeder andern Voraussetzung nicht nur überflüssig sondern auch nachtheilig erscheinen würde; und für keine zweite verfassungsmäßige Lehre spricht eine so ununterbrochene Reihe der zahlreichsten und vollständigsten Erfahrungen.“ Burke, dem doch ein lebhafter Sinn für die Vorzüge seines Vaterlandes und die Neigung sie geltend zu machen, nicht abzusprechen sind, erklärte bei einer Gelegenheit geradezu: Im ganzen Umfange der Verfassung finde sich fast keine einzige Bürgschaft, bei der man sich beruhigen könne, wenn hinsichtlich ihrer die Auesprüche der Richter von England das Gesetz abgeben dürften, und ein schrankenloserer Despotismus lasse sich nicht denken, als der von ihnen gelehrt werde.

*) James Mill. History of british India V. 9.

Die Prærogative des Königs, wie sie aus dem alten Herrrechte der normännischen Eroberer über ihre Dienerschaft und das besiegte Volk hervorgegangen, erlag, nachdem sie Jahrhunderte lang dem ohnmächtigen Widerstande des Parlamentes Trotz geboten, den unwiderstehlicheren Angriffen der Zeit. Sie legte jene rohere Gestalt ab, und erschien, sich neuen Verhältnissen und neuen Lasten fügend, unter den milderer Formen eines sogenannten Einflusses der Krone; und war sie früher als offene Gewalt gegen Freiheit und Eigenthum jedes Einzelnen gerichtet gewesen, so bedrohte sie von jetzt an heimlicher, aber desto unmittelbarer, die nämlichen Rechte der Gesellschaft überhaupt. Die Stuarts, deren Ansprüche weder durch bestimmte Einkünfte noch durch ein stehendes Heer unterstützt wurden, zeigten sich, nach Hume's Bemerkung, eben daher um so strenger und eifersüchtiger in deren Behauptung, und ihr Sturz, den, wie die meisten gewaltsamen Bewegungen im Gange des Völkerlebens, ein bloßer Irrthum in der Zeit herbeiführte, bezeichnete in dem Uebergange von der einen jener beiden Formen der Herrschaft zu der andern, den Augenblick, in welchem die Macht über dem eigensinnigen Festhalten an die unbrauchbar gewordenen Waffen der Vergangenheit ihren Gegnern wehrlos unterlag. Jener Stand der Unschuld, in dem die Nutznießer der Willkür, ohne Scheu vor sich selbst oder Andern, bisher geschwelgt hatten, war vorüber, und die alte Offenheit ihres Verfahrens nicht länger zu behaupten. Ihre Zwecke mußten verschleiert, ihre Mittel, bis dahin auf die Schwäche des Parlamentes berechnet, fernerhin den Schwächen seiner Mitglieder angepaßt werden; und was man früher der Furcht abgetroßt hatte, wurde von jetzt an der Habsucht abgekauft.

Nemter und Würden, die von dem Herrscher abhingen, hatten wohl immer auch denjenigen, der sie zu erlangen oder zu behalten wünschte, von demselben abhängig gemacht, und

Bestechungen einer gröberer Art wurden ebenfalls zu Zeiten versucht; Carl V. lieferte das erste bekannt gewordene Weispiel derselben, als er im Jahre 1551 viermalhunderttausend Kronen nach England schickte, um seinem Sohne Philipp, dem Gemahle der Königin Marie, im Parlamente Anhänger zu werben, und Clifford, ein gefährlicher Minister, wie ihn Hume nennt, erkaufte sie unter Carl II. der Hofpartei: aber eine gänzliche Verzichtleistung auf alle gewaltsamere Mittel der Herrschaft erfolgte doch erst nach der Revolution von 1688, nachdem Jacobs II. Vertreibung sie zum zweitenmale bestraft hatte, und als ein sogenanntes gödtliches Recht nicht länger ein gar zu menschliches Verfahren beschuldigen durfte. An ihre Stelle trat nach und nach ein regelmäßiger, obgleich stillschweigender, Gesellschaftsvertrag zwischen der Krone und dem Parlamente, vermöge dessen beide den alten Streit über die Gränzen ihrer verschiedenen Gewalten aufgaben, und einverstanden über die gemeinschaftliche Benutzung derselben, Dienste und Leistungen des Volkes mit einander theilten.

Die ersten Andeutungen dieser neuen Ordnung der Dinge zeigten sich schon im Jahre 1690, als Wilhelm III. in seinem Unmuth über die vorsichtige Zurückhaltung der Whigs sich den Tory's in die Arme warf, und Sir John Trevor, einer der heftigsten dieser Partei, und eben zum Sprecher der Gemeinen erwählt, ihm die Stimmen derselben zu erkaufen übernahm; ein Auskunftsmittel, das der König wenigstens nicht mißbilligte. Noch mangelte es indessen an der zu solchen Untrieben nöthigen und nur durch Übung zu erwerbenden Geschicklichkeit. Ein in der dem Unterhause vorgelegten Rechnungen vorkommender Posten „für geheime Ausgaben und Zahlungen an Parlamentsglieder“ führte schon 1693 zu unangenehmen Erörterungen, und im folgenden Jahre, bei Gelegenheit eines neuen Verdachtes, zu einer förmlichen Untersuchung, die ein schmähtliches Gewebe der allgemeinsten Ver-

käuflichkeit entdecken ließ. Der Sprecher und mehrere Mitglieder des Unterhauses hatten im Solde der Minister gestanden. Auch die ostindische Compagnie war dem Beispiele der letztern gefolgt, und hatte bei der eben damals geschehenen Erneuerung ihres Freibriefes, unter Leitung eines ihrer Vorsteher, Sir Thomas Cooke, über 90,000 Pfund Sterling verwandt, die zu „geheimen Diensten“ dem Herzoge von Leeds, mehreren Lords und Hofleuten, ja unmittelbar der königlichen Privatkasse zuflossen. Der König selbst, um die Untersuchung zu unterbrechen, verfügte sich in's Parlament, und forderte es auf, sich nöthigerer Dinge anzunehmen, widrigenfalls er es auflösen werde. Die gegen den Herzog von Leeds erhobene Anklage hatte keinen Fortgang, weil die erforderlichen Zeugen aus dem Lande geschickt wurden. Zu Viele hatten Theil gehabt an der Schande, als daß irgend einer Partei an ihrer Enthüllung ernstlich hätte gelegen seyn können. Die ganze Sache, nachdem das Aufsehen, das sie erregte, ohne den Schlechten zur Besserung zu gereichen, den Ungeschickten zur Warnung gedient hatte, gerieth in Vergessenheit.

Walpole, der sich rühmen durfte, den Preis jeder Stimme im Parlamente angeben zu können, und dem selten eine vorkam, für die es keinen gab, war vorzugsweise geeignet, mit seiner gewissenlosen aber vorsichtigen Politik, und während einer langen Verwaltung jenen dem Wesen der Verfassung fremden aber sich desto mächtiger über die ganze Wirksamkeit derselben ausbreitenden Einfluß der Krone zu einer bleibenden Geschäftsführung auszubilden, die von jetzt an unter dem Namen einer Leitung oder Behandlung des Hauses der Gemeinen, — the management of the house of commons, — von einem der Staatssekretaire, der über Aemter, Pfründen, Sinecuren, Gnadengehalte, Lieferungscontracte, Lotterieloose, Vortheile und Begünstigungen anderer Art, und besonders über den letzten Zweck aller dieser Mittel und Wege,

baares Geld zu verfügen hatte, besorgt wurde, und vermöge deren eine Stimmenmehrheit im Parlamente so regelmäßig wie irgend ein anderer Zubehör seines Amtes auf den jedesmaligen Inhaber desselben überging. Und diese heimliche Fäulniß, die sich naturgemäß Allen, die mit dem Hofe in Berührung kamen, mittheilte, war um so gefährlicher in ihren Folgen, und um so unwiderstehlicher in ihren Fortschritten, je weniger diese die Verfassung unmittelbar zu bedrohen schienen, je weniger diejenigen, die als Abgeordnete des Volkes eben so wohl den Verfälschungen als den Gewaltstreichern der Regierung Widerstand zu leisten bestimmt waren; bei aller ihrer inneren Nichtswürdigkeit an äußerer Würde, oder bei allem Verrathe ihrer Pflichten an ihren Berechtigungen etwas einbüßten. An Pläne gegen das Daseyn des Parlamentes, bemerkt Burke in einer seiner Schriften *), wurde nach meiner vollen Ueberzeugung, seit der Revolution von 1688 nie gedacht. Dem Hofe muß begreiflicherweise daran liegen, zwischen seinen eignen Werkzeugen, den Ministern und dem Volke irgend eine Mittelmacht aufzustellen, die Fene deckt. Den Herren im Unterhause liegt eben so sehr daran, eine solche Vermittelung zu übernehmen; und wie bereitwillig sie den Mißbrauch ihrer Stimmen vermiethen mögen, ihr Eigenthumsrecht an denselben veräußern sie nicht. So geschah es denn, daß gerade die unterwürfigsten Diener der Krone auch Diejenigen waren, die dem ausgedehntesten Ansehen der Gemeinen das Wort sprachen. Es konnte nie zu weit getrieben werden, sobald man einmal wußte, wie es benutzt werden mochte, und wem es zu Statten kam. Einem Staatsmanne, dem die Verfassung weniger am Herzen liegt als seine Herrschaft, muß es erwünscht seyn, wenn ein Unterhaus, das ihm zu Gebote steht,

*) Thoughts on the cause of the present discontents. 1770.

eben so unbedingt über die Rechte des Volkes verfügen darf. Man hatte sich bald überzeugt, daß die Formen der Freiheit und die Zwecke der Willkür keinesweges so unvereinbar sind, als man glauben sollte.“

Montesquieu soll den bekannten Law, den er in Venedig antraf, gefragt haben: warum er nicht auch das Parlament von Paris durch Geld für seine Ansichten zu gewinnen gesucht? Die Mitglieder Ihres Parlamentes, antwortete ihm Law, sind nicht so kühn und großmüthig als meine Landsleute, aber sie sind ehrlicher; und d'Alembert, indem er dieses Verfalles Erwähnung thut, äußert den Gedanken: eine Versammlung die nur selten frei sey, habe größere Veranlassung der Bestechung zu widerstehen, als eine die es immer sey. Jene entäußere sich der Freiheit, die sie für Geld hingebe, diese mache selbst in einem solchen Falle von der ihrigen Gebrauch, und verpfände nur, was von der andern verkauft werde. Mit eben so gutem Grunde dürfte man die Tugend einer Frau für weniger schätzenswerth halten, als die einer Geliebten; und was es mit jener auch der Ehre Trotz bietenden Kühnheit und jener verkäuflichen Großmuth für eine Bewandtniß habe, zeigt sich am besten in der Schilderung, die ein wohlunterrichteter und — ehe ihn seine größere Besorgniß von den Gefahren der französischen Revolution über diesen Gegenstand nicht anders zu denken, aber zu schweigen veranlaßt hatte, auch unbefangener Zeuge von ihren Wirkungen entwirft. „Ein geheimer Einfluß der Krone, erklärte Pitt, als er am 7. Mai 1783 zum zweitenmale die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform in Anregung brachte *), — ein geheimer Einfluß der Krone, stark genug um das Gefühl der Pflicht und jeden dem Bedürfnisse und den Wünschen des Vol-

*) S. The speeches of the right honorable W. Pitt in the house of Commons 3 Bde. 2te Ausg. London 1808. V. I. p. 43 u. f.

kes entsprechenden Vorschlag zu überstimmen, untergrabe die Grundsäulen der Freiheit durch Bestechungen. Das Haus der Gemeinen, zu gleicher Zeit Geschöpf und Erzeuger dieser Bestechlichkeit, habe die Mittel dazu hergegeben, und sei nichtswürdig genug gewesen, einen Einfluß zu nähren, der es in Ketten lege. Das Haus der Gemeinen, im Geiste der Verfassung die öffentliche Freiheit zu schützen, die ausübende Gewalt zu beaufsichtigen und in ihren Schranken zu halten bestimmt, entarte durch einen solchen Einfluß zu einem bloßen Werkzeuge der Tyrannei und Unterdrückung, und zerstöre das innerste Wesen dieser Verfassung, wie sorgfältig es immer deren äußere Formen zu erhalten fortfahre.“

Die Thatfache einer ähnlichen Ausartung der volksthümlicheren und einflußreicheren Abtheilung des Parlamentes mußte schon an sich, und noch entschiedener durch die größeren Mittel, die sie den Machthabern zu Gebot stellte, in dem nämlichen Sinne auch auf die vereinzelteren Mitglieder des Oberhauses zurückwirken, und an einen verfassungsmäßigen Widerstand der letztern gegen dieses um sich greifende Verderben war um so weniger zu denken, da eben sie dem Einflusse des Hofes, dem sie ohnehin unmittelbarer angehöreten, schon viel früher und bleibender ausgesetzt waren, als die Gemeinen. Die bewaffnete Opposition der Barone gegen die Fürsten aus dem Hause Plantagenet, wie sehr sie auch unter den eben statthabenden örtlichen Verhältnissen zum Vortheile einer allgemeineren Freiheit ausschlagen mochte, war im Grunde doch nur der gesetzlose Trotz einiger übermüthigen Dienstleute, der um dieselbe Zeit auch in andern Gegenden die Entwicklung des Lehnwesens bezeichnete; und als dieser Trotz im Laufe der Bürgerkriege zwischen den Häusern York und Lancafter auf Blutgerüsten und Schlachtfeldern gebrochen war, verwandelte sich in England wie anderswo der Lehnadel in einen Hofadel, und der alte Stolz unabhängiger Krieger

in die Eitelkeit einer vornehmeren Dienerschaft. Lange bevor die Geschäftsträger der Krone einflußreichere Mitglieder des Unterhauses aufsuchten, um sie durch Versprechungen und Gaben zu gewinnen, kamen die des Oberhauses, die sich als natürliche Angehörige des Hofes betrachteten, ihren Gunstbezeugungen entgegen, und erst nach der Wiedereinsetzung Carls II. wurde sich die Mehrzahl derselben auch ihres politischen Adels bewußt. Die Art und Weise der Zusammensetzung des Oberhauses vollendete sodann eine Herrschaft über dasselbe, die schon durch die Gefinnungen seiner Mitglieder so sehr erleichtert war.

Der Thron ist auch in England, wie die Quelle aller Gerechtigkeit, so die aller Ehre, oder doch aller Ehren. Sitz und Stimme im Oberhause, wenn sie nicht ererbt werden, sind Geschenke oder Belohnungen der Krone, und es versteht sich, daß Folgsamkeit hinsichtlich der Wünsche des jedesmaligen Ministers bei fast allen Erhebungen zur Pairswürde eine Bedingung, und nicht immer nur eine stillschweigende Bedingung derselben ausmacht; auch können begreiflicherweise die natürlichen Bande der Ergebenheit, die den neuen Adel an den Schöpfer seines Daseyns knüpfen, nur allmählig und oft erst in spätern Geschlechtsfolgen locker genug werden, um den Besitzern desselben eine selbstständigere Haltung zu gestatten; und in welchem Umfange beides den Einfluß der Krone auf die Berathungen der Lords erweitern mag, ergibt sich aus der einfachen Thatsache, daß die Zahl der englischen Pairs, die im Jahre 1825 überhaupt 318 betrug, sich nur unter Georgs III. Regierung um beinahe 200 vermehrte, und daß allein in dem Zeitraume vom Anfange der ersten Pitt'schen Verwaltung im Jahre 1784 bis 1826, während dessen 42 Pairschaften eingingen, deren 172 neue geschaffen wurden.

Dennoch besteht gerade aus den englischen Pairs der eigentliche Kern dieser adeligen Versammlung, in dem, wenn

irgendwo in derselben Unabhängigkeit der Verhältnisse oder Gefinnungen zu suchen ist. Sechszwanzig Prälaten, die durch königliche Ernennungen zu ihrer Würde gelangen, und sechszehn schottische und achtundzwanzig irländische Pairs, die nach der Vereinigung der drei Reiche, unter dem beherrschenden Einflusse der gemeinschaftlichen Regierung von ihren Standesgenossen in Schottland und Irland dem Oberhause gesandt werden, sind bei der Aussicht auf einträglichere Bisthümer oder andre Vortheile die von der Gunst ihrer Ebnner abhängen, meistens noch inniger von jener politischen Dankbarkeit, die sich nach Burke in einem lebhaften Vorgefühle zu empfangender Wohlthaten zu äußern pflegt, beseelt, und vermöge ihrer ganzen Lage noch unmittelbarer die bloßen Bevollmächtigten der Minister.

Die zwiefache Abhängigkeit der Bischöfe, zuerst von den Erzbischöfen, welchen sie als Geistliche zu gehorchen eidlich verpflichtet sind, und sodann, hinsichtlich ihrer Beförderung zu reicheren Stellen, von der Krone, gab dem langen Parlaamente die gerechteste Veranlassung, sich durch Entfernung derselben von ihren Sitzen im Oberhause eines todten Gewichtes in dem Triebwerke der Verfassung zu entledigen; und welche Bewandniß es mit den gewählten Pairs haben mochte, bewiesen Inhalt und Schicksal einer schon im Jahre 1734, hinsichtlich der in Schottland vorgefallenen Wahlen, dem Oberhause von den Herzögen von Queensberry, Hamilton und Montrose und den Grafen Dundonald, Bignonmont und Stairs übergebenen Beschwerdeschrift. Ein amtliches Verzeichniß von sechszehn der Krone anständigen Vertretern des schottischen Adels, war den Wählern zur Nachachtung vorgelegt worden; Geld, Gnadengehalte und Anstellungen gaben die Gründe her, sich diesem Ansinnen zu fügen; und zum Ueberflusse hielt ein Bataillon Soldaten die Zugänge des Hauses besetzt, in dem das Wahlgeschäft vorging. Thatsachen, die weder geläugnet, noch be-

achtet wurden, und deren Bekanntmachung so wenig fruchtete, daß bei der nächsten Wahl im Jahre 1741, die Minister, wäh- rend sie in ganz Schottland nicht sechs Mitglieder des Unter- hauses wählen zu lassen im Stande waren, die Ernennung der sämtlichen sechszehn Pairs ohne Widerstand nach ihrem Ge- fallen einrichteten.

„Sechszehn schottische Pairs, bemerkt Franklin *) in Beziehung auf eine über amerikanische Angelegenheiten im Ober- hause vorgekommene Verhandlung, — sechszehn schottische Pairs, vierundzwanzig Bischöfe und alle Lords, die Stellen haben, oder sich um dergleichen bewerben, bilden in ihrer mini- steriellen Einigkeit eine Mehrzahl, vor deren knechtischen Ueber- macht alles Erdörtern eines Gegenstandes zu einer so lächerlichen als zwecklosen Förmlichkeit herabsinkt;“ und, wie sich denken läßt, hat an dieser Entwürdigung des Oberhauses die spätere Zugabe von achtundzwanzig in Irland gewählten Mitgliedern desselben nichts gebessert. Auch bilden, dieser natürlichen Dienst- barkeit einer so bedeutenden Anzahl von Pairs gegenüber, die zum Sprichworte gewordenen Reichthümer des englischen Adels und die mit denselben verbundene selbstständigere Lage ihrer Besitzer keinesweges ein irgend wirksames Gegengewicht. Die herrschenden Vorstellungen von dem Umfange und dem ver- hältnißmäßigen Werthe dieser Reichthümer sind meistens sehr übertrieben.

Der Werth des Grundeigenthums, in dem dieselben hauptsächlich bestehen, obgleich er bei einer zahlreicheren Menge von Abnehmern der Erzeugnisse des Landbaues und bei einer wissenschaftlicheren Betreibung dieses letztern bedeutend stieg, hat in England so gut als anderswo im Verhältnisse zu dem des gesammten übrigen Vermögen noch viel bedeutender ab-

*) Memoirs. Part. III.

genommen; und zu welcher künstlichen Höhe ihn auch die Parteilichkeit einer von den Besitzern desselben ausgehenden Ges- setzgebung hinauffschrauben, und wie treu die Regierung ihrer- seits den Grundsatz befolgen mochte, jedem größeren und zu- gleich einflußreicheren Grundeigenthümer seine Stelle im Ober- hause anzuweisen, so findet sich in den Händen der gegenwärtigen Mitglieder desselben doch immer nur der kleinste Theil sogar des Grundvermögens, und um so mehr des gesammten Natio- naleinkommens, dessen fast ausschließlicher Besitz ihre frühe- sten Vorgänger naturgemäß zu erblichen Gesetzgebern des Landes erhob. Etwa ein Drittheil derselben besitzt nur mäßige Einkünfte, und das Gesamtvermögen der übrigen zwei Drittheile, die unermesslichen Reichthümer der zehn oder zwölf reichsten miteinbegriffen, ergibt, nach der in England selbst angenommenen Meinung sachkundiger Männer *), im Durch- schnitte für jeden Pair ein jährliches Einkommen von höch- stens fünfzehn und wahrscheinlich nur zwölftausend Pfund. Ein bedeutendes Einkommen überall, aber am wenigsten in England und in der Lage eines britischen Pairs, dessen Selbst- ständigkeit ohnehin auch das reichste noch immer nicht ver- bürgt. Unabhängigkeit der Verhältnisse ist eine gute Stütze, aber ein schlechter Ersatz für jene höhere der Gesinnungen, die zur Noth wohl ohne Stütze bestehen mag, ohne die aber sich auch im Schooße des Ueberflusses keine andre denken läßt.

Die Eitelkeit ist immer dürftig, und die Verschwendung so unersättlich als die Habsucht. Mit den höheren Stellen in der Verwaltung sind Vortheile verbunden, die auch wohl den Reicheren in Versuchung führen; ein glänzendes Dienst- verhältniß, das den Unbefangenen demüthigen würde, verwan-

*) S. u. A. Sir Egerton Brydges, in einer im Jahre 1825 in Pa- ris herausgegebenen Schrift, betitelt: A Note on the suppres- sion of Memoirs announced by the Author.

deft sich dem Geblendeten in eine beneidenswerthe Auszeichnung, und der Reiz eines bunten Kleides oder einer bloßen Verzierung desselben, einer Decoration, befehlt den Uneigenmäßigen, der sich über die Lockungen des Geldes erhaben fühlt.

Als im Jahre 1830 sich die erblichen Gesetzgeber von Großbritannien und Irland versammelten, befanden sich unter ihnen, und zwar: unter den 5 königlichen Prinzen, 1 Admiral und 3 Feldmarschälle und Obristen; unter 19 Herzögen 1 Feldmarschall, 1 Admiral, 5 Obristen und 6 Beamte mit ansehnlichen Gehalten; unter 18 Marquis, 2 Generäle, 1 Admiral, 2 Obristen und 5 Beamte; unter 104 Grafen, 1 Feldmarschall, 6 Generäle, 18 Obristen, 2 Capitäne, 1 Admiral, 2 Geistliche mit guten Pfründen und 24 andre Angestellte; unter 22 Biskonts, 4 Generäle, 4 Obristen, 2 Admirale und 7 Beamte mit Gehalten; endlich unter 164 Baronen, 10 Generäle, 14 Obristen, 1 Capitän, 1 Kornet, 3 Admirale, 4 Capitäne der Flotte und 24 Beamte; zusammen unter 332 Personen, 165 Angestellte, so daß also, rechnet man zu beiden Zahlen die 26 Prälaten hinzu, diese Versammlung mehr als zur Hälfte aus unmittelbaren Dienern der Krone bestand; ein Verhältniß, neben dem die 179 Angestellten aller Art, die zugleich im Unterhause Sitz und Stimme hatten, fast als eben so viele Beweise der größeren Unabhängigkeit dieses letztern zu betrachten sind.

An der französischen Pairskammer, die nicht, wie ursprünglich die britische, aus dem natürlichen Anspruche, der jedem ihrer Mitglieder auf seinen Platz in derselben gebührte, hervorging, die nicht einer innern Nothwendigkeit sondern dem bloßen Gutbefinden ihres Stifters ihr Daseyn zu danken hat, ist nichts so auffallend, als das unverthilgbare Mißverhältniß zwischen ihrer untergeordneten Stellung in der Gesellschaft und ihrer desto höhern Bestimmung; und man hat nicht

ohne Grund in dieser Durchbildung des britischen Oberhauses, in dieser Versammlung zugleich erblicher und besoldeter Gesetzgeber eben die wesentlichste Eigenthümlichkeit ihres Vorbildes vermißt. Vergleicht man indessen in der gegenwärtigen Lage beider Körperschaften die gesetzlich bewilligten und unwiderruflichen Versorgungen, die den meisten Angehörigen der einen zu Theil werden, mit den fortdauernd von der Gunst des Hofes abhängigen Gehalten und andern Vortheilen, um die es den Mitgliedern der andern zu thun ist, so möchte der wichtigste Unterschied zwischen beiden für den Augenblick wohl der seyn, daß die britischen Pairs bei geringerer Veranlassung von ihrer verfassungsmäßigen Höhe herabzusteigen sich durch noch geringere Mittel dazu bewegen lassen als die französischen.

Und je länger ein ähnlicher Einfluß der Krone bestand, um so schneller und unwiderstehlicher waren seine Fortschritte. Jede Frucht der Bestechung enthielt neue Keime derselben in den Mitteln sie zu wiederholen, und bei größerer Auswahl dieser Mittel, sie auf eine minder anstößige Weise und in gewisser Art verfassungsmäßig zu wiederholen. Eine seit hundert Jahren ununterbrochene und endlich bis zu der ungeheuren Summe von achthundert Millionen Pfund Sterling anwachsende Nationalschuld, fesselte nicht allein durch ihr bloßes Daseyn den größeren Theil aller Begüterten an die Regierung, von deren fortdauerndem Einflusse die Verzinsung derselben abhing, sondern erzwang auch von den Mitgliedern des Parlamentes, deren bisherige Hingebung durch sie bewiesen wurde, die Bewilligung immer neuer Abgaben, die wieder ihrerseits in allen Zweigen der Verwaltung zur Entstehung neuer Aemter und vortheilhafter Geschäftsverbindungen führten, die schon zur Zeit des amerikanischen Krieges nach Franklin's Schätzung ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Pfund ausmachten, und mit einigen hundert geist-

lichen Pfänden, und der weltlichen eines im Laufe so vieler muthwillig angefangenen und verschwenderisch geführten Kriege immer zahlreicher gewordenen stehenden Heeres zusammen eine Masse von Mitteln der Günst und Herrschaft, oder wie es in der politischen Kunstsprache heißt, eine Ökonomie der Krone, a patronage of the crown bildeten, deren wachsender Strom, nachdem er in seinem Beginnen die Selbstständigkeit des Parlamentes heimlich und langsam untergraben hatte, von jetzt an, wohin er gelenkt wurde, jeden Widerstand gewaltsam vor sich niederwarf.

Jene gröbberen Formen der Verführung, die ein Walpole in Anwendung brachte, wurden immer überflüssiger. Die Bestechungen der Minister kündigten sich als Belohnungen des Verdienstes an, und die Günstlinge des Hofes thaten schein, und wurden wie christliche Bischöfe und jüdische Bräute, nur nach einigem Zwange ihren Werbern zu Theil. Ein gewisser Cynismus der Gewissenlosigkeit, der Zeiten Karls II. würdig, hatte sich während der ersten Regierungsjahre Georgs III. des Parlamentes bemächtigt, die Wilkes'schen Unruhen, Junius'sens Briefe und die Unabhängigkeitserklärung der Amerikaner brachten den lasterhaften Blödsinn der damaligen Verwaltung, wenn nicht zur Besserung doch zur Besinnung; und verschob auch der Schrecken der französischen Revolution alle Aussichten auf einen ernsthaften Kampf gegen das Uebel, so trug er doch ebenfalls wie jener frühere zu der Ueberzeugung bei, daß, um das gute Spiel in der großen Staatslotterie mit einiger Sicherheit betreiben zu können, es mit Maaß oder doch mit Mäßigung, und beiläufig auch mit einiger Rücksicht auf den Vortheil nicht nur der Spieler, sondern auch des unglücklichen Bankhalters, Volk genannt, zu betreiben sey; und es ist nicht zu läugnen, daß seit jenem Zeitpunkte das Parlament nicht selten mit größerer Weisheit

und immer mit größerem Lustande die Geschäfte des Landes neben den seinigen zu betreiben pflegt.

Beide Theile gewannen bei der Veränderung. Die Mitglieder des Parlamentes, deren politische Pflicht erfüllt und deren Ehre gerettet war, so lange sie nur ihren Parteiverbindungen treu blieben, und nur nicht ohne ihre Freunde an den Vortheilen der Regierung Theil nahmen, an Einkommen und Achtung, die Krone an ruhiger und regelmäßiger Gewalt. Hatte das Volk ihr eine Zeitlang die veralteten Ueberbleibsel des normännischen Eroberungsrechtes um baare Zahlung abgekauft, so kauft sie jetzt ihrerseits minder auffallende aber wichtigere Vorzüge, die sie aus der Tasche des nämlichen Volkes bezahlen durfte. An die Stelle der früheren Naturallieferungen traten Geldlieferungen. Der Gewinn bei der Güterverwaltung einiger Unmündigen, wurde ihr durch die einträglichere Bevormundung des Parlamentes reichlich ersetzt. Gezwungene Anleihen konnte sie sich ersparen; die Schulden die sie früher selbst hatte machen müssen, machte von jetzt an ihr zu Gefallen die Nation. Auf eine besondere Erlaubniß zu Anklagen ihrer Diener braucht sie nicht weiter zu bestehen, nachdem auch die Mehrheit im Unterhause ihr zu Diensten steht. Eines Gutachtens der Richter über die Unbegrenztheit der königlichen Macht bedarf es nicht, so lang die Gefälligkeit des Parlamentes keine Grenzen hat; und jene finanzielle Unabhängigkeit, die vor Zeiten in der Entbehrlichkeit aller Steuern bestand, findet sich bei den gebieterischen Ansprüchen der Staatsgläubiger, und den wohl noch wirksameren aller Staatspfändner und ihres unzählbaren Anhangs, fernerhin eben so vollständig und bei weitem bequemer in der Nothwendigkeit, die geforderten zu bewilligen.

Jeder Zuwachs an Macht und Reichthum endlich, der dem Lande zu Theil wurde, verstärkte und erweiterte nothwendig bei einem ähnlichen Einverständnis zwischen dem Hofe

und den Gesetzgebern, die über alle Mittel des Landes verfügen, so gewiß als hätten diese unmittelbar ihr selbst zu Gebote gestanden, den Einfluß der Krone. Die vollkommenste Verfassung die es gibt, bemerkt de Colme, diejenige wenigstens die bisher noch am vollständigsten den Bedürfnissen und Eigenschaften der menschlichen Natur entsprochen hat, schwebte in der drohendsten Gefahr des Unterganges, als Columbus Heinrich dem Siebenten den Weg nach Mexico und Peru zu eröffnen im Begriffe stand. Elise, als er zweihundert und fünfzig Jahre später zu dem britischen Reiche in Indien den Grund legte, bereitete derselben, mittlerweile zu ihrer vollen Reife gelangten Verfassung, die nämliche Gefahr. Daß eine Gesellschaft von Kaufleuten, deren ganzes Daseyn von dem Gutdünken des Parlamentes abhängt, und die nicht die kleinste ihrer Besitzungen ohne Hilfe des Mutterlandes zu schützen vermag, sich nicht einen Augenblick in der selbstständigen Beherrschung eines solchen Reiches werde behaupten können, war vorauszusehen.

Als aber Fox im Jahre 1783 die bekannte Ostindische Bill in Vorschlag brachte, zufolge deren die Regierung Indiens einer Behörde von sieben durch das Unterhaus dazu ernennten Mitgliedern gehören sollte, war die Uebersetzung von der völligen Abhängigkeit dieser Versammlung angeblicher Stellvertreter des Volkes schon so allgemein, daß im ganzen Lande sich ein einziger Aufschrei wider jene Maßregel erhob, und nirgends eine Stimme zu Gunsten derselben sich hören ließ als im Unterhause selbst.

Pitt widersezte sich der Bill, weil sie einige von dem Minister zu ernennende Personen, welchen die Vertheilung aller Aemter und Einkünfte Ostindiens übertragen werde, mit einer neuen und unermesslichen Gewalt bekleide. — Zweck und Inhalt des Gesetzes, erklärte der Redner gingen dahin; die Regierung des Ostens in ihrem ganzen Umfange sieben

Bevollmächtigten, und die Ernennung dieser Machthaber keinem Andern anzuvertrauen, als dem Minister selbst.

Er wende sich an die Rechtlichkeit und an den gesunden Verstand seiner Zuhörer, und fordre sie selber auf, sich zu sagen, ob in dieser Erklärung irgend etwas Ordnungswidriges enthalten, ob das Gesetz irgend anders zu verstehen oder auszuliegen sey, als daß die Ernennung jener Siebenmänner einzig und allein von dem jedesmaligen Minister abhängen solle?'

Noch entschiedener äusserte sich W. Grenville, der nachmalige Lord Grenville. „In der Bill, bemerkte er, seyen Stellen für mehrere Namen offen gelassen, und die Ausfüllung derselben habe das Unterhaus zu bewerkstelligen. Er bediene sich eines vollkommen parlamentarischen Ausdrucks, indem er annehme, der Minister sey es, der diese Lücken ausfüllen werde, und die sieben Bevollmächtigten erschienen als eben so viele Geschöpfe des Ministers. Sieben Beamte, dem Anscheine nach vom Parleменте, in der That aber von den Dienern der Krone gewählt, seyen bestimmt, alle Schätze des Ostens, in dem Wirbel ihrer Machtfülle aufzunehmen und die gesammelten Ströme derselben über den Boden Englands hinfluthen zu lassen, um alle Dämme der Verfassung niederzuwerfen und alle Freiheiten des Volkes zu überwältigen.“ Den König selbst beunruhigte der nämliche Gedanke, der die öffentliche Meinung in einen so heftigen Aufbruch gebracht hatte. Er beargwohnte die wachsende Macht eines Ministers, dessen Persönlichkeit ihm ohnehin zuwider war, und den der Besitz des gesammten ostindischen Einflusses aus einem abhängigen Diener der Krone, wie den Hausmeier der Franken oder den Peischwa der Maratten in einen unentbehrlichen zu verwandeln drohte; und so groß waren seine Besorgnisse, daß er, um sich des gefürchteten Ministers zu entledigen, statt zu dem offenen und verfassungsmäßigen Mittel der Entlassung, zu heimlichen gegen

die Verwaltung desselben und somit gegen seine eigene Regierung gerichteten Umtrieben seine Zuflucht nahm. Lord Temple mußte in seinem Namen so vielen Païrs, als er sich füglich anvertrauen durfte, die Eröffnung thun, er werde Jeden der für die Bill stimme, als seinen Feind betrachten, und sie fiel im Oberhause durch.

Aber die Entstehung einer neuen mit allen Schätzen Ostindiens ausgestatteten Gewalt im Staate, ihre Abhängigkeit von der Krone oder den Dienern derselben, und ihr zerstörender Einfluß auf die letzte Spur von Selbstständigkeit, die etwa noch im Parlamente übrig seyn mochte, blieben darum so unvermeidlich als vorher. Der Verwaltungsplan, den Pitt schon im nächsten Jahre 1784 mit besserem Glücke in Vorschlag brachte, änderte und milderte offenbar nur Formen und Ausdrücke, nicht aber die Sache selbst. Die Mitglieder seiner Aufsichtsbehörden, — the board of controul — der er die Regierung Indiens übertrug, werden nicht, wie es in Ansehung jener sieben Bevollmächtigten des Parlamentes geschehen sollte, von dem Unterhause und folglich so gut als unmittelbar von den Ministern, sondern vom Könige ernannt, der in dieser, wie in jeder andern Hinsicht mit seinen Ministern einig ist; und die bisherigen Direktoren der ostindischen Compagnie, die man in einer untergeordneten Stellung ihre Verwaltung fortsetzen ließ, bilden eine Mittelbehörde, und theilen und decken in dieser Eigenschaft die Verantwortung der eigentlichen Regierer, ohne dem Ansehen derselben im Wege zu stehen.

Der Widerspruch zwischen den Vorrechten jener Handelsgesellschaft und den Einsichten und Ansprüchen der Zeit ist seitdem immer auffallender und unerträglicher geworden; und alle Wünsche und Bedürfnisse des Landes drängen in gewisser Art die Regierung zur Auflösung derselben und somit zu einer noch vollständigeren und gänzlichen Uebernahme des indi-

schen Reiches. Zu welchen Erscheinungen alsdann die Rückwirkung einer unumschränkten Herrschaft über die reichsten Gegenden der Erde und eine knechtische Bevölkerung von siebenzig Millionen, im Mutterlande führen möchte, läßt sich freilich nicht mit Gewißheit voraussehen; beruhten aber die Rechte des englischen Volkes nur auf den seines Parlamentes, dessen ganze Wirksamkeit schon jetzt und selbst von denjenigen die bisher seine eifrigsten Lobredner waren, als ein bloßes Eintragen und Bekanntmachen der Befehle des Hofes geschildert wird *), so dürfte es wahrscheinlich mit Hilfe der Mittel, die eine solche Herrschaft ihr bieten würde, nur von der Krone abhängen, auch diese letzten leeren Formen einer Verfassung, die sich schon lange nur am Schlepptau der Minister bewegte, an einer ähnlichen Klippe scheitern zu lassen, als an der vor dreihundert Jahren die spanische Freiheit unterging.

Wie sehr indessen ein so übermächtiger Einfluß der ausübenden Gewalt ihrer eigenen Bestimmung widersprechen, und die wesentlichen Zwecke der gesetzgebenden vereiteln mag, so ist es doch möglich, daß der Ursprung desselben vielmehr in den Menschen, als in ihren Einrichtungen, daß er nicht sowohl in den Formen als in den Schicksalen der Verfassung zu suchen wäre, und daß jene innere Heilkraft, die für dieser Verfassung als einer der vorzüglichsten ihrer Eigenschaften nachrühmt, sie auch von einem solchen Uebel zu befreien hinreichte. Eine nähere Betrachtung der beiden andern Bestandtheile des Parlamentes muß uns lehren, inwiefern jene Voraussetzung und die auf ihr beruhende Hoffnung sich rechtfertige.

*) Dies geschah namentlich in einem Aufsatze des Januarheftes der *Quarterly Review*, für 1850.

Und in dieser Beziehung ist vor Allem schon das Daseyn zweier verschiedenen Abtheilungen des gesetzgebenden Körpers, einer erblichen und einer Wahlkammer, die beide zu dem nämlichen Zwecke zusammenwirken, bemerkenswerth. Die Frage über den Vorzug einer einfachen oder getheilten, und zwar eben auf solche Weise getheilten Versammlung dieser Art, möchte in den Augen der Meisten schon durch das Beispiel der Engländer so gut als entschieden seyn; obgleich man auch bei diesem nur selten die Eigenthümlichkeiten der Gesellschaft in der es stattfindet, und außerdem höchstens einige beiläufige Vortheile, wie die größere Besonnenheit oder Schnelligkeit der zu fassenden Beschlüsse und ähnliche Gründe, die nach Zeit und Umständen Beachtung verdienen mögen, aber nie zu einer aus dem innern Leben der einen oder andern Form selbst hervorgehenden Entscheidung führen können, zu berücksichtigen pflegt.

Schon der Begriff von „erblichen Gesetzgebern“ hat, um es auf das Gelindeste auszudrücken, etwas Auffallendes. Man hat die Krone erblich gemacht oder es für ein Glück gehalten, daß sie es ist, und von Rechtswegen, da es den Völkern noch vielmehr an einer ruhigen als an der besten Besetzung eines Platzes gelegen seyn muß, der als die Belohnung jedes ausgezeichneteren Verdienstes auch das Ziel jedes Ehrgeizes abgeben würde, und bei dessen Besetzung die friedlichen Zufälle der Erbfolge wenigstens eben so viele Möglichkeiten eines glücklichen Ausschlags gewähren, als die in einem ähnlichen Falle mehr als jemals unvermeidlichen Ränke und Stürme einer Wahl; aber wo nicht sowohl Gewalten, und am wenigsten die höchsten in der Gesellschaft, sondern Ämter, die besser gar nicht als schlecht besetzt würden, in Frage stehen, wo nicht sowohl dem Ehrgeize eine Bahn verschlossen, als den Einsichten eine geöffnet werden soll, und wo keine angeborenen Eigenschaften

für den Mangel erworbener Kenntnisse zu entschädigen vermögen, da gibt es keine Vortheile des Zufalles, die nicht mit den Nachtheilen desselben noch immer zu theuer bezahlt würden. „Erbliche Gesetzgeber! — meinte Franklin, als er im Oberhause einer jener kläglichen Berathungen beigezogen hatte, die während des amerikanischen Krieges daselbst an der Tagesordnung waren, — erbliche Gesetzgeber! Warum nicht auch, — wie einmal eine deutsche Universität sie gehabt haben soll, und wie sie, zwar eben so albern, aber bei weitem weniger gefährlich seyn würden, — warum nicht auch erbliche Lehrer der Mathematik?“

Den Engländern übrigens muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, anzuerkennen, daß weder die Erfindung einer Anzahl von erblichen Gesetzgebern, noch der Gedanke sie den gewählten Stellvertretern des Volkes beizugesellen, ihnen gehört. Die Grundlagen ihrer Verfassung sind so wenig Erfindungen als Nachahmungen, sondern Werke des Zufalles und der Zeit, hinsichtlich deren etwaige Mängel ihnen eben so wenig zum Vorwurfe, als die Vorzüge derselben zum Verdienste gereichen. Das Parlament von England unterschied sich, wie wir gesehen haben, in seinem Ursprunge durch nichts von den zum Theil eben so benannten und überall auf gleiche Weise zusammengesetzten Lehnhöfen im übrigen Europa. Es bestand aus einer einzigen, ungetheilten Versammlung der größeren Kronvasallen, weltlichen und geistlichen, die vermöge ihres Lehnverbandes zu Diensten im Rathe wie im Felde verpflichtet waren, und deren Anwesenheit auch in jenem ursprünglich nicht sowohl ein Vorrecht, als ihre Dienstpflicht beurkundete. Einrichtungen zum Behufe einer regelmäßigen und ununterbrochenen Gesetzgebung lagen durchaus nicht in dem Sinne eines Zeitalters, in dem das Geschäft einer solchen Gesetzgebung, das spätere Geschlechter mit so zweifelhaftem Erfolge ihrer eignen Weisheit aufbür-

den, unter dem Antriebe des eben vorherrschenden Bedürfnisses der Sitte und Gewohnheit überlassen war, oder ausserdem ohne weitere Umschweife von dem jedesmaligen Stärkeren besorgt wurde.

Die mächtigeren und reicheren Barone und Prälaten mußten sich im Hoflager ihres Lehnherrn einfinden, schon um den Glanz desselben zu vermehren, um in vorkommenden Fällen ihre Richterpflichten zu erfüllen, und weil ihr Dienst im Rathe die natürlichste, und in einer an Verbindungsmitteln so dürftigen Zeit nicht selten auch die unentbehrlichste Vorbereitung zu demjenigen ausmachte, der ihnen mittelbar oder unmittelbar im Felde oblag, und auch in dieser Beziehung haften ihre Dienstpflicht auf ihrem Gute, und wurde sie, ohne einen Gedanken an erbliche Gesetzgebereinsichten oder Vorrechte, mit diesem Gute, und nur weil dieses auf ihre Nachfolger übertragen; unter den weltlichen Baronen durch Erbrecht oder königliche Verleihungen, unter den geistlichen durch deren Wahl.

Späterhin, als bei dem offenen Bruche zwischen der Krone und den Baronen, der Wunsch der letztern ihr Bündniß durch den Beitritt der kleineren Grundeigenthümer und der Stadtbewohner verstärkt zu sehen, dem Unterhause das Daseyn, als ein fortdauerndes und immer wachsendes Geldbedürfniß der Krone denselben Bestand gegeben, und aus dem demüthigen Rechte zu unaufhörlichen Beschwerden und Bitten sich allmählig eine gesetzgebende Gewalt im heutigen Sinne des Wortes gebildet hatte, wurden freilich die ehemaligen einzigen Mitglieder des Parlamentes zu erblichen Theilnehmern an der demselben von jetzt an gebührenden, höchsten Gewalt; aber nicht, weil diese den Häuptern gewisser Familien als einer bevorrechteten Körperschaft förmlich übergeben wäre, sondern weil ein ähnlicher Antheil an der Gesetzgebung denselben schon vermöge ihrer persönlichen und zugleich erb-

lichen Stellung in der Gesellschaft von selbst zufließ; und eine solche Folge war um so natürlicher, da der Antheil den die gewählten Mitglieder des Unterhauses an jener höchsten Gewalt besaßen, ebenfalls in dem persönlichen Gewichte derselben auch ausserhalb ihrer Versammlung seinen Ursprung und seine Stütze fand.

Ein britisches Haus der Gemeinen, wie von einem neuern Schriftsteller*) sehr treffend bemerkt wird, besteht aus Personen, die durch Geburt, Vermögen oder Geistesgaben, auch einzeln den größten Einfluß auf den übrigen Theil des Volkes ausüben.

Rang und Reichthum gewähren den zuverlässigsten und bleibendsten Einfluß, und sind folglich diejenigen Eigenschaften, die bei der Mehrzahl der Wahlen vorherrschen. Das Volk unterwirft sich dem vereinigten Willen derjenigen, welchen der größere Theil desselben schon früher sich als Einzelnen zu unterwerfen gewohnt war; und eine Parlamentsacte wird geachtet und befolgt, nicht weil sich das Volk von einer verfassungsmäßigen Ehrfurcht vor einer gewissen Versammlung, Parlament genannt, durchdrungen fühlt, sondern weil sie von den nämlichen Personen ausging, die es schon als seine natürlichen Obern anerkannt, und deren auch vereinzelt Ansehen dieselben Maßregeln im größeren Theile des Königreiches einzuführen hingereicht haben würde. Die Mitglieder einer so zusammengesetzten Legislatur erwerben nicht eigentlich durch ihre Vereinigung in derselben eine neue Macht; sie bringen, Jeder seinen besonderen Antheil an Gewicht und Einfluß im Lande mit sich zu den Geschäften desselben, und erst in der Summe aller dieser Beiträge der Einzelnen, bildet sich das Ansehen der ganzen Versammlung. — Kurz, unter solchen Bedingungen der Volksvertretung wird

*) S. *Edinburgh. Review.* April 1805. p. 144.

die Bedeutung der Abgeordneten nicht von ihren Aemtern erborgt, sondern beruht vielmehr die Wichtigkeit des Amtes auf der seiner Inhaber; und das Parlament ist nur ein größerer Sammelplatz des gesammten Einflusses, der schon ausserdem, aber vereinzelt unter den Mitgliedern desselben vorhanden war.“

Und so allerdings muß das Ansehen einer ähnlichen Versammlung beschaffen seyn, um weiter und fester als in den bloßen Vorschriften des Gesetzgebers, auch in dem Willen derjenigen zu wurzeln die ihnen gehorchen sollen. Die in dem einmal gegebenen Zustande eines Landes vorhandene Aristokratie, gleichviel wie vernünftig oder wohlthätig ihr Daseyn an sich erscheinen möge, nimmt alsdann ihren natürlichen Platz ein, den jede andre Gewalt ihr wohl zu entreißen oder vorzuenthalten, aber nimmermehr auszufüllen im Stande ist, und wird vermöge dieser höhern und würdigeren Stellung in der Gesellschaft größtentheils der Versuchung entzogen, sich von derselben durch engere Verbrüderungen loszusagen, und als Kaste oder Zunft in einem Ehrgeize Nahrung zu suchen, dem die gemeinnützige Laufbahn des öffentlichen Lebens verschlossen blieb.

Jener Standesgeist indessen, der unter allen Verhältnissen die Theilnehmer an gewissen gleichartigen, sey es erblichen oder erworbenen Vorzügen in eigne, von der größeren Gesellschaft abgesonderte, Körperschaften zu vereinigen strebt, ändert auch in diesem Falle nur Formen und Mittel, nicht aber sein Wesen oder seinen Zweck. Die natürliche Aristokratie eines Landes, die, wo ihr jeder Antheil an der Staatsgewalt entzogen wurde, sich ihrerseits durch Ständesvorrechte dem Drucke derselben zu entziehen trachtet, wird eben so gewiß ihren verfassungsmäßigen Antheil an der Gesetzgebung in einen ausschließlichen zu verwandeln, und jenen Druck zu ihrem alleinigen Vortheile anzuwenden bemüht seyn; und soll sie

eben so wenig in eine erbliche Familienregierung als in eine durch Vorrechte und Vorurtheile dem übrigen Volke entfremdete Kaste ausarten, so müssen zwei erlei Bedingungen des Anerkennens ihrer politischen Rechte den Thron wie das Volk gegen ähnliche Gefahren sicher stellen, eine fortdauernde Zugängigkeit der gesetzgebenden Versammlung für Jeden der ausserhalb derselben jenen Einfluß unter seinen Mitbürgern auszuüben weiß, auf dem die natürliche Aristokratie in jedem Lande beruht, und eine solche Beschaffenheit der Versammlung selbst, vermöge deren jedes eigensüchtige Zusammenwirken ihrer sämmtlichen Bestandtheile zum Behufe ihrer Verwandlung in eine abgeschlossene und sich aus dem engeren Kreise ihrer Angehörigen und Anhänger selbst ergänzenden Oligarchie unmdglich wird. Das Vorrecht muß den Dingen und nicht den Personen ankleben; Freiheit und Gleichheit, soll eine heillose Verirrung sie nicht früher oder später in den Verhältnissen der Menschen auffuchen, muß in ihren Ansprüchen zu finden seyn; und aus den Formen der gesetzgebenden Versammlung selbst, wenn überhaupt Formen dergleichen zu leisten vermögen, muß die Schutzwehr gegen den Mißbrauch ihrer Macht hervorgehen, da es keine höhere als diese in der Verfassung gibt.

Beiden Erfordernissen sollen die Einrichtungen des britischen Parlamentes Genüge leisten. Dem ersten, durch das Ernennungsrecht der Krone im Oberhause, und durch die Wahlrechte des Volkes in Ansehung der Gemeinen; dem andern, durch die Trennung der gesammten Legislatur in zwei, sich nicht allein durch ihre Stellung, sondern auch durch eigenthümliche Rechte und Vorzüge unterscheidende, und nicht sowohl nebeneinander als einander gegenüber stehende Körperschaften. Die aus dem Volke selbst hervorgehende Aristokratie des Parlamentes, wie mächtig immer durch die ihrer Gesamtheit zustehenden politischen Rechte oder den Einfluß

ihrer einzelnen Mitglieder, bildet in dem Sinne einer solchen Verfassung nicht einen, mit seiner todten Schwere auf dem Volke lastenden fremden Körper, sondern einen lebendigen Bestandtheil der Gesellschaft überhaupt; nicht einen Gegensatz, und nicht einmal ein Gegengewicht, sondern die sich immer neuentfaltende Blüthe der Demokratie, und enthält vermöge ihrer Theilung in zwei verschiedenartig zusammengesetzte und mit eigenthümlichen Rechten ausgestattete Hälften, in ihrer eignen Mitte die erforderliche Bürgschaft gegen den Mißbrauch ihrer vereinigten Gewalt, da eine natürliche Eifer sucht jeden Theil zur Vertheidigung seines eignen und jedes fremden Rechtes auffordert, den der andre zu seinem alleinigen Vortheile anzugreifen wagt.

Inwiefern diese parlamentarische Aristokratie ihren ursprünglichen Eigenschaften einer natürlichen treu geblieben, wird sich aus der Betrachtung ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung ergeben müssen; daß sie nur in ihrer verfassungsmäßigen Trennung und unter Voraussetzung eines fortdauernden Gleichgewichtes ihrer verschiedenen Bestandtheile, die ihr zugewiesenen politischen Rechte ohne Gefahren für den Thron oder die Freiheit ausüben kann, ist geschichtlich ausgemacht. So lange den Gemeinen in gewisser Art nur ein geduldetes Daseyn als demüthigen Bundesgenossen der im Oberhause regierenden Barone und Prälaten vergönnt war, zeigten sich die Folgen des entschiedenen Uebergewichtes dieser letzteren in einer Reihe von Umwälzungen, die, ohne der Freiheit zu Statten zu kommen, mehr als einmal dem Throne verderblich wurden. Eine regelmäßige Beschränkung der königlichen Willkür durch das verfassungsmäßige Zusammenwirken beider Abtheilungen des Parlamentes gab es noch nicht, aber eben so wenig in dem geregelten Gleichgewichte beider und in ihrer gegenseitigen Beaufsichtigung einen verfassungsmäßigen Schutz der königlichen Rechte. Die ganze

Stärke der Aristokratie stand in den alleinigen Mitgliedern des Oberhauses dem Throne gegenüber, und kam es zum Bruche, so beschränkte sich der Antheil der Gemeinen darauf, dem Kampfe zuzusehen, und wenn er entschieden war, die Beschlüsse der Sieger zu genehmigen. Als hingegen zur Zeit des langen Parlamentes die Prälaten aus dem Oberhause verdrängt waren und die Meisten der weltlichen Lords, um dem Könige nachzuziehen, ihre Sitze verlassen hatten, herrschte ihrerseits die ebenfalls natürliche Aristokratie der Gemeinen mit ungetheiltem Einflusse, und benutzte sie ihren Sieg bis zum Umsturze des Thrones und der Verfassung selbst.

Zum offenen Kampfe, und zu einem entschiedenen Siege des einen oder andern Theiles kam es nach ähnlichen Lehren der Erfahrung, weiter nicht; aber ein stilles Ringen nach einem größeren und überwiegenden Antheile an den politischen Rechten, die verfassungsmäßig beiden Häusern des Parlamentes zugetheilt waren, hörte darum unter denselben noch lange nicht auf. Unter Carl II. ward es im Unterhause Gebrauch, diejenigen Gesetzesvorschläge, an deren Annahme dem Hause besonders gelegen war, den Geldbewilligungen desselben, einzuverleiben, die bekanntlich keiner Aenderung unterworfen sind. Ein Verfahren, das, wäre es zur Regel geworden, alle gesetzgebende Gewalt in den Händen der Gemeinen vereinigt, und das Daseyn des Oberhauses zu einer leeren Förmlichkeit gemacht haben würde. Die Mitglieder des letztern begriffen die ihnen drohende Gefahr; sie beklagten sich mit Wärme über die vorgekommenen Versuche eines ähnlichen Zwanges, sie bestanden auf einer parlamentarischen Geschäftsordnung in der alten, anständigen Weise, und machten es endlich zur stehenden Regel ihres Hauses, jeden als Anhang einer Geldbill erscheinenden Gesetzesvorschlag ohne weiteres zurückzuweisen. Im Oberhause andrerseits bildete sich bald nach der Revolution von 1688 eine mächtige Partei, die

nach Burnets Berichten mit noch umfassenderen Plänen umging, und nicht etwa nur mißbräuchliche Benutzungen irgend eines schon vorhandenen Vortheiles, sondern neue und außerordentliche Vorrechte und vermittelst ihrer, wesentliche Umgestaltungen der Verfassung zu Gunsten der erblichen Aristokratie zum Zweck hatte. Die Rechte des Thrones, hinsichtlich der Zusammenberufung und Dauer der Parlamente, sollten näher bestimmt und beschränkt werden. Die Geldbewilligungen der Gemeinen wollte man im Oberhause aufhalten, bis den Lords das Recht eingeräumt wäre sich selbst zu besteuern. Ein Ausschuß der letztern endlich, wie er nur in den gefährvollsten Zeiten in Vorschlag zu kommen pflegte, und der als bleibende Behörde alle Gewalt eines schwedischen Reichsrathes in sich vereinigt haben würde, sollte mit einer Anzahl Gemeinen zusammentreten, um gemeinschaftlich das Wohl des Landes zu berathen. Der adelige Operationsplan scheiterte zum Glück schon bei dem ersten Versuche seiner Ausführung. Das Oberhaus begleitete im Jahre 1692 die Bewilligung der Grundsteuer mit einem Zusatze, zufolge dessen „die Lords sich selbst besteuern sollten.“ Die Gemeinen erklärten dies für einen Eingriff in ihren ausschließlichen Wirkungskreis: die Lords hingegen, unter Leitung des Grafen Mulgrave, nannten die Pairschaft in Ermangelung eines ähnlichen Rechtes einen bloßen Schatten. Die Gemeinen blieben fest, und die Lords mußten nachgeben, doch thaten sie es nur unter der ausdrücklichen Erklärung, der Noth des Augenblickes weichen zu wollen und indem sie ihren Anspruch auf das streitige Selbstbesteuerungsrecht sich vorbehalten.

Bald nach der Throngelangung des Hauses Braunschweig machten sie in der Absicht die verfassungsmäßigen Rechte des Oberhauses in erbliche Vorrechte ihrer Familien zu verwandeln, einen zweiten Versuch, der diesmal gegen das in Anse-

hung ihrer Würden statthabende Ernennungsrecht der Krone, das einzige, das noch einigen Zusammenhang zwischen ihnen und dem übrigen Volke erhielt, und das einzige das ihrem erwanigen Belieben alle noch so nöthigen Bewilligungen oder noch so gerechten Beschlüsse des Unterhauses zu vereiteln, einige Schranken setzte, gerichtet war. Unter der Leitung des Herzogs von Somerset brachten sie ein Gesetz in Vorschlag, das an die Stelle der sechszehn für die Dauer jedes Parlamentes zu wählenden, schottischen Pairs deren fünf und zwanzig erbliche berief, hinsichtlich der englischen eine gewisse, die damalige nur um sechs übersteigende, höchste Zahl festsetzte, und der Krone das bloße Recht, die in dieser Anzahl bei dem Aussterben von Familien entstehenden Lücken durch neue Ernennungen auszufüllen, übrig ließ.

Georg I., der unter dem irrigen Eindrücke, den die gewohnten Formen und Namen seiner Umgebungen auf ihn hervorbrachten, noch weniger, als irgend einer seiner Nachfolger, zu klaren Ansichten von der eigentlichen Beschaffenheit seiner britischen Regierung gelangen konnte, mochte die strenge Abgeschlossenheit eines parlamentsfähigen Adels so läßlich finden als die eines stiftsfähigen, und war ohnehin leicht für einen Vorschlag zu gewinnen, durch dessen Genehmigung er nicht sowohl sich, als seinem Nachfolger, mit dem er in Unfrieden lebte, die Hände zu binden meinte. Ein zweites Mißverständniß, das wohl einer längeren Bekanntschaft mit deutschen Ständerversammlungen seinen Ursprung verdankte, ließ ihn den Widerstand der Gemeinen für eine Folge ihrer Besorgnisse ihm durch ein gegentheiliges Benehmen mißfällig zu werden ansehen, er bewog ihn sie in Glauben eines Besseren zu belehren und ihnen die Versicherung zu geben, er werde den Vorschlag, im Fall derselbe auch von ihnen gebilligt würde, annehmen. Sie ersparten ihm diese Gefälligkeit, und verwarfen das Gesetz.

Die Theilung einer beratenden Versammlung, deren Mitglieder gesetzlich nicht allein sondern auch vermöge ihrer persönlichen Vorzüge einen regierenden Einfluß auf die übrige Gesellschaft ausüben, dürfte nützlich und nothwendig seyn, um einem Vereine der gesammten Aristokratie, dessen Uebergewicht alle Rechte und Freiheiten der Krone wie des Volkes erdrücken würde, zuvorkommen; und wo ein beträchtlicher Theil jenes Einflusses, wie in England, zum erblichen Besitze gewisser Familien gehört, da mag die Aufstellung einer Erb-kammer in der gesetzgebenden Versammlung das natürlichste Mittel abgeben, um ihre Theilung zu bewerkstelligen. Aber diese und eben eine solche Theilung und die aus ihr hervorgehende Zwietracht unter den verschiedenen Mitgliedern einer übermächtigen Aristokratie besitzen, wie sich ebenfalls aus dem Beispiele der Engländer ergibt, keinesweges an sich, sondern als bloße geringere Uebel, und nur als Schutzwehren gegen noch größere, einigen Werth; und wo keine gerade so beschaffene Grundstoffe der Aristokratie vorhanden sind, da gibt es auch keinen aus der Natur der Dinge selbst hervorgehenden innern Grund, der gerade für jenes, auch im Falle des glücklichsten Erfolges mit so großen Opfern und Schwierigkeiten verbundene Auskunftsmittel entscheiden müßte. Andere und zufälliger Umstände kämen alsdann bei der Wahl einer oder der andern Form einer gesetzgebenden Versammlung in Betracht; und es ist die Frage ob sich unter denselben einige finden ließen, die mächtig genug wären, das planmäßige Begründen und Befestigen einer erblichen Aristokratie in der Legislatur zu rechtfertigen. Es ist in jedem Falle keine Frage, daß nur, da die etwanigen Vortheile einer Theilung der letztern gewiß nicht zu theuer bezahlt wurden, wo dieselbe nicht ohne den Uebelstand eines ähnlichen Erfolges zu bewerkstelligen war.

Von offenen oder geheimen Feindseligkeiten der beiden Häuser des Parlamentes gegen einander dürfte für die britische Verfassung schwerlich noch etwas zu befürchten seyn. Beide Theile haben nach so vielfachen Schwankungen ihrer Kräfte ein gewisses Gleichgewicht derselben gefunden, und sich unter fruchtlosen Versuchen ihren eigenthümlichen Wirkungskreis zu überschreiten, an die Gränzen desselben gewöhnt. Beide sind sich der Unverletzlichkeit ihrer besondern Vorzüge nur in der des verfassungsmäßigen Ganzen, dem sie als Theile angehören, bewußt geworden, und ein vereinzelt oder nur vorherrschendes Daseyn liegt eben so wenig in ihren gegenwärtigen Sitten und Begriffen als in ihrem Bereiche. Die Formen des öffentlichen Lebens haben sich durch ihre früheren Reibungen selbst einander so glücklich angepaßt, daß in ihnen wohl kaum eine Gefahr für die Verfassung enthalten ist; es fragt sich, inwiefern diese letztern bei aller Vollendung und Festigkeit ihrer Formen ihren Zwecken entspricht, inwiefern namentlich die beiden Häuser des Parlamentes einerseits ihrer natürlichen Stellung zum Volke treu geblieben, und andererseits wenigstens an sich, und abgesehen von dem untergeordneten Verhältnisse der meisten ihrer gegenwärtigen Mitglieder, dem wachsenden Einflusse der Krone Schranken zu setzen geeignet sind.

Betrachten wir in dieser Hinsicht die Zusammensetzung des Oberhauses, so dürfte sich zuvörderst nicht wohl verkennen lassen, daß die gerühmte Naturmäßigkeit der demselben zustehenden Vorrechte nur sehr bedingungsweise zu verstehen ist. Natürliche Vorzüge, im Gegensatz zu künstlichen oder willkürlichen, sind solche, die ihre Wirksamkeit nicht einer fremden Ursache, sondern sich selbst zu verdanken haben, die nicht erst als Folgen gewisser Einrichtungen oder sie begleitender Umstände begreiflich werden, sondern sich von selbst

verstehen. Auch die Vorzüge der Geburt sind allerdings natürliche, insofern sie in dem freien Auerkennen der Menschen ihre Stütze finden, da eben diese Meinung, auf der sie beruhen, um auch ihrerseits, obgleich in einem ganz andern Sinne des Wortes eine natürliche, d. h., eine natürlich begründete zu seyn, einen hinreichenden Entstehungsgrund ihres Daseyns in dem Wesen ihres Gegenstandes voraussetzt.

I n h a l t.

| | Seite |
|--|-------|
| Carl Gustav Jochmann von Bernau. | |
| Mittheilungen zu dessen Lebensgeschichte vom Herausgeber | 1 |
| Kleinigkeiten aus meinen Reiseblättern. | |
| I. in England | 81 |
| Madcliff's Library zu Oxford. Die Universität. Printinghouse und Mrs. Wadham. All-Souls-Bibliothek. An Jenning in Reading. Die Sacramentswoche. Gratulation u. Condolation. Schaff-Mull und Whisky. Professor Gregory. Advokaten in Edinburg. Englische Zeichnungen. Stanzen. An Sophie. Alexander der Große. Armuth in England. | |
| II. in Frankreich | 97 |
| Mirabeau. Großsinn einiger Freudenmädchen. Was jeder Staatsumwälzung vorangeht. Der Director Newbel. Unerwartliches Urtheil. Blicke hinter die Coullissen des 18ten Brumaire. Einfälle. Der Aerolith von Juvinas. Herr Eligagaray. Zwei Prophezeiungen von Baynal. Politisches Glockenläuten. | |
| Graf Gustav von Schlabrendorf in Paris, | |
| über Ereignisse und Personen seiner Zeit. | 124 |
| Bureaokratie. Winterfeld und Friedrich II. Der Bischof von Aversa. Schwache Regierungen. Weiber und Prie- | |

ster. Die Jesuiten. Die Fürstenbraut. Geschichte und Geschichtschreiber. Die Kunst zu lügen. Von Wundern. Nivazol. Diplomatische Lauerer. Ehrlichkeit. Adel. Pressfreiheit. Dogmen. Meinungswäsche. Forster und Friedrich II. Fichte's geschlossener Handelsstaat. Die Deutschen. Schlabrendorf's Wahlpruch. St. Simon. Prophezeiungen. Bemerkungen über Sprache. Königlicher Wahnsinn. Hochschule der Weisheit. Physiognomie von Paris am 10. August 1792 und 31. Januar 1793. Gnomen. Regierungswechsel. Oeffentliche Vernunft. Baron Hompesch. Der Freiherr von der Trenk. Franzosen und Engländer. La Grange. Cabanis. Die Theophilantropen. Ehrlich I. Schlabrendorf's Glaubensbekenntniß. Bergasse. Urtheile. Lafitte und der Pamfletschreiber. Das Danaidengeschäft. Der geheime Einfluß auf die französische Revolution. Mary Wollstonecroft. Mysticismus.

H. C. Oelsner in Paris.

Ueber Personen und Ereignisse seiner Zeit. 201
 Bonaparte und Napoleon. Die Bernergesandtschaft im Jahre 1798 zu Paris. Der heutige Adel. Maltebrun. Polizei. Sives. Ganilh. Holland und Pauw. Das Römerreich unter Constantine. Soldatenstand. Elemente der Revolution. Selbstbeschauung. Italiener. Apophegmen und Anekdoten.

Kobespierre.

252

Die Bürgschaften der englischen Verfassung.

296